Deutsche Rundschau

BAND CCLVI
(Juli – August – September 1938)

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertsechsundfünfzigsten Bande

(Juli–August–September 1938)

PAUL HULDERMANN

Krieg von historischer Bedeutung in China?

Als der Krieg im Fernen Osten begann, war er im Wortgebrauch von Diplomatie und Presse ein „incident" – ein „Zwischenfall". Dieser Wortbegriff ist mit der Regelmäßigkeit einer steckengebliebenen Grammophonplatte ständig wiederholt: ein Zwischenfall von Lukuchiao, ein Zwischenfall von Tientsin, dann von Tungchow, von Städten und Stadtteilen, schließlich von Shanghai. Ein incident ist der Krieg bis heute de jure geblieben, sofern ein Zwischenfall überhaupt de jure sein kann.

De facto sind diese Kämpfe im Fernen Osten, in denen Hunderttausende der besten Söhne beider Länder verbluten, in denen Zehntausende mit Wunden für das Leben geschlagen werden, in denen fünfzig, sechzig Millionen Menschen auf der Flucht vor der nachdrängenden Kriegszone sind, in denen alle erreichbaren kulturellen und wirtschaftlichen Werte zerschlagen werden – de facto sind diese Gefechte und Schlachten in ihrer ununterbrochenen Folge Krieg, geführt in jener schon fast leidenschaftslosen Erbitterung, bei der es kein Pardon, nur Vernichtung, Ausrottung gibt. Wir haben uns nach zwölfmonatigem Kampfgeschehen nicht mehr an juristische oder diplomatische Notengebräuche zu halten. Wir haben vielmehr rückhaltlos mit rücksichtslosen Tatsachen zu rechnen.

Unter solchem Aspekt versucht der Waffengang gleichzeitig, aus dem bloßen Tagesgeschehen unter den historischen Horizont zu treten. Dabei wird sich niemand vermessen wollen, heute etwa zu prophezeien, wie dieser Krieg in seiner geschichtlichen Bedeutung ausgehen wird. Politische Prognosen sind eine undankbare Angelegenheit, ebenso militärische. Um wieviel mehr sind es politische und militärische vereint. Kein Mensch wird etwa bestreiten wollen, daß Japan bis heutigestags einen einwandfreien militärischen Sieg errungen hat. Niemand wird ebenso bestreiten wollen, daß eine psychisch und technisch weiter geschulte Armee als die chinesische heute noch in der Lage wäre, den japanischen Siegeslauf aufzuhalten.

Niemand wird auf der anderen Seite heute sagen können, die Chinesen hätten den Krieg verloren. Erstens hat sich die chinesische Schlagkraft nach starker Demoralisierung erneut bei Suchau und an der Lunghaibahn erwiesen. Und zweitens ist es in richtiger Erkenntnis der eigenen Gegebenheiten, ebenso auch aus der Tatsache heraus, daß man nur einen Defensivkrieg führt, nicht das Ziel und nicht der Ehrgeiz der chinesischen politischen und militärischen Führung, einen Sieg um jeden Preis gewinnen zu wollen. Man könnte, so darf man sagen, chinesischerseits durch den Verbündeten „Raum" und die dadurch zunehmende Erschöpfung der Japaner einen annähernden militärischen Gleichstand herbeiführen. Und wenn dieser Gleichstand erreicht ist, könnte man zwar nicht den Krieg, aber vielleicht den Frieden gewinnen.

Schließlich: wie will jemand eine Prognose stellen, wenn auf beiden Seiten der Wunsch nach Frieden herrscht, wenn einem auch aus Japan immer wieder gesagt wird, man wünsche, daß diese Auseinandersetzung baldigst ein Ende habe? Wenn jeder Chinese sagt, sein Land sei friedensbereit, sofern die Bedingungen des Friedens ehrenvoll seien? Wenn aber zu einem solchen Friedensschluß gegenwärtig keine anderen Voraussetzungen gegeben sind als Überraschungsmomente?

Abseits dieser nicht ausbalancierten Voraussetzungen also wird man bei einer Fragestellung, ob dieser Krieg eine historische Bedeutung, heute bereits eine historische Bedeutung habe, zunächst vielleicht entgegnen, daß sich dieses erst nach ratifiziertem Frieden und dann in einer grundlegenden Abhandlung festlegen lasse. Eine solche Ansicht hat ihre Richtigkeit, wenn auch unserem Dafürhalten nach zunächst nur da, wo westliche Maßstäbe an ein annähernd westliches Objekt gelegt werden. Das Objekt wäre in diesem Fall Japan, kaum aber China.

Japan ist eine Nation, die in der ostasiatischen Rückbildung begriffen ist. Bis über die Jahrhundertwende hinaus hat man im Inselreich einem westlichen Idol gehuldigt, hat man eine neue politische und völkische Ideologie in Tuchfühlung mit dem englisch-japanischen Bündnis konstruiert. Der russisch-japanische Krieg, im besonderen sein Friedensschluß unter ausländischer „Betreuung", dann die Impressionen des Weltkrieges, die hierbei zutage tretenden ernstlichen Schwächen der europäischen Mächte — dies und mehr haben das Signal zum „Zurück", zur japanischen Selbstbesinnung, zur inneren Abkehr von europäischen politischen Vorstellungen, zu den Versuchen einer Aufhebung der Parteiwirksamkeit, also der westlichen politischen Meinungsbildung, zur Wiederbelebung des Nur-Staatsgedankens, also der reinen Staatsführung durch Militär und Beamtentum (siehe jüngste Kabinettsbildung) als Vertreter des Kaisers geführt. Es ist für diesen Prozeß der Hin- und Rückbildung vielleicht nichts so symptomatisch wie das Wirken der japanisch bewußten und damit politisch bedeutungsvollen Schwarzen Drachengesellschaft Toyamas. Japan kehrt sich unter ihrer und anderer Initiative seit Jahren grundsätzlich ab von westlicher Geistesbildung, bewahrt Errungenes, sofern es wertvoll ist und verarbeitet werden kann, baut auf bereits verankerten Erfahrungen wohl wirtschaftlich weiter, nicht aber kulturell, und folgert politisch so, wie die Gelegenheiten es bringen. Man kann das Rückbildung, man kann es auch Selbstbesinnung nennen.

In jedem Fall wird diese innere Neugestaltung Japans von den heutigen Kriegsgeschehnissen nur auszugsweise berührt, kaum gefördert. Der Krieg trifft auf japanischer Seite nur mit dem westlichen Vorsprung, mit der wirtschaftlich-technischen Überlegenheit Japans zusammen, richtiger vielleicht gesagt: er vereint sich mit ihr. Der japanische Siegesablauf ist der Einsatz solcher westlichen Erfahrungen, gegen die ein Mittelalter — in dem sich China bei Kriegsausbruch entwicklungsmäßig vielfach noch befand — keine Abwehr hat. Von historischer Bedeutung könnte somit dieser Krieg, von der japanischen Seite her gesehen, nicht im Ablauf, wohl aber im Ergebnis sein. Gleichgültig wie dieses Ergebnis aussehen wird.

Anders vielleicht bei China. Erstes Gesetz eines Krieges ist Zerstörung. Erste Wirkung eines Krieges auf der Gegenseite: Moral-Schöpfung, dann unter gegebenen Voraussetzungen materielle Erstarkung, die am Kriegsende in einem inneren Zusammenbruch zerfallen, die aber auch Ansatz zu Neuem sein kann. China war zu Beginn des Krieges in dem Gros seiner Bevölkerung ein Haufe, kaum oder gar nicht staatsbewußt. Es gab eine geistig moderne, genug aufgeschlossene Elite unter Führung des Marschalls Chiang Kai-shek, die seit zehn Jahren versucht, aus diesem Haufen, dieser Masse Volk ein Volk zu machen. Der Prozeß entwickelte sich ausstrahlend vom Jangtse nach Norden bis zum Gelben Fluß (weiter nicht, weswegen auch die Provinzen der nordchinesischen Tiefebene in diesem Krieg niemals verteidigt, sondern in hinhaltendem Rückzug geräumt wurden), er entwickelte sich nach Süden über die Kämpfe mit den Kommunisten in Kiangsie 1932, über den fast auf dem Wege eines Waffengangs entschiedenen Ausgleich mit der politisch starken Südprovinz Kwangsi und seinem politischen Folgetrotter Kwantung, bis zu der annähernd gelungenen Einbeziehung der Provinz Szechuan aus dem chinesischen Provinzialverband der ersten fünfzehn republikanischen Jahre in einen chinesischen Staatsverband. Da kam der Krieg. Er hat dieses neue Reich der Nanking-Regierung nicht fertig, noch nicht geschmiedet gefunden.

Die Leute in Nanking haben zu einem Widerstand gegen diesen Hereinbruch „Ja" gesagt, teilweise sicher, weil sie mußten. Denn sie waren Beamte. Und erstes Gesetz dieses neuen chinesischen Staates war nicht wie zuvor ein geschriebenes, sondern ein bereits innerlich erarbeitetes, das Gesetz des „Du mußt". Wogegen der biedere Kaufmann bei Kriegsauftakt freundlich lächelnd Rat, der wohl Trost sein sollte, bei seinen ausländischen Freunden holte. Ob er wohl glaube, China werde den Krieg gewinnen können? Da waren die ersten Japaner bereits tot. — Natürlich wird China den Krieg gewinnen, sagte nun der Kaufmann. Da waren die ersten Chinesen gefallen. — Es wird doch ein sehr schwerer Krieg werden, sagten nun die Kaufleute. Ob China wirklich gewinnen kann?

So war die Mentalität damals. Wie schnell hat sich das gewandelt. Wie schnell war der erste feste, politisch zuverlässige Block derjenigen vom Kuli bis zum Clerk geschaffen. Mein Boy aber sagte: „Master, was werde ich tun, wenn die Japaner kommen? Entweder gehe ich zu den Soldaten oder ich muß mit flüchten. — Ich gehe zu den Soldaten." Das China der unteren Millionen war nach Stunden, Tagen nicht nur kampfwillig, es war auch kampfbereit. Es versagte dagegen die akademische Jugend. Es versagten auch große Teile der besitzenden Klassen. Als Nanking gefallen war, wünschte mancher Kaufmann im Mittleren und Oberen Jangtsetal alsbald den Japaner herbei, damit sein Geschäft wieder gehe.

Der Japaner kam nicht. Auch die Brüsseler Konferenz half nicht. Der Nicht-Angriffspakt mit Sowjetrußland brachte keine weiteren Freundschafts- oder wesentliche praktische Hilfsbeweise Moskaus. Man sah sich allein auf sich selbst gestellt, man sah beispielgebend den materiellen Einsatz der Millionen von Übersee-Chinesen, in den Straits im besonderen, man erlebte, daß japanische Flugzeuge zeitweilig in Dutzenden über Hankow abgeschossen wurden — das alles waren Erkenntnisse, Feststellungen, Beobachtungen, Bewußtsein eigener Stärke, das man plötzlich

gewonnen und aus dem anfänglich eine positive, eine leise bejahende Apathie erwuchs, dann ein lautes Ja, aus dem schließlich der politische Einsatzwille eines Volkes entstand. Mag man sagen, daß die Bomben der Japaner oder andere Momente den Widerstandswillen der Bevölkerung weiter und immer stärker geschürt hätten, fest steht das eine: daß in diesem China, das durch die 50 bis 60 Millionen von Flüchtlingen bis in die letzte Ecke von Krieg und Kriegserleben erfaßt wird, ein entschlossener abwehrender politischer Wille entstanden ist, daß zum erstenmal in der chinesischen Geschichte ein Nationalbewußtsein erwuchs.

Gewiß gibt es Skeptiker, die mit warnendem Finger in der Datentabelle der chinesischen Geschichte herauf- und herunterzeigen und sagen: damals war auch so ein Ansatz, doch dann kam ein innerer Zwist wieder zum Durchbruch und der große zusammenfassende Augenblick war verpaßt. Das kann nicht bestritten, darf auch nicht aus dem Auge verloren werden. Sicher aber ist, daß noch kein Staatsoberhaupt Chinas eine jeden Winkel des Reichs so erfassende Macht besaß wie heute der Marschall Chiang Kai-shek, der es sich erlauben konnte, jeden zehnten Mann der Truppe, die eine japanische Landung bei Chapoo (wodurch die Shanghai-Schlacht verloren wurde) zugelassen hatte, erschießen zu lassen, und der sogar den Gouverneur von Shantung mit einem Großteil seiner Offiziere an die Wand stellen ließ, und der heute seit Jahren eine Regierung führt, so kontinuierlich und gefahrenbeständig wie in kaum einem anderen Lande der Welt.

Das sind Vorgänge in der innenpolitischen Geschichte Chinas, beispielhaft und wegweisend in die Zukunft, sofern sich die Regierung nach Kriegsschluß stark genug zeigt, eine Bandenbildung aus den Guerillakriegern zu verhüten. Ist das der Fall, dann wird dieser Krieg eines Tages von einem China quittiert, das den Neubau des Landes ohne die belastende politische Provinzherrlichkeit der Generals-Diadochen, der Gouverneure, und ohne die Belastung durch Familientraditionen, Rücksichtnahme auf tausendfach divergente Familieninteressen beginnt. Damit aber zeichnet sich eine historische Entwicklung ab, die heute bereits über ihr Anfangsstadium herausgewachsen sein sollte.

Diese Grundlage aber ist zugleich stark genug, weitere mehr materiell gelagerte Auswirkungen nach sich zu ziehen. Man spricht nicht selten von der seelischen Kraft des chinesischen Volkes, von seiner Kraft, zu leiden und zu dulden. Sie ermessen wird nur derjenige können, der selbst einmal im Geleit einer Hungersnot, einer Flut wanderte. Der selbst einmal mitging in diesem Flüchtlingselend, das der Krieg vor sich hertreibt. Mit dieser seelischen Kraft aber paart sich eine für den Europäer nahezu unvorstellbare körperliche Kraft, die es nur einzuspannen gilt. Beispiel: wenn vier Kulis ein einmotoriges Flugzeug, ohne Flügel und Räder, doch mit Motor, straßenweit schleppen. Wenn wenig mehr Kulis Tage und Nächte Eisenbahnmaterial aus Nordchina auf Dschunken über den Jangtse schaffen, schwerste Expreßwagen, schwerste Lokomotiven, so daß nun, trotz nahezu täglichen Bombardements die Strecke Hankow—Hongkong Tag und Nacht mit Kriegsmaterial befahren wird. Wenn innerhalb sechs Monaten ein fertiger Bahnunterbau, elf Meter breit, über Hunderte von Kilometern entsteht. Wenn in wei-

teren sechs Monaten der Oberbau der gleichen Strecke fertig und damit eine neue lebenswichtige Zufuhrverbindung für China geschaffen wird.

Bleibt der Hinweis auf die soziale Fürsorge, die vor dem Krieg nicht einmal in den leisesten Andeutungen bestand. Die ins Leben gerufen wurde durch dies Flüchtlingselend. Früher sorgte Familie für Familienglieder. Heute sorgt dort, wo die Familie nicht mehr helfen kann, die Provinzialgilde, sorgt die Gemeinde, die Stadt. Bleibt die Nothilfe für die Landwirtschaft, die kultivieren, ausbauen muß, um den Bevölkerungszuwachs der Flüchtlinge zu ernähren. Bleibt die Einspannung der Bankeninitiative in einen Subsidienprozeß für Handel, für die Industrie. Bleibt die Verlagerung des Großteils der chinesischen Industrie, die bislang in Shanghai ansässig war und nun größtenteils und tausendfach in Kisten verpackt nach Hankow und weiter nach Szechuan zog. Es gibt heute keine lebenswichtige Funktion in China, die nicht durch den Krieg vorwärtsgetrieben würde. Der Beginn des Krieges traf ein Reich, das den Willen zu einer modernen, chinesisch gebundenen Aufschließung besaß und bereits durch Tatsachen wesentliche Erfolge verzeichnen konnte. Der Kampf um Nanking (der auch in der chinesischen militärischen Einstellung zum Kriege eine entscheidende Wendung brachte) führte, noch einmal in aller Kraßheit auf alte und neue Gegebenheiten in China hinweisend, zu jenem grotesken Zusammenstoß, in dem modernste Artillerie jahrhundertalte Stadtmauern sturmreif schießen mußte, um so die Übergabe der Stadt zu erzwingen. Das jetzige Kriegsstadium und damit wohl auch eines Tages das Kriegsende, wird ein Land vorfinden, an das wir andere, sagen wir moderne Maßstäbe zu legen haben.

Man wird vielleicht einwenden und sagen, dies alles seien sicherlich Fakten, seien aber doch keine historischen Momente. Gut. Dann aber wird man doch so viel sagen dürfen, daß diese Fakten das Fundament einer historischen Entwicklung abgeben, die China, wie immer auch der Frieden ausgehen mag, unter Überspringen von zehn, zwanzig friedlichen Aufbaujahren völlig verändert in seine neue Nachkriegs-Aufbauphase eintreten läßt.

Dieser Frieden aber wird dann auch die endgültige Entscheidung darüber zu fällen haben, ob der Waffengang seit dem 7. Juli 1937, ungeachtet aller de jure und de facto-Stadien, wirklich nur ein Zwischenfall oder ein Krieg war. Das Los der Geschichte hat die Entscheidung hierüber in die Hand des stärkeren Japan gelegt. Von seinen Forderungen und Formulierungen wird es abhängen, ob diese Auseinandersetzung für die politische Neubildung des Ostens ein Zwischenstadium abschließt, d. h. ob China früher oder später wieder in die Waffenschmiede treten, die wirkliche Auseinandersetzung mit Japan dann erst vorbereiten wird, ob dieser heutige Krieg also ein Übergang oder ein Abschluß einer politischen Entwicklung ist. Hier wird es notwendig sein, daß ein politisch-historisches Bewußtsein die vorstehend aufgezeichneten, dann bereits geschichtlich gewordenen Tatsachen vorsichtig und verantwortungsbewußt abwägt. Geschieht das nicht, wird man sich darüber klar sein müssen, daß China durch den Krieg bereits so weit neue Lebenselemente geschaffen und verankert hat, daß der Versuch einer Wiedergewinnung seiner Kriegsverluste nur eine Frage von Jahren sein kann.

Die Karte des Monats

Skizze: Walther Pahl — Zeichnung: Rudolf Heinisch

Ein Jahr japanisch-chinesischer Krieg

Anfang Mai gelang es den Japanern nach monatelangen Kämpfen, die von ihnen besetzten Territorien im Norden und Süden Chinas durch die Eroberung von Sutschau zu verbinden. Damit war der Weg frei geworden, um die Offensive auf Hankau zu beginnen. Der Verlauf dieser Kämpfe wird darüber entscheiden, ob der Marschall Chiang Kai-shek durch die von ihm geschickt angewandte Zermürbungstaktik den Gegner zu erschöpfen vermag.

WOLFGANG WINDELBAND

Ein deutsches Schicksalsjahr

Epochentage der deutschen Geschichte sind es, in die wir uns versetzen, wenn wir von der Gegenwart den Blick um ein halbes Jahrhundert in das Dreikaiserjahr 1888 zurücklenken. Der 9. März, der Tod Kaiser Wilhelms I., der 15. Juni, der Tod Kaiser Friedrichs, sie bilden den tiefen Einschnitt zwischen zwei Zeitaltern, dem des strahlenden Aufstiegs und dem, das verurteilt worden ist, in Not und Zusammenbruch auszumünden. So tritt uns beim Blick auf dies Schicksalsjahr 1888 in schärfster Konzentration greifbar entgegen das tragische Element im Werdegang unseres Volkes: sein staatliches Dasein ist beherrscht worden durch den ewigen Wechsel von auf und ab, von Wellenbergen und Wellentälern.

An sich teilt es dies mit der Geschichte jedes anderen Staates, der fähig gewesen ist, Jahrhunderte hindurch seinen Anteil an der Gestaltung des Menschheitsschicksals zu üben. Ihrer aller Bahn ist keine ungetrübt glatte gewesen, sie haben sich ebenso im Glück des Triumphs sonnen dürfen wie den Kelch des Rückschlags zu leeren gehabt. Bei kaum einem andern indessen ist die Aufeinanderfolge so häufig und oft so überstürzend rasch gewesen. Immer wieder wandelte sich für Deutschland hoher Erfolg in tiefe Not, immer wieder erhob sich der Genius der Nation aus Abgründen auf stolze Höhen. Konnte diese Tatsache in Zeiten des Elends als Quell der Zuversicht dienen, daß die Sonne bald wieder scheinen werde, so ist doch das Maß des Hinundhergerissenwerdens nicht ohne Wirkung auf die seelische Struktur geblieben; es hat einen Schaden hinterlassen, der sich tief eingefressen hat und nicht so leicht zu überwinden war: die in klarer, fester Linie staatlicher Entwicklung verwurzelte Selbstsicherheit politischen Denkens und Empfindens, die den äußeren Erfolg so viel leichter macht, weil sie dem Handeln Stetigkeit und Schwung verleiht, konnte sich angesichts solcher Schwankungen nicht ausbilden.

Derart zwischen den Zeiten, an der Grenze zweier Epochen steht auch das Dreikaiserjahr. Mit Kaiser Wilhelm I. stieg ins Grab die ehrwürdige Gestalt, in der sich die höchsten Erinnerungen an Jahre des Glücks, der Siege und der Erfüllung uralter nationaler Träume verkörperten. Im sicheren Vertrauen, sein Land noch höherem Glanze, noch schöneren Tagen entgegenzuführen, übernahm sein Enkel das Erbe, und das Ende war, daß mit ihm sein Haus den Thron verlor.

Symbolisch aber steht für wenige Wochen zwischen den beiden Kaiser Friedrich. Als eine ihrer leuchtendsten, das Volksbewußtsein besonders fesselnden Gestalten hat er die großen Tage der Reichsgründung miterlebt und hat dann, beschattet durch ganz ungewöhnlich lange Dauer des Kronprinzenschicksals, wieder tatenlos der Zeit entgegenharren müssen, da ihm selbst die entscheidende Stelle zufallen würde. Als dies endlich eintrat, da war er ein dem Tode verfallener Mann,

nicht mehr imstande, den Entscheidungen den eigenen Stempel aufzudrücken. So weisen die hundert Tage seines Kaisertums hinüber aus dem einen in das andre Zeitalter. Es verknüpft deren Elemente, Entfalten und Vergehen, Glanz und Tragik.

Das Epochenhafte am Inhalt des Dreikaiserjahres hat schon der Herold des deutschen Einheitsgedankens, Heinrich von Treitschke, unter den Zeitgenossen deutlich gespürt und zum Ausdruck gebracht. Natürlich lag es an sich nahe genug, das Ende eines so langen, an gewaltigen Ereignissen überreichen Regimentes wie Kaiser Wilhelms I., den ans Herz greifenden Abschied von seiner in ihrer majestätischen Würde menschlich so liebenswerten, vom höchsten Greisenalter verklärten Gestalt auch als Abschluß eines Zeitalters zu empfinden. Dies allgemein herrschende Gefühl hat Treitschke ebenfalls ausgesprochen, indem er das Bild des Hingegangenen in die schönen Worte faßte: „An seiner schlichten Größe war nichts blendend, nichts rätselhaft außer der fast übermenschlichen Lebenskraft des Leibes und der Seele. Alle konnten ihn verstehen, nur nicht der Hochmut der Halbbildung; allen, den Geistreichen wie den Einfältigen, konnte die stärkste Kraft seines Charakters, die unwandelbare Pflichttreue, zum Vorbild dienen. So ward er der beliebteste aller hohenzollernschen Herrscher. Wärmer, inniger von Jahr zu Jahr schloß sich die Nation ihrem Kaiser an . . . Als er dahinging, da war allen zumute, als ob Deutschland ohne ihn nicht leben könne, obwohl wir doch seit Jahren schon das Ende erwarten mußten."

Mit der Würdigung dieses persönlichen Verlustes, den die Nation erlitten hatte, begnügte sich Treitschke jedoch nicht. Sein Blick drang tiefer, hinter dem persönlichen fühlte er den sachlichen Gehalt der Zeitenwende: „Nach dem glücklichsten aller ihrer Herrscher beweint die Nation den unglücklichsten. Es ist, als sollten mit der Herrlichkeit von Kaiser und Reich auch die ungeheuren tragischen Schicksalswechsel unserer alten Kaisergeschichte sich erneuern." Die drohenden Gefahren waren ihm also bewußt, er fürchtete den Neid der Götter, aber seine Hoffnung galt der jugendfrischen Persönlichkeit des dritten Kaisers, dessen ersten Taten er die Sicherheit glaubte entnehmen zu dürfen, daß er den guten Geist der Reichsgründungsjahre nicht verlorengehen lassen werde.

Damit sprach der Historiker eine Zuversicht aus, die damals in allen maßgebenden Kreisen empfunden wurde, und zwar um so gewisser, als der Wechsel auf dem Throne zunächst noch nicht auch den im Amte des Reichskanzlers zur Folge hatte. Im Gegenteil, fester als je schienen die Zügel in Fürst Bismarcks Händen zu liegen. Wiederholt hatte sich Prinz Wilhelm demonstrativ und mit Leidenschaft zu ihm als politischem Meister bekannt, in frischer Erinnerung war noch der Trinkspruch, den der Kronprinz an Bismarcks Geburtstag ausgebracht hatte auf den Fahnenträger, der das Reichspanier emporhalte. Während der Öffentlichkeit bewußt war, daß der Kanzler bei Kaiser Friedrich in dessen Kronprinzenzeit nicht selten auf schroff abweichende Ansicht gestoßen war, während sie dann gefürchtet hatte, daß dies sich verstärkt wiederholen würde, nachdem die Krone auf ihn übergegangen, schien jetzt kein Grund mehr zur Sorge gegeben, daß das Steuer vor der Zeit dem Fürsten entwunden werden könne. Damit

durfte die Gewähr für unbeeinträchtigte Kontinuität der erfolgreichen Führung als geschaffen gelten. Es sah so aus, als ob der Thronwechsel nicht über den persönlichen Sinn hinaus bedeutungsvoll werden sollte, als ob er nicht den Charakter des Epocheneinschnittes gewinnen werde.

Aber nur kurze Zeit blieb die Harmonie erhalten, dann hat sich Kaiser Wilhelm II. von Bismarck getrennt. Gewiß standen zwischen ihnen eine Reihe ernster, sachlich politischer Gegensätze, Gegensätze außenpolitischer, innenpolitischer, sozialpolitischer Natur. Aber diese waren nicht derart unversöhnlichen Charakters, um den tragischen Ausgang zur Notwendigkeit zu machen. Unvermeidbar ist er deshalb geworden, weil der Monarch durch den an Selbständigkeit gewöhnten alten Kanzler die Freiheit seiner Entschlüsse und seines Handelns bedroht fühlte, weil ihm eingeflüstert wurde, daß Friedrich II. nicht der Große geworden wäre, wenn er in seinen Anfängen hinter einen alten verdienten Ratgeber zurückgetreten wäre. Dies rein persönliche Moment ist das ausschlaggebende gewesen.

Dennoch hat Bismarcks Sturz auch sachlich die deutsche Politik in neue Bahnen gelenkt. So sehr der junge Kaiser sich mit seinen Ratgebern mühte, die großen Richtlinien, die der Fürst gezeichnet hatte, fortzusetzen, und so sehr sie subjektiv vom Erfolg dieses Mühens überzeugt waren, sind es faktisch doch andere Wege gewesen, die sie gingen. Es war eben ein Ding der Unmöglichkeit, Bismarcksche Politik ohne Bismarck treiben zu wollen. Nicht nur das Fehlen des schöpferisch gestaltenden Geistes, vor allem auch das seiner in Jahrzehnten erworbenen überragenden internationalen Autorität gab zwangsläufig allen Schritten der Reichsregierung einen völlig veränderten Charakter. So steigerte sich trotz allem der persönliche Wechsel in den vollen sachlichen hinein. Der Umschwung der Zeiten setzte sich durch, und damit ist der zweite Thronwechsel des Jahres 1888 dennoch zum Schicksal des deutschen Staates geworden.

In Wilhelm I. hatte die Nation die Verkörperung des Altpreußentums verehrt, das durch zähe Kraft und eiserne Arbeit sich unter den festländischen Großmächten von der letzten an die führende Stelle emporgearbeitet hatte. Es hat dies vollbracht, indem es sich, trotz allen aus berechtigtem Stolz auf die eigene Art und die eigene Vergangenheit geborenen Widerstrebens, dem größeren Rahmen, dienend und herrschend zugleich, einfügte und sich hinüberfand auf den breiteren Boden des nationalen deutschen Staates. Das so geschaffene Betätigungsfeld hat der neue Kurs noch erweitert, aber er hat es allzusehr erweitert, und deshalb ist der Erfolg ihm nicht treu geblieben.

Nicht daß er Weltpolitik sich zum Leitstern erkoren hat, darf ihm als Fehler angerechnet werden. Die deutsche Großmacht, die sich innerlich vom agrarischen zum überwiegend industriellen Staat umgestellt hatte, konnte und durfte sich nicht dem Charakter des Zeitalters verschließen, der nun einmal durch Hochkapitalismus und Imperialismus gegeben war, sollte sie nicht sich selbst der Grundlage gesunder Entwicklung berauben und hoffnungslos hinter anderen Mächten zurückfallen. Hat doch auch schon der Schöpfer der Reichseinheit diese Tatsache als unvermeidlich gegeben anerkannt, indem er den entscheidenden Schritt nach Übersee vollzog. Dem Schwergewicht wirtschafts- und bevölkerungspolitischer

Motive vermochte Bismarck sich nicht zu entziehen, obwohl er sehr deutlich empfand, daß hier nicht bloß Vorteile winkten, sondern auch ernste Gefahren, weil auf diese Weise die Gesamtlage sich außerordentlich komplizierte. Aber er durfte nicht in Widerspruch geraten zu den gebieterischen Forderungen der Zeit, traute sich auch die Fähigkeit zu, der Schwierigkeiten Herr zu werden, und leitete so die deutsche Weltpolitik ein.

Grundsätzlich also ist es nichts Neues gewesen, wenn Wilhelm II. und seine Ratgeber sich zu weltpolitischen Zielen bekannten, aber sie taten es mit verstärktem Gewicht und erhöhtem Tempo. Der verhängnisvolle Unterschied liegt darin, daß jetzt die Relation zwischen europäischen und weltpolitischen Fragen nicht mehr im richtigen Maßstab gesehen wurde. Die Intensität, mit der sich das Deutschland Kaiser Wilhelms II. den weltpolitischen Aufgaben hingab, steigerte sich derart, daß es ihnen die obersten Ziele entnahm und darüber nicht genügend dem Rechnung trug, was Bismarck zum Ausgangspunkt aller seiner Entschlüsse genommen hatte, daß nach wie vor die eigentlich lebensentscheidenden Probleme ihm notwendig auf dem europäischen Festland erwuchsen, aus dem Verhältnis zu seinen großmächtlichen Nachbarn. Indem es allzu weitgehend den Schwerpunkt seines Lebensdranges auf das weltpolitische Feld verschob, lud es allzu viele verschiedenartige Aufgaben auf seine Schultern und schuf sich allzu viele Feinde, um ihrer Vereinigung siegreich standhalten zu können. So ging schließlich verloren, was das vorhergehende Zeitalter gewonnen hatte.

Um solches Ende herbeizuführen, wirkte noch etwas anderes mit, wodurch das Jahr 1888 zum Schicksal für Deutschland geworden ist. Wie bei dem Konflikt, der zu Bismarcks Ausscheiden aus dem Dienste führte, der Altersunterschied der beiden Gegner eine besonders wichtige Rolle gespielt hat, so hat sich danach mit voller Schärfe in der ganzen Entwicklung der deutschen politischen Verhältnisse die Tatsache geltend gemacht, daß mit der kurzen Dauer von Kaiser Friedrichs Regiment eine ganze Generation sich übersprungen fand. Auf die alten Ratgeber Kaiser Wilhelms I. folgten die Vertrauensmänner Kaiser Wilhelms II., und diese waren zunächst wieder zum Teil der alten Generation, die bisher im Amt gewesen war, entnommen und wurden dann von der ganz jungen gestellt. Die mittlere blieb unberücksichtigt und ging der Gelegenheit verlustig, ihre Prinzipien und ihre Fähigkeiten zur Wirkung zu bringen. Es ist kein Zufall, daß sich in den Reden des neuen Herrschers ständig das Bekenntnis zu seinem Großvater findet und von seinem Vater kaum gesprochen wird. Der klassische Generationengegensatz hat hier deutlichsten Ausdruck gefunden.

Daß allerdings eine längere Regierung Kaiser Friedrichs, wobei ein ganz neuer Kreis von Männern an die entscheidenden Stellen gekommen wäre, einen vollen Systemwechsel zuungunsten der konservativen Prinzipien gebracht haben würde, diese Hoffnung der Liberalen und Demokraten würde sich wohl kaum in ganzem Umfang erfüllt haben. Gewiß traf es zu, daß er als Kronprinz in enger Fühlung mit diesen Gruppen gestanden hatte, und es war auch nicht unberechtigt, wenn sie besondere Erwartungen auf den Einfluß seiner Gemahlin setzten, dem er so stark unterlag. Dennoch muß es zum mindesten als überaus fraglich be-

zeichnet werden, ob er als Kaiser dementsprechend gehandelt haben würde. Denn unverkennbar ist in ihm auch ein ausgesprochener Herrscherstolz, das Bewußtsein, zum Regieren geboren zu sein, lebendig gewesen; gelegentlich brach es mit einer Stärke hervor, die seine Umgebung überraschte und seine liberalen Freunde erschreckte. Einschränkungen der königlichen Gerechtsame hinzunehmen, würde er sich wohl kaum bereit gefunden haben.

Es hätte zu denken geben sollen, daß er sich wiederholt und unzweideutig dem Versuch widersetzt hat, die Armee parlamentarisch bevormunden zu lassen. Sein Wort: „Die Armee darf niemals ein Parlamentsheer werden; sie ist königlich und soll es bleiben", beweist, daß einer der wichtigsten Programmpunkte der Demokratie an ihm einen entschlossenen Gegner gefunden hätte. Hier wirkte die alte Preußentradition stärker als jeder andere Einfluß. Auch Bismarck erzählt in den Gedanken und Erinnerungen, daß der Prinz ihm im Jahre 1885, als ernste Sorge um das Leben des alten Kaisers gehegt werden mußte, die Frage vorlegte, ob er sein Kanzler bleiben wolle, und den beiden an die Bejahung geknüpften Bedingungen — keine Parlamentsherrschaft und keine ausländischen Einflüsse auf die auswärtige Politik — uneingeschränkt zustimmte mit dem Ausruf: „Kein Gedanke daran!" Damit hat sich also der Kronprinz auf ein Programm verpflichtet, das zum Teil den Erwartungen schroff zuwiderlief, die seine bisherige Anhängerschaft auf ihn setzte.

Infolgedessen darf man sagen, daß keineswegs nur seine durch die Krankheit bedingte Aktionsunfähigkeit die Erklärung dafür liefert, warum auch in den Hundert Tagen so gut wie alles beim alten blieb. Es ist eben ein alter historischer Erfahrungssatz, daß der zur Krone Gelangte die Welt mit anderen Augen sieht als in der Zeit, wo ihm die Macht noch nicht zugefallen ist. Der Schluß scheint durchaus berechtigt, daß, selbst wenn Kaiser Friedrichs Herrschaft nicht die kurze Episode geblieben wäre, sie die vorausgesehene völlige politische Umstellung nicht gebracht haben würde.

Richtig ist indessen, daß durch sein schnelles Abtreten von der Bühne, durch den Ausfall einer Generation die Lücke gerissen wurde, die das allmähliche und organische Verschmelzen des Altüberkommenen mit den gewaltig aufsteigenden neuen Kräften erschwert hat. Schon im Jahre nach Kaiser Friedrichs Tode hat der ihm persönlich nahestehende, in politischen Dingen sonst allerdings oft wenig glückliche und instinktsichere Gustav Freytag darauf hingewiesen, daß in der Hohenzollerndynastie jedesmal mit dem Nachfolger eine „Ergänzungsfarbe" zum Wesen des Vorgängers hinzugetreten sei. Er illustrierte dies insbesondere an dem Beispiel der „in den Brüdern Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. zur Herrschaft gelangten entgegengesetzten Ausstrahlungen ihrer Zeitbildung: Schelling und Herbart, Tieck und E. M. Arndt, Radowitz und Moltke, Manteuffel und Bismarck", wies aber mit Recht darauf hin, daß das gleiche auch sonst stets Gültigkeit besitze. Diesmal jedoch sei mit dem Hinschwinden einer Fürstenseele, in der alle freiheitlichen und volkstümlichen Regungen gegen engherzige Beamtenherrschaft, alle Arbeit für Wissenschaft und Kunst freudigen und verständnisvollen Widerhall gefunden hätten, diese Ergänzungsfarbe ausgefallen. „Wer ver-

möchte zu sagen, ob das Ausfallen dieser eigentümlichen Mischung von Bildungselementen einen Einfluß auf die nationale Entwicklung haben wird? Denn solche Zeitfärbung des Herrschers ist ja nur eine von den Eigenschaften, welche seinen Inhalt ausmachen, und es gibt viele andere, welche bedeutsamer sein mögen. Aber auf die Tatsache dürfen wir hinweisen, auch wenn wir den guten Geistern unsres Lebens fröhlich vertrauen."

Freytags derart vorsichtig verhüllte Sorge hat sich als berechtigt erwiesen. Unverkennbar allerdings ist im neuen Kurs der ehrliche Wille herrschend gewesen, die dem alten fehlenden Farben nachzutragen, und gerade den Gebieten, auf denen Freytag von Kaiser Friedrich sich besonders viel versprochen hatte, hat auch Kaiser Wilhelm II. sein lebhaftes Interesse zugewendet. Volkstümlich wollte er erst recht sein — der Entschluß zu noch stärkerer sozialer Förderung der Arbeiterschaft, als sie mit der Kaiserlichen Botschaft von 1881 bereits eingeleitet war, hat bei der Trennung von Bismarck besondere Bedeutung besessen —, und daß er sich den Bedürfnissen von Kunst und Wissenschaft gegenüber kalt oder gleichgültig verhalten habe, wird niemand behaupten. Auf die Dauer jedoch ist das eingetreten, was Freytag befürchtet hatte. Denn während die Wissenschaft sich stets der persönlichsten Anteilnahme des Kaisers zu erfreuen gehabt hat, so daß eine ihrer grundlegenden Organisationen noch heute mit Recht seinen Namen trägt, hat sich seine Fürsorge für die Kunst einseitig auf das seinem eigenen Geschmack Gemäße beschränkt, und der soziale Anlauf erlahmte bei der ersten großen Enttäuschung, weiterer Ausbau der politischen Institutionen im Sinne größerer Volkstümlichkeit ist nicht erfolgt. Zu spät und zu schwach wurden die besonders stark auf der Stimmung lastenden Probleme in Angriff genommen. Die Leitung des deutschen Staates hat die Forderung, die an sie gestellt wurde und gestellt werden mußte, sich fortgesetzt als wirkende Macht und lebendige Gewalt tätig in der Wirklichkeit des modernen Lebens zu erweisen, nicht zu erfüllen vermocht.

Daß die Generation Kaiser Friedrichs hieran hätte ändern können, wenn sie unter seiner Führung hätte an die Arbeit gehen dürfen, ist zwar nicht zu beweisen, aber auch nicht zu widerlegen. So aber hat sich als verhängnisvoller Schaden die Stagnation des politischen Zustandes eingestellt, und aus ihr hat sich die verderbliche Atmosphäre entwickelt, die uns aus der Fülle der Denkwürdigkeiten von vor wie hinter den Kulissen stehenden Persönlichkeiten entgegentritt. Die Altem und Neuem gerecht werdende, ausgleichende Überleitung blieb aus, das Zeitalter Wilhelms II. steuerte der Katastrophe entgegen. Wieder einmal hat Deutschland den ungeheuren Schicksalswechsel sich vorbereiten und dann vollenden gesehen.

Aus dem Alltag der Antike

II.

Der kluge Blick der alten Völker hat bereits vor viertausend Jahren, von der Vernunft geleitet, den Alltag zum Kunstwerk gestaltet. Wer die Gesetze des physischen und sozialen Lebens recht erforschte, bekam gleichsam einen Hebel in die Hand, an dem er die Welt aus den Angeln hob und selber wurde wie Gott. Der Mathematiker und Ingenieur Archimedes wollte mit seinen Maschinen die Erde in neue Bahnen lenken. Technik und Wissenschaft der Neuzeit knüpfen an diese rationale Beschwingtheit der Antike wieder an, beruhen zum guten Teil auf ihren Erfindungen und Einrichtungen, die das tägliche Dasein erst erträglich gemacht und gesteigerte Leistungen ermöglicht haben.

Die Städte Mesopotamiens waren einst nicht krumm, winkelig, malerisch und dabei eng und dumpfig wie bei uns im Mittelalter, sondern sie hatten gerade, regelmäßige Straßen, die sich rechteckig schnitten, und waren so angelegt, daß die kühlenden Winde, die aus einer bestimmten Richtung kommen, Straßen und Stuben durchlüfteten. Die gerade, breite Straße war ursprünglich ein Luftkanal. Ein findiger griechischer Architekt, Hippodamos, sah das und baute danach seine von der Malaria heimgesuchte Vaterstadt Milet um, die Wiege der Wissenschaft Europas, deren Markttor Berlin bewahrt, so zwar, daß nun die Hauptstraßen der neuen Stadt dem heilsamen Seewind zugänglich waren. Perikles, der Führer des Reiches der Athener, dem keine schöpferische Neuheit entging, übertrug dem milesischen Architekten den Neubau der Hafenstadt Peiraieus und ließ die athenische Kolonie Thurioi in Unteritalien von ihm anlegen. Als die Bewohner von Rhodos, der letzten großen Handelsrepublik Griechenlands, die bis dahin zerstreut in kleinen Orten gewohnt hatten, beschlossen, in eine Stadt zusammenzuziehen, ließen sie sich Hippodamos kommen. Alexandria, die ägyptische Weltstadt und Residenz, der glänzende Mittelpunkt der hellenistischen Kultur, wurde gleichfalls schachbrettartig angelegt wie Chikago.

Dem praktischen Sinn der Römer leuchtete der Vorteil dieser Bauweise ein. Sie legten Militärlager (castra) und Kolonien in dieser amerikanischen Art an. So haben sie u. a. Turin und das alte Trier gebaut. Die älteren Städte der Germanen dagegen wuchsen unregelmäßig empor. Sich in Bauordnungen zu fügen, widerstrebte dem unabhängigen Sinn. Aber als dann später, besonders in Ost- und Norddeutschland unter der Führung von Bischöfen und Fürsten Hunderte von neuen Städten gegründet wurden, griff man auf die Baugedanken der römischen Militärarchitekten und des Hippodamos zurück, indem man z. B. in Leipzig, Dresden, Breslau regelmäßige Stadtanlagen schuf. Ihre Mitte nahm ein viereckiger Marktplatz ein. Von ihm gingen Straßen ab, die einander rechtwinklig schnitten, wenn auch nicht immer mathematisch genau.

Als die Ahnen der Griechen in Hellas einwanderten, brachten sie aus dem

Norden ein rechteckiges, fensterloses W o h n h a u s, das Megaron samt seiner Vorhalle, mit. Sie fanden bald, daß sich's im warmen Süden unter der Vorhalle besser wohne als drinnen. Sie schufen den Typ eines neuen Hauses, bei dem sich Säulenhallen um einen Gartenhof mit Wasserbassins zogen. Auf die Hallen gingen die Türen der Gemächer. Da saß und wandelte man den ganzen Tag in schattiger, duftender, frischer Kühle. Nach dem Vorbild der Griechen sind auch die Römer aus ihrem rauchgeschwärzten „Atrium" ins Freie gezogen. Wir bewundern noch die friedliche, dem Lärm und Staub der Gasse abgewandte, ganz nach innen gekehrte Stille dieser geschmückten Säulenhöfe, in denen Männer und Frauen der Antike ihren Alltag heiter verbracht haben.

War es ihnen daheim zu still, so wandelten sie auf die Gasse, auf den Markt, wo ja nirgends ein Wagen den S p a z i e r g ä n g e r gefährdete, um mit den anderen Bürgern zu schwatzen und zu klatschen. Denn die Stadt mit ihren kühlen Straßen, ihren Laubengängen und Tempelhallen, ihren Parks, Sportplätzen und Bädern, war ein erweitertes Wohnhaus. Die Stadt war, vom Volke begründet und regiert, sein freier Tummelplatz. Weil die Menschen viel draußen beieinander waren, keiner sich allzusehr ins private Dasein zurückzog, gab es eine ö f f e n t l i c h e M e i n u n g, die eine Macht war. Darum war das Volk von Athen ein Souverän, der über Leben und Tod, Land und Meer gebot, darum warben noch die göttlichsten Cäsaren um den Beifall der drohenden Straße.

Man sah auf der Straße meist nur Männer. Im alten Hellas gingen s i e morgens in die Basare, wo, wie im Mittelalter bei uns, Schuster neben Schuster, Töpfer neben Töpfer saß, und kauften ein. Der Globetrotter Herodot war entsetzt, als er sah, wie in Ägypten die F r a u, die hier viel freier war, statt des Mannes auf den Markt ging. Wer sich nach seinen Besorgungen erholen wollte, spazierte ins Grüne. Zu Athen hat der siegreiche General Kimon den ersten S t a d t p a r k des Abendlandes geschaffen. Noch berühmter war Daphne, der Park von Antiochia, mit seinen kühlen Quellen und duftenden Beeten der schönste Fleck auf Erden, wie man fand. Die königlichen und öffentlichen Gärten von Alexandria nahmen ein Viertel des Umfanges der Riesenstadt ein. Cäsar vermachte seine Lustgärten in Rom dem Volk zur Promenade. In den Stadtparks des Augustus traf sich die halbe und ganze Welt, so der Dichter Ovid mit seiner Freundin. Die Griechen wohnten so gern unter grünen Bäumen, daß die Philosophen im Garten Schule hielten und die Jünger Zenons nach der offenen Halle, der Stoa, wo sie lernten, Stoiker genannt wurden, während die des Aristoteles nach einem Wandelgang (peripatos) Peripatetiker hießen. Wer nicht nur hören, sondern auch lesen wollte, brauchte nur in eine der großen öffentlichen B i b l i o t h e k e n zu gehen, wie sie die Kaiser und Könige mit großem Sammeleifer zusammengebracht hatten, so in Alexandria, Pergamon, Rom. „Kataloge" gaben Auskunft über den Bestand der Bücherei.

Die ärmeren Bürger der Reichshauptstadt Rom wohnten freilich nicht so idyllisch, sondern zu Tausenden in vielstöckigen Häuserblocks, die von Spekulanten als M i e t k a s e r n e n errichtet wurden. Ein derartiges fünfstöckiges Wohnhaus ist in Rom noch zu sehen, mit großen Läden im Erdgeschoß. Cicero, Advokat,

Philosoph und Senator, bezog aus den Mieten seiner Stadthäuser eine Jahresrente von siebzehntausend Mark. Einmal bezahlte Cäsar allen Römern ein Jahr lang die Wohnungsmiete im Betrage von je vierhundert Mark. Er hat auch für den Schutz der kleinen Mieter gesorgt. Mit d i e s e n Häusern haben die Alten den Typ geschaffen, der noch unser städtisches Leben bestimmt. Das ist das Haus, das sein Gesicht der Straße zukehrt. Diese Häuser hatten bereits größere „F e n - s t e r" (lateinisches Wort), während das altgriechische und altrömische Haus Luft und Licht durch die offene Hoftür empfing und nach der Straße zu nur wenige, kleine, anfangs nicht verglaste Fenster besaß. Indem sie das Glas und die Fenster erfanden, haben die Alten uns Nordländern, die wir nicht immer draußen sein können, erst ein behagliches, erhelltes Wohnen ermöglicht. Die älteste bekannte Glasflasche der Welt ist aus Ägypten und stammt aus dem Jahre 1400 v. Chr. G l a s wurde in Mengen erzeugt. Zur Römerzeit war die rheinische Glasindustrie berühmt. Die riesigen Volksbäder waren durch große Glasscheiben erleuchtet.

Neben dem Fenster verdanken wir der Antike den B r u n n e n. Die Kunst, durch Bohren eines Brunnenlochs überall oder an vielen Orten der Erde Wasser zu finden, wurde wohl in Ägypten zuerst geübt. Die praktischen, kolonisierenden, allenthalben städtegründenden Römer erkannten sofort den Wert dieser Kunst, die es erlaubt, auch fern von Flüssen, Quellen, Seen Siedelungen anzulegen, und machten eifrig von ihr Gebrauch.

Wem es zur Zeit des Cäsar oder Augustus in seinem Hause mit den Marmormosaikfußböden im Winter zu kalt wurde, der konnte, wenn Berge und Wälder rings um Rom mit Schnee bedeckt und die Flüsse zugefroren waren, mit altem Sabiner oder Falerner einheizen, wie der trinkfrohe Horaz erzählt; er konnte auch, gleich dem nüchternen Kaiser Augustus, drei hausgewebte Pullover übereinander anziehen und dazu Kohlenbecken in seinem Arbeitszimmer aufstellen. Wer ein Haus mit Z e n t r a l h e i z u n g besaß, war besser dran. Sie hatte der Ingenieur und Industrielle Sergius Orata um 80 v. Chr. erfunden. Er verdiente ein Vermögen, indem er alte Häuser billig aufkaufte, in ihnen seine Röhren einbaute und die Häuser dann mit hohem Gewinn losschlug. Er ließ von einem Zentralofen aus warme Luft durch Hohlräume unterhalb des Fußbodens entlang streichen und innerhalb der senkrechten Wände emporsteigen. Die Wärme hielt lange vor. Diese Heißluftheizung bewährte sich und wurde in vielen Häusern des Altertums eingebaut.

Die Germanen haben von den Römern zwar die Zentralheizung nicht übernommen, wohl aber den K a m i n, d. h. die Feuerstelle mit einem zum Dach reichenden Abzugsweg (caminus bedeutet „Weg") für den Rauch, einem „Rauchfang und vielleicht auch die „Stube", das heizbare Gemach, die ursprünglich ein Baderaum (vgl. latein. extufare, „heizen", ital. stufa, „Ofen", franz. etuve, „Badezimmer") war. Wem es zur Römerzeit im Sommer daheim zu h e i ß war, ließ sich in sein Wohnzimmer eine K ü h l a n l a g e einbauen, eine Art künstlichen Wasserfalls, marmorne Treppchen, über deren Stufen kaltes Wasser herabrieselte. An fließendem Wasser aus der Leitung war in Rom und anderweit nie Mangel.

Das reine, frische, kühlende Wasser, wie es den Bergen entspringt, haben die Alten wie etwas Göttliches verehrt. Die Griechen und Römer wollten es auch daheim in ihren Städten und Häusern nicht missen. Deshalb legten sie ihre berühmten Aquädukte an, die von weit her, von hohen Bergen herab, reinstes, gesündestes Wasser aus unerschöpflichen Quellen oder Talsperren durch Tunnel und auf hohen meilenlangen Bögen bis in jedes Gemach leiteten. Die Röhren der Leitung waren aus Beton. Diese Aquädukte finden wir in der römischen Campagna, bei Metz, in Spanien, Südfrankreich (Pont du Gard), Konstantinopel, Nordafrika. Wir bewundern den Schwung ihrer hoch und kühn gewölbten Bogen. Sie waren Wahrzeichen des Reichs. Wenn die Römer einen ihrer großen Konsuln rühmen wollten, so sagten sie: er hat eine Wasserleitung gebaut. Das galt soviel wie ein Sieg.

Bereits im 4. Jahrhundert vor Christus legte Appius aus dem hochbegabten Geschlecht der Claudier, dem später das Kaiserhaus entstammte, eine Wasserleitung und eine Heerstraße an, die Via Appia, aus der dann eine Gräberstraße wurde. Bei den Griechen waren die „Tyrannen" Peisistratos von Athen und Polykrates von Samos berühmt, weil sie, lange vor Appius Claudius, im 6. Jahrhundert vor Christus, Wasserleitungen bauten. Hier wurden keine Bögen angelegt, sondern das Wasser kam vom Berg herab, lief eine Weile in der Ebene und stieg dann nach dem Gesetz der kommunizierenden Röhren, das den Griechen bekannt war und demzufolge wir unsere Wassertürme bauen, in den Häusern von selbst empor. Mitunter mußten Tunnel gebohrt werden, wenn zwischen Quelle und Stadt ein Berg lag. Dann bohrte man, wie noch heute, den Tunnel von beiden Seiten. König Hiskia erzählt in einer Gedenktafel von zirka 700 v. Chr., wie sich beim Bau der Siloahwasserleitung zu Jerusalem die Techniker und Arbeiter von beiden Seiten her richtig in der Mitte trafen.

Tunnel wurden übrigens auch gebaut, wenn zuviel Wasser im Gebirge war, wenn ein See überzulaufen und das Umland zu überschwemmen drohte. Der auch sonst hervorragende Kaiser Claudius wurde gefeiert, weil er erstens einen neuen Aquädukt für Rom erbaute und zweitens weil er 52 n. Chr. den Lago di Fucino senkte und verkleinerte mit Hilfe eines Abzugsstollens, der mit seinem Laufe von über fünf Kilometern bis zur Durchstechung des Monte Cenere (1860) der längste Tunnel der Welt war und nach langem Verfall erst 1854 bis 1875 mit einem Aufwand von 34 Millionen Mark wiederhergestellt wurde. Der Abzugskanal des Lago di Albano, angeblich 396 v. Chr. angelegt, ist seit dem Altertum ohne Unterbrechung in Funktion.

Abzugskanäle oder Kloaken zur Beseitigung der städtischen Abfallstoffe hat es schon in Babylon und Ninive gegeben. Mit ihrer Cloaca maxima, einem Kanal, der über drei Meter breit und vier Meter hoch war, und dessen Seitenkanälen hat die altrömische Stadtverwaltung ein großartiges Werk geschaffen, das noch heute in Tätigkeit ist und modernen Anlagen nicht nachsteht. Auch die Provinzstädte waren kanalisiert. In dem hochgebildeten Berlin war es vor 100 Jahren auf den Straßen vor Gestank der Gosse nicht auszuhalten. Erst nach 1871 wurde die deutsche Reichshauptstadt kanalisiert.

Apostel Johannes aus dem Marienaltar. Krakau, Marienkirche

PAUL FECHTER

Veit Stoß

Er ist der seltsamste und rätselhafteste unter den großen Bildhauern der abklingenden Gotik. Auch Till Riemenschneider, den Würzburger Meister aus dem Niederdeutschen, traf ein bitteres Los: ihn riß die Welle des Bauernkriegs mit in die Auflehnung gegen den Hohen Rat: er kam ins Gefängnis, wurde gefoltert, verstummte. Aber die melancholische Welt seiner Heiligen und Fürstbischöfe, seiner Madonnen und Apostel ist zuletzt einfach und klar, gemessen an den von Leben beinahe überfüllten Häuptern der Apostel und Könige des Veit Stoß – und sein Schicksal ist viel mehr vom persönlichen her bestimmt als Riemenschneiders vom allgemeinen Zeitgeschehen heraufbeschworene Katastrophe. Es erscheint heute fast unglaubhaft, daß man einmal Arbeiten von der Hand von Veit Stoß seinem

Zeitgenossen Adam Krafft zugeschrieben hat: mit dessen einfach klarer Handwerkergröße hat sein leidenschaftlich abenteuerliches Dasein kaum etwas gemein. Auch ihn trägt, wie Riemenschneider, die bewegte Zeit: aber ihn trägt zugleich das eigene unbeherrschte Temperament, das ihn schließlich in sein Schicksal reißt. Er spürt die Unruhe des sterbenden Mittelalters: die Gotik wird in ihm Barock, löst sich aus den Bindungen des abstrakten Glaubens und geht ein in die Bereiche der konkreten Wirklichkeit des Lebens, das unruhig und brennend die alten Gestalten durchleuchtet und in einen neuen fremden Bereich hineinhebt. In Pacher war vielleicht eine verwandte Kraft: ihn bändigte die Strenge des Südens, des Mantegna; Veit Stoß zog nach dem Osten, in die Welt der fallenden Grenzen, begann seinen Weg abseits von den Bereichen des Gewohnten aus seinem persönlichsten, eigensten Besitz. Vielleicht bekommt die östliche Welt in seinem Werk ihre ersten wesentlichen Formandeutungen.

Um Herkunft und Abstammung des Bildhauers Veit Stoß war viel Rätsel und langer Streit. Wie um Kopernikus rangen um ihn zwei Völker: die Deutschen und die Polen. Für die Deutschen war und ist Veit Stoß ein Mann aus dem fränkischen Bereich, der wohl schon durch Geburt Nürnberger Bürger war und erst 1477 dies Bürgerrecht aufgab, um nach Krakau auszuwandern und dort sein Heil und seinen Erfolg zu suchen. Für die Polen war er Wit Stwosz, der größte der polnischen Plastiker der beginnenden Renaissance — wie Kopernikus Repräsentant des neuen Polen, so sehr, daß sie bei der Umtaufe der deutschen Straßennamen in Kattowitz die alte deutsche Dürerstraße in ulica Wita Stwosza umtauften. Der Streit begann vor ungefähr hundert Jahren; das gebildete Polen war fest von seinem Anrecht auf den Meister des Krakauer Marienaltars überzeugt; nur die verschiedenartige Schreibweise des Namens bereitete einige Schwierigkeiten. Am Kasimir-Grabmal im Wawel stand STVOS, daneben las man Stos, auch Stosz; das polnischste war Stwosz. Man kam nicht ins klare. Schließlich wandte sich — Dr. Wilhelm Mak hat über den Fall einmal vortrefflich im Veit-Stoß-Heft des „Oberschlesiers" berichtet — der Professor Szydlowski in einem Schreiben an die Redaktion des Jezyk Polski. Die wiederum schickte den Brief an den Germanisten der Posener Universität, Professor Kleczkowski — und dessen Antwort, im Februarheft 1924 der polnischen Zeitschrift veröffentlicht, brachte Klarheit in den Wirrwarr. Kleczkowski stellte fest, daß die Sprache des Bildhauers Veit Stoß, wie sie in Briefen und Quittungen überliefert ist, nichts Gemeinsames habe mit dem Deutsch, das in Krakau, Breslau oder in der Zips gesprochen wurde, d. h. mit dem Schlesisch-Deutschen. Sie habe auch nichts mit dem Sächsisch Luthers zu tun, sei vielmehr vollkommen identisch mit der Mundart von Nürnberg. Stoß war ein Deutscher aus Nürnberg: wenn sein Name, der in den Nürnberger Akten 128mal mit o, 13mal mit oe, ŏ und zweimal durch den Künstler selber mit wo, vo geschrieben wird, so bestehe kein Zweifel, daß wir es hier mit einem langen o zu tun haben. Die Schreibung wo, vo sei der Ausdruck für das alte bairische uo, das damals in Nürnberg nicht mehr gesprochen wurde, aber offenbar in der Schreibung noch vorkam. Der Künstler sprach sich Feit Schtōß (also nicht polnisch Stwosch).

Apostel aus dem Marienaltar. Krakau, Marienkirche

Maria aus dem Mittelteil mit der Geburt Christi. Bamberg, Obere Pfarrkirche

Für die polnische Wissenschaft war durch die Feststellungen Kleczkowskis der Fall erledigt. Für die Mehrheit der Polen blieb Veit Stoß wie Kopernikus trotz aller Wissenschaft Pole — und diesem Umstand ist es wohl auch zu verdanken, daß jetzt in der polnischen Koje in der großen Handwerksausstellung in Berlin eine Kopie des Krakauer Marienaltars zu sehen ist, des einen großen Altarwerks, das Veit Stoß geschaffen hat. Die vielen, die Krakau nicht kennen, werden gern die willkommene Gelegenheit nutzen, das Werk des alten Nürnberger Meisters nicht nur nach Photographien kennenzulernen: bricht doch in ihm durch alle Legende und Heilige Handlung die Wirklichkeit mit einer Kraft, wie sie seit den Tagen der Naumburger Lettnerreliefs selten erlebt war. Unter dem gotischen Gehäuse, das die Vertikaltendenz schon fast völlig an die irdische Horizontale der Renaissance abgegeben hat, wühlt in den Gewändern, den formelhaften Bärten der Apostel das ans Licht drängende Barock: in den Gesichtern brennt das Leben mit einer Intensität, die das seltsame Schicksal des Meisters begreiflich macht. Die Realität drang bei ihm nicht von außen ein, in den oft bemerkten Zügen der Judenkappen und des Stoffpanzers: sie durchglühte das Werk von innen heraus, von den Menschengesichtern her. Die Köpfe der Apostel, die den Alten umstehen, der die tote Maria aufrecht hält, deren Seele über ihm gen Himmel fährt, sind von einer solchen Fülle des Lebens, daß man darüber die durch falsche Restauration entleerten Gesten und Stellungen völlig zu übersehen vermag. Das Seelische ist so bis an die persönliche Wahrheit jedes Einzelnen vorgetrieben, daß die gotischen Zeitzüge fast wie Verkleidung, wie Kostüm empfunden werden. Die beiden Häupter im Hintergrund, neben der Mittelfigur, vor allem der halb kahle Kopf zur Linken, der viel reproduzierte bartlose erste Apostel rechts sind Individuen, beinahe Porträts, Menschen der Wirklichkeit, die bis zum letzten erfüllt sind von Substanz und Wesen. Sie geben es nicht im Anteil an dem geheimnisvollen Vorgang der Himmelfahrt aus: sie sind seine wissenden, besessenen Mittler zu der Gemeinde hin, die dem Altar naht — aber auch nur durch ihr Dasein und ihre Erfülltheit. Dramatik ergibt sich nicht aus

dieser gefährlichen Versammlung von Menschen, die, dem Wunder des Lebens ganz nahe, ihm alles zuzutrauen bereit sind, die Wucht ihres inneren Besitzes aber nur durch ihr bloßes Dasein, ihre Realität für alles, was zu ihrer Welt gehört, einsetzen.

Der Mann, der auf der Höhe seines Lebens dieses Werk schuf, konnte diese Fülle beängstigender Innerlichkeit nur geben, weil in ihm selber der gleiche Überdruck des Lebens war. Veit Stoß muß einer der großen Besessenen gewesen sein, einer von den Menschen, die nur aus ihrem Wesen und dem selbstverständlichen Glauben an das Recht dieses Wesens leben. Nur so versteht man die ohne allen Naturalismus erschreckende Wirklichkeitskraft von Werken wie der Heiligen Anna Selbdritt in der Wiener Annenkirche; nur so versteht man sein selbstgeschaffenes Schicksal, das sein Wesensbild bis heute verwirrend bestimmt. Der Mann, der für die Krakauer Deutsche Gemeinde das Wunderwerk des Marienaltars schafft, der den Jagellonen Grabmäler errichtet und als begüterter Meister nach Nürnberg heimkehrt, begeht, im sachlich berechtigten Kampf um das Vermögen, das er sich im Polnischen erwarb, etwas, was wir heute eine glatte Wechselfälschung nennen würden. Der Nürnberger Jakob Baner – dem er seine 1265 Gulden übergibt und der ihm, obwohl oder weil er weiß, daß Hans Starzedl ein fauler Kunde ist, den Rat erteilt, das Geld von ihm fortzunehmen und Starzedl zu übertragen, worauf Baner sich für Schulden, die eben dieser andere bei ihm hat, an Stoßens Geld schadlos hält – Jakob Baner war sicher ein großer Gauner: aber nur ein von seinem jeweiligen Ziel Besessener wie Stoß konnte darauf kommen, selber einen neuen Schuldbrief herzustellen, Baners Handschrift „so natürlich und künstlich" zu fälschen, daß Baner selbst zweifelhaft wird, ob er den Wechsel nicht am Ende wirklich unterschrieben hat. Zwei Jahre hält Stoß den Rechtsstreit mit dem Gegner durch; dann versagt seine Energie – er sucht einen Vergleich und verfällt nun der Strafe des Gerichts. „Am Tag Barbare den 4. Decembris, anno 1503 ward er durch di packen und stirn gebrannt" – ein Entehrter, seiner Freiheit Beraubter! Gewiß, es heißt, man hat „keinen so lind geprent wie ihn"; aber er muß doch zugleich schwören, sein

Engel aus dem Mittelteil mit der Geburt Christi. Bamberg, Obere Pfarrkirche

Lebelang die Stadt nicht zu verlassen, „wann er het groß vil gepete, wann man wolt im die augen ausgestochen haben". Es ist von hier nicht mehr sehr weit bis zu Till Riemenschneiders Los.

Aber gerade hier wird seine Überlegenheit über Riemenschneider, wird von neuem die innere Kraft des Mannes sichtbar. Nicht in dem Kampf, den sein Schwiegersohn Jörg Trummer gegen die Nürnberger aufnimmt, aber in der Zähigkeit, mit der er selbst immer wieder gegen den Rat von Nürnberg angeht, um seine Freizügigkeit, seine Rehabilitierung wiederzuerlangen — und in der Geschicklichkeit, mit der er, kaum drei Jahre nach seinem tiefen Sturz, es durchsetzt, daß Kaiser Maximilian ihm einen Gnadenbrief ausstellt, der die Brandmarkung aufhebt, die Freizügigkeit wenigstens etwas und die bürgerlichen Ehrenrechte ganz wiederherstellt. Riemenschneider, wenig älter, verstummt, als das Unheil über ihn hereinbricht: Veit Stoß hat ein so kräftiges Gewissen und so viel Glauben an sich, daß er den Kampf aufnimmt und mit zäher Energie wenigstens bis zum teilweisen Siege durchhält. Er ist so wenig gebrochen, daß er, mindestens ein Siebziger, das zweite große Werk seines Lebens, wenn man von den Bildern des Münnerstädter Altars und dem Englischen Gruß absieht, den Hochaltar für die frühere Karmeliterkirche in Angriff nimmt, der später in der Oberen Pfarrkirche in Bamberg seine Heimstätte fand. Er ist nicht vollendet, er hat manche Abänderung erfahren: er ist im Einzelnen vielleicht noch stärker als der Krakauer. Die Gotik ist im Äußeren dem neuen Stil gewichen: der unzerstörbare Substanzbesitz des alten Meisters aber zwingt auch die Formen der neuen Zeit unter den Bann seiner Wirklichkeit. Der Kopf der Maria ist vielleicht nicht der innerlichste, vertiefteste, wohl aber einer der stärksten unter den unzähligen Müttern Gottes unserer Plastik — und das Gesicht des sitzenden Engels ist von einer Intensität des Lebens, die man nicht vergißt. Von den vielen geheimnisvollen Spätwerken der deutschen Kunst ist dieser Altar eines der geheimnisvollsten, weil noch aus diesem Werk des Greises das gleiche, brennende, gefährliche Leben sprüht, das ihm das Wunder des frühen Altars, zugleich aber auch sein verwirrendes Schicksal eintrug.

Engel aus dem Mittelteil mit der Geburt Christi. Bamberg, Obere Pfarrkirche
Photos: Deutscher Kunstverlag, Berlin

MAJOR-GENERAL LIONEL C. DUNSTERVILLE (Retired, Indian Army)

Von der anderen Seite des Krieges

Im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" erzählte ich einige kleinere Ereignisse im Zusammenhang mit dem Operettenkrieg in China vor nahezu 40 Jahren; jetzt will ich wenige Episoden mitteilen, im Zusammenhang mit dem, was wir den Großen Krieg nennen, vor 20 Jahren – eine sehr unterschiedliche Angelegenheit.

Jeder Krieg ist schrecklich und ekelhaft, aber wir dachten niemals, daß irgend etwas so schlecht sein könnte wie der letzte Krieg. Jetzt leider wissen diejenigen von uns, die alles bedenken, daß der nächste Krieg zehnmal schlimmer sein wird. Ich bin 73 Jahre, und so werde ich nicht mehr da sein, um durch seine Schrecken bekümmert zu werden, und ich kann nichts tun, meinen armen Kindern und Enkeln zu helfen.

Obwohl ich ein General bin und viele Kriege mitgemacht habe, muß ich doch meine Leser bitten, meinen Worten zu glauben, daß ich das Töten von Menschen hasse. Aber wenn der Staat, dem ich Gehorsam schulde, es für richtig einsieht, daß bestimmte Leute getötet werden müssen, bin ich willens, die Aufgabe zu übernehmen in der Hoffnung, daß ich in der Lage bin, nicht mehr als die notwendige Zahl zu töten, um das gesteckte Ziel zu erreichen, und sie so wenig grausam wie möglich zu töten.

Es gibt nur einen einzigen Mann, den ich wirklich töten möchte, und zwar in der schmerzhaftesten Form: das ist der Dämon, der das schreckliche Schlagwort von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" erfand. Solche Schlagworte hypnotisieren die arme dumme Menschheit – sie klingen alle so freundlich. Aber um das durch diese drei magischen Worte versprochene Paradies zu gewinnen, machen sich die Menschen daran, einander zu töten, so schnell sie nur können. Dann, wenn alles vorbei ist und sie Zeit zum Nachdenken haben, erkennen sie das Schlagwort als ein hoffnungsloses und irreführendes. Der Gedanke ist mir leid, daß der Erfinder dieser Phrase schon tot ist und wir unsere Rache nicht mehr an ihm auslassen können.

Freiheit ist ein Wort, das nur Sinn hat angewandt auf das Individuum und höchstens in einer ganz relativen Bedeutung. Gleichheit kann nicht einen Augenblick in einer Welt existieren, in die der allweise Schöpfer zweitausend Millionen Zweifüßler hineingestellt hat, von denen jeder bis ins Letzte vom andern unterschieden ist. Und was die Brüderlichkeit angeht, so brauchen wir uns nur an die Geschichte von Kain und Abel zu erinnern, um den Wert dieses lieblich tönenden Wortes richtig einzuschätzen.

All diese Vorreden bringen mich zu dem Punkt, einige wenige Ereignisse so kurz wie möglich zu erzählen in Verbindung mit der russischen Revolution, an der teilzunehmen ich gute Gelegenheit hatte. In meinem vorhergehenden Artikel betonte ich, daß, wie schrecklich der Krieg auch sein mag, Komödie und Tragödie doch Hand in Hand gehen und daß selbst der Krieg in seiner schrecklichsten Form

oft Zwischenfälle bringt, die uns lächeln machen. Bei Revolutionen sind beide Gesichtspunkte besonders betont. Revolutionen sind weit schrecklicher als richtiger Krieg und zu gleicher Zeit sehr viel amüsanter. Tatsächlich erlebte ich so komische Sachen, daß ich ihre Schrecken darüber fast vergaß.

Ich will so kurz wie möglich sagen, wie ich in diese Ereignisse hineingezogen wurde. Beim Ausbruch des Krieges näherte ich mich meinem 49. Geburtstag und tat für die ersten acht Monate Dienst in Frankreich im Range eines Obersten. 1915 wurde ich nach Indien geschickt mit dem Rang eines Brigadegenerals, um an den Operationen gegen die Stämme an der Nordwestgrenze Indiens teilzunehmen. In dieser Gegend war der Krieg mehr von der altgewohnten Art, da meine Feinde wirklich gute alte Freunde von mir und ganz bereit waren, nach einer Schlacht zu kommen und mit uns zu reden, und jene felsigen unfruchtbaren Hügel, die Indien von Afghanistan trennen, waren sozusagen meine Heimat gewesen in den letzten 20 Jahren. Diese Operationen gingen fort bis Ende 1917, als ich sehr geheime Befehle erhielt, nach Baku am Kaspischen Meer mit einer sehr kleinen Streitmacht zu gehen, um diese Stadt mit ihren außerordentlich wertvollen Ölfeldern vor dem Fall in Feindeshand zu retten. Man muß zugeben, daß dies ein ziemlich komischer Anfang war: „Nach Baku gehen", aber kein Wort, wie man dort hinkommt! Gut, um eine lange Geschichte abzukürzen, ich ging wirklich dorthin und half den örtlichen Truppen, den Feind bis zum September aufzuhalten, was genügend war, da wir alle wissen, daß der Krieg zwei Monate später zu Ende ging.

Diese Operationen, die natürlich ein gut Teil Tragödie bedeuteten, lieferten mir die am meisten zum Lachen reizenden Erinnerungen meines Lebens. Ich war dort, um den Bolschewiken zu helfen, die meine Hilfe wollten, weil sie nicht wollten, daß die Türken die Ölfelder in Besitz nahmen. Aber — während sie froh über meine Hilfe waren — haßten sie die Engländer, weil sie „unbarmherzig, tyrannisch und imperialistisch" waren, und Imperialismus ist natürlich ein Wort, das übel riecht in den Nasen von Revolutionären. Arme verlästerte Engländer! Gab es je etwas einem Empire weniger Gleichendes als die Sammlung von Völkern unter britischer Flagge und gab es jemals etwas weniger Imperialistisches als die Art der Durchschnittsengländer? Indessen nachdem sie mir gesagt hatten, daß sie alle mich haßten, schüttelten wir uns sehr herzlich die Hände und waren bald so gute Freunde, wie es unter diesen Umständen möglich war. Ich habe die Russen immer gern gehabt und bedauert, daß sie mich hassen mußten — hassen ist ein so schmutziges Wort und verdient keinen Platz außer in dem Wörterbuch der Hölle — und ehrlich: ich habe niemals gelernt oder zu lernen gewünscht, wie man haßt. Einzelpersonen oder Völker. Nur jenen einzigen Mann, der das Freiheit-Gleichheit-Geschäft erfand, und er ist so lange schon tot, daß er nicht mehr mitzählt. Ich war meiner Ansicht nach gut vorbereitet für meine Aufgabe, da ich schon seit langem meine Dolmetscherprüfung in der wirklich schönen russischen Sprache gemacht hatte; ich hatte lange Zeit unter den Russen in Rußland zur Zarenzeit gelebt und fühlte eine echte Sympathie für diese armen, unwissenden, einfach denkenden Revo-

lutionäre, die als Ergebnis ihrer edlen Anstrengungen den Sinn des alten englischen Sprichworts bestätigt haben: „Out of the frying pan into the fire!“ Den Umständen entsprechend wurde ich ein „Genosse“ – ein abscheuliches Wort, das soviel Hassenswertes enthält unter dünner Verkleidung. Ich war ganz bereit und zufrieden, mich von Arbeitern auf den Rücken klopfen und mich „towarisch“ nennen zu lassen. Aber ich verweigerte die Genehmigung zu „Genosse Dunsterville“ und bestand darauf, „Genosse General“ genannt zu werden, was sie mir freundlich zugestanden. Ich requirierte einen feinen Dampfer auf dem Kaspischen Meer, und selbstverständlich wehte die britische Flagge. Eine Abordnung von Genossen wartete auf mich und bat mich, sofort dieses schreckliche Symbol des brutalen Imperialismus zu entfernen und statt seiner die trübe und häßliche rote Fahne zu setzen. Das lehnte ich rundweg ab. Aber ich sah ihren Tollpunkt wegen der brutalen imperialistischen Idee, und so schlug ich vor, die alte russische Flagge zu setzen. Dies war in ihren Augen unglückseligerweise noch schlechter, deshalb schlug ich ein Kompromiß vor: die russische Flagge verkehrt zu setzen, und dem stimmten sie zu, unwissend, daß dies die Flagge von Serbien bedeutete.

Nachdem ich so den Schauplatz in möglichst wenig Worten festgelegt habe, kann ich einige kleine Bilder dieser denkwürdigen Tage geben. Baku wurde befehligt von einem Komitee von fünf Diktatoren. Ich meinte, daß dies ein Widerspruch in sich sei. Ich konnte *einen* Diktator verstehen, aber nicht einsehen, wie fünf Leute „diktierten“. Sie begriffen meinen Standpunkt, erklärten aber, daß sie sich gegenseitig nicht genügend trauten, um ihn anzunehmen. Also setzten wir unsere Arbeit unter diesem lächerlichen Schema von fünf Diktatoren fort, von denen jeder allgewaltig war. Der Leser kann sich selber sagen, daß ein solches System zu fortgesetzten Operettenszenen führen mußte.

Zunächst ein Bild vom Kriegsrat. Zu einer Zeit größter Krisis, als es so schien, als ob die angreifenden Türken die Stadt innerhalb von 24 Stunden nehmen würden, wurde ich zu solch einem Rat geladen. Ich protestierte und setzte auseinander, daß Maßnahmen, um den unmittelbar bevorstehenden Angriff zu begegnen, von einem Einzigen angeordnet werden müßten – entweder von mir oder von einem ihrer Generäle. Dies fand überhaupt keine Gnade, da nur ein Mann alles reden sollte und bei einer Revolution jedermann reden will – tatsächlich ist Reden der halbe Spaß bei der ganzen Sache. So hatte ich zum Beispiel bei einer früheren Gelegenheit eine Lektion anhören müssen über die Übel des furchtbaren Imperialismus von einem prominenten Mitglied des revolutionären Komitees – Genossen Chaljapin – 21 Jahre alt, der Trompeter in einem Kavallerieregiment gewesen war. Ich hatte ihn eine halbe Stunde reden lassen und ihn dann unterbrochen mit der Erklärung, daß ich jetzt ganz überzeugt wäre.

Zurück zu unserer Kriegsratsitzung. Ich betrat das Zimmer mit zwei Offizieren meines Stabes um 8 Uhr abends. Ungefähr 100 Leute waren in diesem Zimmer, da im Komitee jede Gruppe von Analphabeten vertreten war. Es gab die Matrosengruppe, die Soldaten, die Armenier usw., und jeder dieser Hundert war entschlossen, sein Sprüchlein zu sagen. Die Verhandlungen wurden eröffnet

von General Dokuchaiev – einem echten Vorkriegsgeneral des alten Regimes. Er sprach eine halbe Stunde und setzte die Lage auseinander und stellte fest, was seiner Ansicht nach getan werden müßte. Kaum hatte er geendet, da sprang der Sprecher der Matrosen auf und begann seine Rede in folgender liebenswürdiger Form: „Genossen, ihr habt gehört, was der General hierzu zu sagen hat. Das ist alles Mist. Er schlägt einen Gegenangriff auf den linken Flügel der Feinde vor. Ich habe niemals so was Dummes gehört. Wir müssen natürlich den rechten Flügel angreifen." Und so weiter bis zum Erbrechen. Im Augenblick, wo er sich hingesetzt hatte, ganz außer Atem, erhob sich einer der andern Vertreter mit einem völlig andern Vorschlag und dann noch einer und noch einer. Das hielt ich durch bis 1 Uhr nachts. Fünf lange Stunden, während derer ich den Insassen eines Irrenhauses zuzuhören schien, und dann konnte ich es nicht länger aushalten. Ich flüsterte Dokuchaiev zu: „Lassen Sie mich Ihre Pläne für morgen wissen, und ich werde versuchen zu helfen", und floh aus dem Zimmer. Dies alles mag gelesen sehr amüsant klingen, aber man muß verstehen, daß es damals nicht halb so lustig war, und das erlebten wir Tag für Tag. Wir waren alle gleich, so konnten wir alle tun, was wir wollten, und auch reden, soviel wir wollten – doch während dieser unendlichen Reden wurden Leute getötet wegen der endlosen Verzögerung, und getötet zu werden war nicht sehr amüsant für die armen Burschen. Um Ordnung in dieser Verwirrung zu schaffen, begannen wir mit der Besetzung des Hauptmunitionsdepots und fanden Gewehr- und Artilleriemunition alles durcheinander mit einigen wenigen Grammophonen und einer Nähmaschine mitten drin. Ein Lastwagen wurde mit Munition beladen und dem Wagenführer gesagt, sie eiligst zu einigen Punkten der Front zu bringen. Als ihm sein Ziel genannt war, kratzte er sich den Kopf und sagte: „Oh, das ist dort, wo der Kampf im Gange ist, da gehe ich nicht hin!" Ein Bataillon, das zu einem bestimmten Punkt der Front beordert wurde, an dem man dringend Verstärkung brauchte, hielt an, um eine Versammlung abzuhalten, ob es ratsam sei, den Befehl auszuführen oder nicht, und schließlich stimmte es dagegen.

An einem wichtigen Punkt der Verteidigungslinie stellte ich ein Loch in der Linie fest wegen der Abwesenheit eines der dort eingesetzten Bataillone von seiner Stellung. Ich beklagte mich bei den Vorgesetzten hierüber, und sie versicherten mir, daß es nicht ihre Schuld sei. Einer der Diktatoren sagte: „Wir haben ihnen dreimal gesagt, dorthin zu gehen, aber sie wollen nicht."

Während einer Rekognoszierung gegen die türkische Linie war eine Abteilung der Stadttruppen zurückgelassen, um eine wichtige Brücke zu halten, über die sich die Truppen später zurückziehen sollten. Bei ihrem Rückzug fanden diese Truppen die Brücke in Feindeshand und hatten infolgedessen ernste Verluste. Beim Nachforschen hörten wir, daß die bei der Brücke zurückgelassene Abteilung gezwungen gewesen war, zu einer bestimmten Stunde nach der Stadt zurückzukehren, weil dort eine politische Versammlung abgehalten wurde und sie bei ihr nicht fehlen wollte.

Maschinengewehre waren in der üblichen Weise in der vordersten Linie aufgestellt, um jeden Teil des Angriffsgeländes unter Kreuzfeuer halten zu können. Bei der Inspektion dieser Linie fand ich eines Tages einen leeren Platz, von

dem ein Maschinengewehr weggebracht war. Ich lenkte hierauf die Aufmerksamkeit und erhielt die ruhige Antwort: „Oh, das Maschinengewehr gehört dem Genossen Stuckachoff, er ist fortgegangen und hat sein Maschinengewehr mitgenommen!"

Ich will den Leser nicht ermüden mit der Aufzählung von noch mehr Beispielen solcher Narrheiten in dem Bemühen, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit praktisch zu exerzieren; sie kamen täglich vor, und obgleich die Erinnerung daran mich noch jetzt zum Lachen bringt, war nicht viel Komisches dabei zu einer Zeit, als meine Leute getötet wurden durch solche fehlerhaften Ausführungen taktischer Befehle.

Während der Zeit von nahezu einem Jahre, die ich kämpfend an der persischen und Baku-Seite des Kaspischen Meeres zubrachte, kam ich niemals in unmittelbare Berührung mit irgendwelchen Deutschen, doch ich glaube, daß mein alter Freund Wollseifen zu dieser Zeit sich irgendwo in der dortigen Gegend befand. Als wir Kuchik Khans Armee in der Schlacht bei Mendjil Bridge schlugen, hatte er, wie ich glaube, einen deutschen Offizier von Paschen als Berater. Aber wir trafen uns nicht. In guten alten Tagen hätten er und ich die Sache in einem Duell vor den beiden Heeren ausgefochten. Die Seite des besiegten Helden würde sich zurückgezogen haben, und es hätte wenig Blutvergießen gegeben. Aber ach, die Zeit bringt solche traurigen Veränderungen. Dann gab es da den wundervollen Mann Waßmuß, dem ich zu meinem tiefen Bedauern niemals begegnete*.

* Herr Major-General Dunsterville schreibt in einem Briefe an den Herausgeber über die deutsche Waßmuß-Biographie u. a. folgendes, dem wir zur Steuer der Wahrheit gerne Raum geben: „Ich freue mich, daß Ihr Volk schließlich doch daran gedacht hat, die Erinnerung an ihn fortzusetzen. Ich halte es aber für einigermaßen unfreundlich, die armen alten Engländer in Ihrer Zeitschrift anzuprangern. [Siehe „Deutsche Rundschau", Januar 1938, S. 12 ff. Die Schriftleitung.] Die Beschuldigung ist begründet auf einen Auszug aus Waßmuß' Tagebuch, und die Leser sollten wissen, daß Waßmuß die Engländer bis zu einem Grade haßte, der an Wahnsinn grenzte — dies mußte ihn natürlich dazu führen, sie in den schwärzesten Farben zu malen. Er ist offenbar nach Teheran von den Persern selbst gebracht worden — wir hatten niemals etwas mit der Gendarmerie zu tun, die eine rein persische Truppe war — ich weiß nicht, wer der britische Offizier war, ‚hinter dem Soldaten sichtbar wurden', jedenfalls nicht britische Soldaten, da wir keine in Teheran hatten, sondern wahrscheinlich wiederum Perser. Waßmuß wurde aufgefordert, aus dem Wagen zu steigen, und verweigerte dies. Das war wirklich nicht gerechtfertigt oder verständig, und da er sich weigerte, auszusteigen und man ihn in irgendeiner Weise herausbringen mußte, wurde natürlich Gewalt angewendet — offenbar von den persischen Gendarmen — und die Behandlung war einigermaßen rauh. Samthandschuhe werden selten gegen Gefangene gebraucht, die Widerstand leisten. Wenn Sie sich die Szene selber ausmalen, so glaube ich, werden Sie zugeben müssen, daß es tatsächlich nicht so eine furchtbare Angelegenheit war. Ich will nicht das Verhalten des britischen Offiziers verteidigen — er mag ein sehr unsympathischer Typ gewesen sein, so wie sie in jeder Armee zu finden sind — aber es ist ausgesprochen unfair, zu unterstellen, daß Brutalität ein Monopol der Engländer ist. [Das hat die „Deutsche Rundschau" nicht getan. Die Schriftleitung.] Bücher dieser Art, geschrieben von den Deutschen über die Engländer oder von den Engländern über die Deutschen oder von den Türken über die Inder oder von den Indern über die Türken usw. sind natürlich voreingenommen, und das ist schade. Ich bitte um Entschuldigung für meine Kritik Ihrer Zeitschrift, aber ich bin sicher, daß Sie meinen Standpunkt würdigen, und da Engländer die ersten waren, den Schneid und die Geschicklichkeit ihres Gegners anzuerkennen und zu bewundern, scheint es mir hart, seine Biographie als einen Stock zu benutzen, um mit ihm auf sie loszuschlagen."

Ein kluger und entschlossener Mann, aber in seinem Geiste nicht gut ausgewogen und ein heftiger Hasser Englands, der sich fast ganz allein in den ersten zwei Jahren des Krieges bemühte, unsere Pläne in Mittel- und Südpersien zu durchkreuzen. Es scheint so, als ob das deutsche Volk nicht viel von ihm weiß, und das ist schade. Wir zollten ihm große Bewunderung.

Darf ich ein Schlußwort über meine russischen Freunde hinzufügen? Die Ereignisse, die ich erzählte, fanden statt in dem ersten Jahre der Revolution an einem sehr entfernten Punkte des Russischen Reiches. Natürlich mußte man völlige Unordnung erwarten, und man kann nicht die jungen Leute zwischen 19 und 35 Jahren alle zusammen tadeln, gemeine Soldaten, Zimmerleute, Schmiede und ähnliche, viele von ihnen Analphabeten, wegen ihres Unvermögens, ein vollständiges Regierungssystem in wenigen Monaten aufzubauen. Zwanzig Jahre sind vorüber, und mit allen auserwählten Gehirnen in der Leitung der Regierung scheint das errichtete Regierungssystem wenig besser zu sein als das meiner bescheidenen Leute — der Schmiede und Zimmerleute von Baku.

Zum Schluß muß ich hinzufügen, daß ich nur Gefühle von Sympathie und Freundschaft für diese armen mißleiteten Burschen zurückbehalten habe. Sie müssen oft gedacht haben, daß es das beste wäre, mich niederzuschießen, und es war freundlich von ihnen, es nicht zu tun — sie hatten so viele Gelegenheiten dazu.

WALTER v. GULAT-WELLENBURG

Massenpsychische Erscheinungen und massentelepathische Wirkungen*

Unter den „okkulten" Erscheinungen stehen uns die psychischen Phänome innerlich wesentlich näher als die physischen. Während eine tiefe Kluft unsere Erfahrung, unsere Denkformen und unser Weltbild von den fragwürdigen Erscheinungen der Telekinese und Materialisation trennt, scheint es sich bei der Telepathie und dem Hellsehen nur um eine gewaltige Steigerung schon bekannter Seelenkräfte und Fähigkeiten zu handeln. Beiden, der Telepathie und dem Hellsehen — deren Grenzen auch in dem einschlägigen Schrifttum sich gegeneinander stark verschieben — ist gemeinsam, daß in ihnen Seelisches (etwa Gedanken, Empfindungen, Vorstellungen) oder Körperliches erfaßt wird ohne die physiologischen, psychologischen oder physikalischen Mittel, die der normalen Erfassung jener Gegenständlichkeit dienen. In Visionen, Ahnungen und Prophezeiungen, dem angeblichen Wissen um Abwesende und Verstorbene und dem lebendigen Kontakt mit ihnen, den scheinbaren Anmeldungen Sterbender, Toter und ähnlicher Erscheinungen, ebenso der angeblichen Einwirkung auf Abwesende in gutem oder auch verderblichem Sinne glaubte die Menschheit häufig, den Nachweis für die höheren Kräfte der Seele, ihre göttliche Herkunft und ihre tiefere Bestimmung gefunden zu haben. Dementsprechend wird bei allen Völkern von besonders begnadeten Menschen berichtet, die ähnliche Fähigkeiten aktiver und passiver Art in sich vereinigen, die als Magier und Medien zugleich aufgetreten und das Geheimnis besessen haben sollen, sich durch berauschende Mittel, durch Tanz, durch Zaubersprüche oder andere absonderliche Praktiken den Zugang in dieses Reich gesteigerter menschlicher Entfaltung bis zur Wunderkraft zu verschaffen. Dazu kommen die unzähligen, überraschenden und vollkommen unerklärlichen eigenen Erlebnisse durchaus nüchterner, ja phantasieloser Menschen. Ein solches Selbsterlebnis, dessen Einzelheiten mir noch klar und scharf vor Augen stehen, mag hier Platz finden: ich ging am hellen Mittag in Freiburg i. B. auf der belebtesten Straße spazieren, ganz harmlos spielerisch in meinen Gedanken umherschweifend, als plötzlich der durchaus unbegreifliche, aber ernsthafte Gedanke an einen, von rückwärts auf mein Genick sich richtenden Überfall sich mir aufdrängte. Ich empfand sofort deutlich die Ungereimtheit des Gedankens, daß bei hellem Tageslicht mitten in der Menschenmenge jemand von rückwärts mich angreifen sollte. Trotzdem besaß mich der Gedanke mit solcher Macht, daß ich mich fragte: Was machst du jetzt? Wie kannst du dich da wehren? Und beschloß, mich im gegebenen Augenblick blitzartig umzudrehen und dem Angreifer einen Schlag ins Gesicht zu versetzen. Nur wenige Sekunden später erhalte ich den

* Siehe „Deutsche Rundschau", April-, Mai- und Juniheft 1938.

erwarteten Stoß und spüre den Griff einer menschlichen Hand im Genick. Sofort führe ich den vorgefaßten Faustschlag ins Gesicht des Gegners, der taumelt und auf den Fahrdamm fällt. Ich erkenne in ihm meinen Schulkameraden B., den ich über vier Jahre nicht gesehen hatte und von dem ich auch nur wußte, daß er ins Ausland gegangen war. B., der wie ich auch nur ganz zufällig in Freiburg weilte, erzählte mir, er habe mich am Gang erkannt und mich erschrecken wollen. Charakteristisch dabei ist B.s Aussage, er sei schon zehn Schritte vorher mit der Absicht umgegangen, mich am Genick zu packen, und daß ich in meiner Vorahnung den Zugriff auf genau dieselbe Stelle lokalisierte.

Wir kennen ferner gut beglaubigte Fälle von Ahnungen, Vorbedeutungen und Träumen – sogar von mehreren Personen zu gleicher Zeit – Fälle, in welchen das Geahnte usw. tatsächlich eingetroffen ist.

Die Wissenschaft hat hier eine besonders mißliche Aufgabe vor sich, wenn sie das, was dem einen als eigenes Erlebnis, dem anderen durch innere Gewißheit oder zuverlässige Berichte feststeht, zu enträtseln unternimmt. Will sie sich nicht auf mehr oder weniger gut bezeugte Aussagen verlassen, so muß sie sich an das halten, was dem Experiment zugänglich ist. Phantastisch aufgeputzte Anekdoten und wildgewachsene Fälle von „spontaner Telepathie", wie dem oben mitgeteilten, genügen nicht, auch wenn die Übertragung von Gedanken sich viel eindeutiger zu zeigen scheint als bei den Ungewißheiten und Mängeln der experimentellen Telepathieforschung. Ebensowenig fallen Einspännerexperimente ohne Zeugen wissenschaftlich ins Gewicht.

Für das Experiment kommen in erster Linie in Frage die Erscheinungen, die unter dem Namen Telepathie und räumliches Hellsehen, beide auch mit heißem Bemühen um geheimnisträchtige Fremdwörter Telebulie, Alästhesie, Allopsychie, Teläthesie, Panästhesie, Kryptoskopie, Teleskopie usw. genannt, zusammengefaßt werden. Sie unterscheiden sich insofern, als man im allgemeinen unter Telepathie die außersinnliche Wahrnehmung oder Erfassung des seelischen Inhalts eines anderen Menschen (Vorstellungen, Gefühle, Gedanken, Willensregungen) und die gegenseitige Übertragung und Einwirkung dieser seelischen Inhalte versteht, unter Hellsehen aber die außersinnliche Wahrnehmung von körperlichen Dingen, Ereignissen oder Vorgängen der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Dem Zwischen- oder Mischgebiet wären dann die Fälle zuzuweisen, in denen sich die Versuchsperson anheischig macht, durch außersinnliche Wahrnehmung nicht nur den Gegenstand selbst, sondern auch den mit ihm verhafteten seelischen Gehalt des Besitzers zu erfassen oder auch, ohne den Gegenstand selbst zu erkennen, um dessen „seelische Übermalung" zu wissen.

Nach dem früher Gesagten wird ohne weiteres verständlich, daß sich die ganze Meute jener Insassen des „menschlichen Narrenhauses" (wie James einmal sagt), die lieber alles glauben als die wahren Tatsachen, und nicht wenige von denen, die mit sicherem Instinkt und jedesmal ungemindertem Erfolg auf die menschliche Unzulänglichkeit bauen, auf dieses ergiebige Jagdgebiet stürzten und es mit so dichtem Gestrüpp versahen, daß selbst geübte Pfadfinder leicht den Weg verfehlen. Einen großen Teil des weiten Feldes sehen wir von zwei Gruppen besetzt, auf der

einen Seite der des Humbugs, Lugs und Betrugs, der Gaukelei, Übertölpelung, Abgefeimtheit, Verschlagenheit, aber auch der wenigstens einseitigen guten Menschenkenntnis, auf der anderen Seite der Harmlosigkeit, Leichtgläubigkeit, Fahrlässigkeit, Ahnungslosigkeit, Beschränktheit, Oberflächlichkeit und Voreiligkeit.

Selbst am grünen Zweig wahrheitssuchender Gewissenhaftigkeit gedeihen auf diesem Boden gelegentlich mißratene Früchte. So gibt Professor Robert Meyer zu, daß nach seinen Erkundigungen mit einem Medium Kahn ganz einwandfrei unter den denkbar günstigsten Umständen — das Medium wurde aus der Gefängnishaft vorgeführt — experimentiert wurde. Sein Mißtrauen regte sich um so weniger, als die Versuche vor angesehenen, gewiegten Kriminalisten und Männern aller Fakultäten stattfanden und zwei beamtete Mediziner vor Gericht unter Eid Zeugnis dafür ablegten. Doch den Versuchen, die Professor Meyer mit Kahn nun doch noch zu seiner Vergewisserung vereinbart hatte, entzog sich der Betrüger nach Einkassierung eines reichlichen Vorschusses durch die Flucht. Bald trat ein Ersatzmann auf, ein „Professor" Reese, ein übel beleumdetes Individuum mit erheblich bestaubter Vergangenheit, der von der Gemeinde der Gläubigen wie ein Wundermann bestaunt und als „Bahnbrecher und Heros für eine höhere Weltanschauung und Markstein eines neuen Zeitalters" angebetet wurde; in Wahrheit entpuppte er sich als ein ganz plumper, aufgeblasener Schwindler, ausgerüstet mit der Gottesgabe der Unverfrorenheit. Von seinen Versuchen, bei denen es ihm, ebenso wie K. nach seinem späteren Geständnis, gelang, mittels eines ganz gewöhnlichen Taschenspielerkniffs die „hellgesehenen" Zettel vorher zu entfalten und zu lesen, bleibt nach F. Moser nichts übrig — als die Harmlosigkeit der Experimentatoren. Dieselbe Verfasserin, der wir ein anerkennenswert fleißiges Werk über den Okkultismus verdanken, bringt es trotzdem fertig, an späterer Stelle zu erklären, es sei doch etwas an Reese gewesen, nämlich seine starken telepathischen und „kryptoskopischen" Fähigkeiten. Man erinnert sich ferner des Altmeisters der Psychologie, des sonst überaus vorsichtigen Professors Stumpf, der zunächst mit anderen Kollegen in einem Gutachten sich bedingungslos für den „klugen Hans" eingesetzt hatte und sich später belehren lassen mußte, daß die Leistungen des Pferdes auf — freilich unbewußte — Zeichengebung seines Herrn zurückzuführen waren. Der gleichen, durch den Wärter hergestellten Eselsbrücke bediente sich der berühmte rechnende Schimpanse Basso des Frankfurter Zoologischen Gartens.

Diese wenigen Hinweise deuten schon an, welches Ausmaß von Wachsamkeit und Berücksichtigung der leicht der Beachtung entgehenden, scheinbar bedeutungslosen Nebenumstände die Beschäftigung mit diesen Problemen erfordert. Namentlich die Wissenschaft verfügt für den Kampf mit bewußter Irreführung durchaus nicht über das beste Rüstzeug. Sie sieht nur eines, wo dreierlei ist: der Trick, dann die Hauptsache, ein zweiter Trick, der den ersten vor Untersuchung und Zugriff sichert, und drittens eine jahrelange Übung in Kunstgriffen aller Art. Schier unübersehbar sind auch die Fehlerquellen, die bei der Prüfung selbst stenographischer Protokolle, die also verhältnismäßig gut beglaubigt sind und daher am ehesten einwandfrei erscheinen, eine oft entscheidende Rolle spielen. Denn es erscheint fast unmöglich, ein alles Wesentliche wirklich wortgetreu wiedergegebendes

Protokoll aufzunehmen. Selten findet sich da bemerkt, ob die Bekundung stockend oder fließend, in welchem Tonfall, ob unsicher tastend, fragend oder bestimmt gemacht wird. Kleine Korrekturen, die das Medium vornimmt, bleiben vielfach unberücksichtigt. Häufig fehlen auch Fragen und Bemerkungen, die der Versuchsleiter und andere Anwesende an die Versuchsperson stellen. Man vermißt ferner Aufzeichnungen über Blicke, leises unwillkürliches Flüstern, Anhalten oder Heftigkeit des Atems, Nicken, Zeichen der Unruhe und die tausend anderen feinen, oft kaum bemerkbaren Zeichen, mit denen Teilnehmer unwillkürlich Zustimmung oder Ablehnung dessen, was die Versuchsperson gerade hervorbringt, bekanntgibt.

Dazu kommen die Mißverständnisse, die die Protokollierung der Aussagen schwer belasten. Das Medium gebraucht etwa eigenartige, dunkelsinnige Ausdrücke, lallt, radebrecht bald wie ein kleines Kind, bald leise und undeutlich, bald kreischend, bald hastend, sich überstürzend; oder es tastet unsicher umher, ergeht sich in mehrdeutigen und vieldeutigen Orakelsprüchen, deren Auslegung es blühender Phantasie überläßt, die unschwer das Negative der Aussage nach Belieben dem Sachverhalt anpaßt. Daher können selbst stenographische Protokolle nur als bedingt zuverlässig gelten, die übrigen, notwendig lückenhaften, geben keinen klaren Einblick in die Aussagen und noch geringere Beweiskraft besitzen *spätere*, aus der Erinnerung niedergeschriebene Aufzeichnungen, die uns nicht selten nur die wenigen Goldkörner aus einem Sandhaufen herauspflücken, die Mißerfolge aber ganz oder zum guten Teil verschweigen.

Nicht in jedem Falle ist ersichtlich, welche der bekannten Fehlerquellen in Betracht kommen und ob es vielleicht weitere, noch nicht aufgedeckte Fehlerquellen gibt. Denn Unerklärlichkeit bedeutet noch lange nicht Übernatürlichkeit. Für manche Naturkatastrophe, manchen Unglücksfall (wie z. B. die fürchterliche Explosion des für harmlos gehaltenen Ammoniumsulfats in Oppau), stehen zureichende Erklärungen noch aus, obwohl wir überzeugt sind, daß auch jene Ereignisse sich in den Rahmen des uns bekannten Naturgeschehens einfügen. Wir wissen z. B. ferner nicht, auf welche Weise die Brieftauben nach weiter Fahrt im geschlossenen Bahnwagen ihren Weg zurückfinden. Lange Zeit standen wir auch ratlos vor den unbegreiflichen Leistungen der „Gedankenleser", „Hellseher" usw., ehe es gelang, ihre geheimen Verständigungsmittel aufzuspüren. Viele ihrer Kunstgriffe, wie z. B. das „hellsehende Lesen" zusammengefalteter, im Umschlag verschlossener Zettel, die Marbe vorführte, erwiesen sich als so erstaunlich einfach, daß höchstens unbegreiflich bleibt, wie sie so lange unentdeckt bleiben konnten. Erst unlängst hat auch die Fähigkeit des zwölfjährigen lettischen Bauernmädchens Ilga, das zwei Jahre lang als das jüngste Medium und Träger einer unbestreitbaren, ans Wunderbare grenzende telepathischen Begabung bekannt war, eine natürliche Erklärung gefunden. Nach dem Gutachten der Untersuchungskommission der Universität Riga handelt es sich auch hier um nichts Übersinnliches, sondern um einen Fall seltener und hochgradiger Überempfindlichkeit der Sinnesorgane, die das Kind in den Stand setzte, unmerkliche Mitbewegungen der Sprachorgane beim Denken oder Lesen zu sehen oder zu hören; also Lippenlesen und feinstes Abhören, nicht Gedankenlesen.

Für die Herkunft vieler Phänomene bietet ferner die von Marbe aufgestellte Regel von der Gleichartigkeit des psychischen Geschehens naheliegende Erklärungen. Es zeigte sich, daß die Menschen bestimmte Farben und Zahlen bevorzugen, daß sie sich mit Vorliebe bestimmten Gedankengängen zuwenden, die, wenn noch einige Kenntnis des in Rede stehenden Menschen hinzukommt, unterbewußt geahnt und erraten werden können. Darum liefern auch die zusammenstimmenden seelischen Erlebnisse zweier räumlich weit voneinander getrennten Menschen, namentlich, wenn sie, wie im Falle Hoffmann-Freudenberg, Freunde sind, der Erklärung durch bekannte Umstände mindestens ebensoviel Stoff wie den an diese gelungenen Versuche geknüpften, oft kühnen Hypothesen, die vielfach einen telepathischen Vorgang als erwiesen voraussetzen und sich lediglich damit befassen, w i e er beschaffen sein sollte.

Wer dem uralten, in Glaube und Tradition tief verwurzelten Zauber, der in wechselnder Gestalt stets gleiche Inhalte vor uns stellt, nicht kampflos verfallen will, wer Mitteilungen nicht mit Tatsachen verwechselt und darum auch vor gut bezeugten Bekundungen, selbst in der Deutung eigener Erlebnisse vorsichtige Zurückhaltung zu üben gewohnt ist, muß erkennen, daß ein bündiger Beweis für die Telepathie bis jetzt nicht vorliegt. Doch nicht nur die logische Möglichkeit muß zugegeben werden, sondern auch die tatsächliche Möglichkeit erhält durch Erscheinungen, die sich der Erklärung durch sinnliche Mittel verschließen, eine starke Stütze. Ohne auf die z. T. verzweifelten Hypothesen eingehen zu können, scheint mir sicher, daß ein unmittelbares Wissen um fremde Seeleninhalte und eine ebensolche Einwirkung darauf keineswegs unserem physischen Weltbild widerstreiten. Vielleicht gehört die Aufhellung dieses unerforschten Gebietes zu den nie vollendbaren Aufgaben des Menschengeistes und zu dessen Schicksal der Trieb, den Zugang dazu in immer neuen Anläufen zu versuchen. Vielleicht erweist sich das Experiment mit seinen in den besonderen Umständen liegenden Mängeln in dieser Frage als ungeeignet, vielleicht läßt sich der Zugang von wenigen, aber eindeutigen Selbsterlebnissen, wie ich eines erwähnt habe, also den Fällen „spontaner Telepathie" leichter gewinnen. Wie dem auch sei, alles in allem finde ich ein „non liquet", in welchem sich pro und contra die Waage halten, während das Weitere hoffentlich einer ernsthaften Forschung überlassen wird, die sich größter Vorsicht in der Deutung scheinbarer okkultistischer Phänomene befleißigt.

Gesteht man prinzipiell die Möglichkeit zu, daß es einen Weg außersinnlicher Verbindung zwischen den Menschen gibt, auf welchem Gedanken, Vorstellungen, Willensregungen, Gefühle u. d. m. von einem Menschen auf einen anderen, ohne Rücksicht auf ihren räumlichen Abstand, übertragen werden können, so liegt die Frage nahe, ob das gleiche auch zwischen e i n e m Menschen und einer Mehrzahl, oder zwischen Menschengruppen sich ereignen kann. Für die, die auf das methodische Experiment als das allein brauchbare Instrument wissenschaftlicher Forschung schwören, entbehrt die Frage jeglichen Anreizes, denn das Experiment hat für diese Situation kein Schwert. Weiter gespannte Geister, die in der Naturforschung nur einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt des Ringens um Welt- und Lebenserkenntnis sehen, werden diesem Fragenkomplex nicht kurzerhand den

Rücken zuwenden, ihn vielmehr in seiner Eigenart zu durchdringen trachten. Sie stoßen zunächst auf die vielfältigen Tatsachen, die man massenpsychologische Erscheinungen nennt, ihre seltsamen Besonderheiten, ihr Entstehen und die Wirkungen, die sie ausüben und erfahren. Es überrascht schon, wie wenig die Zusammensetzung der Masse aus Einzelnen und die von der Masse hervorgebrachte Gesamtleistung in Einklang stehen und wie widerspruchsvolle Ergebnisse sie zeitigt. „Jeder Einzelne mag ein Esel sein, das Ganze aber ist Gottes Stimme", bekennt C. M. v. Weber; im Gegensatz dazu steht das Wort eines berühmten englischen Staatsmannes des 19. Jahrhunderts: „Im Parlament sitzen überwiegend Männer von tadelfreier, sauberer Gesinnung, umfassender Bildung und tiefer Einsicht; seine Beschlüsse wären aber nicht anders, wenn es aus lauter Hafenarbeitern, Schankwirten, Kleinhändlern usw. zusammengesetzt wäre." Auf der einen Seite steht also eine Erhöhung, auf der anderen eine Herabsetzung des Wertgrades der Masse im Vergleich zu ihren Einzelelementen. Daraus scheint hervorzugehen, daß bald die niederen, bald die höheren Werte im Zusammenwirken der Masse die Oberhand gewinnen. Besonders deutlich offenbart sich dies an den Erscheinungen der Panik, wenn an sich geringfügige Ursachen mit unwiderstehlicher Macht das primitiv Tierhafte in der Menschenseele aufrühren, jede vernünftige Einsicht in den Hintergrund scheuchen, so daß im Wahn einer vermeintlichen Gefahr durch Kopflosigkeit eine wirkliche Gefahr entsteht, die unter günstigen Umständen von überlegenen Menschen durch einen Griff an die höheren seelischen Elemente wieder gebannt werden kann. Ein Beispiel: im Dessauer Hoftheater bricht am Vorhangrand plötzlich eine Stichflamme hervor. Das Publikum schnellt erschreckt hoch, drängt unbedacht zum Ausgang, eine fürchterliche Katastrophe droht. Der Herzog erhebt sich in der Portalloge, gebietet Ruhe, gibt die Anweisung, daß jeder Herr eine Dame ruhig und gelassen hinausführe, und befiehlt dem Kapellmeister, eine heitere Weise zu spielen. Das Theater, das keinen eisernen Vorhang besaß, brennt ab ohne jeden Unfall, dank der suggestiv wirkenden Ruhe des Herzogs und seiner Autorität, vermöge derer er in das seelische Wirkungsfeld der bestürzten Menschen eindringen konnte.

Derartige Einwirkungen auf die Seele von durch Vermassung vereinten Menschen nehmen die meisten als uns geläufige und mit Recht unbezweifelbare Tatsache zur Kenntnis, ohne sich Rechenschaft zu geben, daß das feine Räderwerk ihres Hergangs zu den unenträtselten Geheimnissen — nach Bismarck Wundern — gehört, denen wir nicht auf den Grund zu sehen vermögen. Durch lange Gewohnheit abgestumpft, dünkt es ihnen nicht erstaunlich, daß einzelne Menschen, prophetische Naturen, Wegweiser, aber auch Aufwiegler es verstehen, kraft der Gewalt des Wortes, des vorgelebten Beispiels, ihrer glühenden Leidenschaft, des fanatischen Glaubens an ihre Sendung, der hinreißenden Macht ihrer Überlegenheit die Seele der Massen von Grund aus aufzuwühlen, ihnen ihren Glauben, ihre Gedanken, das Schema ihres Denkens und Vorstellens, ihre Gefühle und Willensrichtungen einzupflanzen und den Taktschritt ihrer Seele auf sie zu übertragen.

Auf der Oberfläche spielt sich dies alles auf dem Wege der sinnlichen Vermittlung durch das geschriebene und gesprochene Wort, der Mimik und der Geste

ab. Indessen drängen bestimmte auffällige Erscheinungen, wie das gleichzeitige Auftreten gleichartiger, tiefreichender seelischer Gärungen, an verschiedenen Orten der Erdoberfläche, ihr wellenartiges Umsichgreifen u. a. zu der Überlegung, ob die sinnlich wahrnehmbaren Mittel der Übertragung ausreichen, um die gewaltigen massenpsychologischen Wirkungen verständlich zu machen, oder ob etwa massentelepathische Erscheinungen dazu beitragen und schließlich, ob diese allein, ohne Inanspruchnahme sinnlicher Mittel, fähig sein könnten, ähnliches hervorzurufen. Dabei ist dreierlei zu unterscheiden: die telepathische Einwirkung von Einzelnen auf die Masse, von dieser auf die Einzelnen und drittens von Masse zu Masse.

Schon Polybius und später Machiavelli stellten die Lehre vom Kreislauf der Herrschaftsformen auf, dessen einzelne Phasen sich an verschiedenen Orten in einer auffallenden zeitlichen Übereinstimmung befinden, und durch Jahrtausende gehen die gleichen, zeitlich zusammenfallenden geschichtlichen Peripetien und Evolutionen bis auf unsere Tage. Epochen hoher seelischer Not oder hoffnungsfrohen Auftriebs erstrecken sich über die gesamte Erde, in weit auseinanderliegenden Zentren bricht ähnliches Denken, ähnliches Ringen hervor. Wissenschaftliche Entdeckungen und Erfindungen, gedankliche, kulturelle, religiöse, politische, wirtschaftlich soziale Bewegungen verblüffen durch ihr vielerorts gleichzeitiges Auftreten.

In der Zeit des Rundfunks, des Telegraphen, des Flugzeugs fällt es nicht schwer, eine massenpsychologische Wirkung auf Rechnung der ungeahnten Vervollkommung der Verständigungsmittel zu setzen und sie daraus befriedigend zu erklären, ohne auf die ferner liegende unbeweisbare telepathische Hypothese zurückgreifen zu müssen. Dessenungeachtet drängt sich das beunruhigende Gefühl eines ungelösten Restes auf. Mit der Auskunft, es liege an gleichen oder ähnlichen Bedingungen oder Dispositionen, wenn die erwähnten Erscheinungen stattfinden, wird das Problem keineswegs aufgehellt, sondern nur zurückgerückt, denn diese Bedingungen enthalten ja soviel Seelisches, daß sich die Frage eben auf dessen Zustandekommen von neuem richtet. Die Heranziehung eines allumfassenden, übergeordneten „Zeitgeistes", der allerorts früher oder später sozusagen „abfärbt", hilft uns ebenfalls wenig und gerät bis dicht an die Pforte des uferlosen metaphysischen Reichs, vor dem ich hier haltmachen muß. Ein Blick über den Zaun fällt auf des großen Leibniz' metaphysische Welt, die sich aus seelischen Einzelwesen (Monaden) zusammensetzt, unter denen keinerlei Zusammenhang besteht und von denen jedes, ohne eine Wirkung zu empfangen oder zu erteilen, die ihm von Gott (der Zentralmonade) zugeteilte Rolle im Weltablauf selbständig erfüllt.

Angesichts der Tatsache, daß ein sicherer Nachweis telepathischer Kräfte überhaupt noch aussteht, und der daraus folgenden Unmöglichkeit, ihnen massenpsychologische Wirkungen zuzuschreiben, muß ich mich auch hier auf ein „non liquet" beschränken, mit dem Zusatz, daß die Erklärungen durch die bekannten psychophysischen Zusammenhänge mir noch einer Ergänzung zu bedürfen scheinen.

Ich glaube, in der Folge der vier Aufsätze eine leider durch Platzmangel zwar übermäßig gedrängte, aber sachlich durchaus vertretbare Darstellung gegeben zu haben, die das psychologische phänomenologische Bild des sogenannten wissenschaftlichen Okkultismus überblicken läßt.

RUDOLF PECHEL

Der Feind der Yahoos

Zum 150. Jubiläum der ersten deutschen Übersetzung von Gullivers Reisen

„Und das Volk sprach zu Saul: Sollte Jonathan sterben, der ein solch groß Heil in Israel getan hat? Das sei ferne; so wahr der Herr lebt, es soll kein Haar von seinem Haupte auf die Erde fallen, denn Gott hat's heute durch ihn getan; also erlöste das Volk Jonathan, daß er nicht sterben mußte." Aus der Bibel, Altes Testament.

Es ist eine eigenartige und recht nachdenkliche Tatsache, daß Defoes „Robinson", Cervantes' „Don Quijote" und Swifts „Gullivers Reisen", von deren Verfassern zum mindesten die beiden letzteren ganz andere Zwecke verfolgten, in allen Kultursprachen zu auch heute noch viel gelesenen Kinderbüchern geworden sind. Hierin liegt ein tiefer Sinn. Es ist der schlagendste und vollkommenste Beweis für den Ewigkeitsgehalt dieser Werke, wenn auch die schweren Probleme, mit denen sie ringen, dem kindlichen Verständnis entzogen bleiben.

Als im Jahre 1788 Risbeck die erste deutsche Übersetzung von Swifts „Travels into several remote nations of the world by Lemuel Gulliver", deren englisches Original 1726 erschienen war, veröffentlichte, traten diese wunderbaren Reisen auch in Deutschland einen schnellen Siegeszug an. Swift hatte schon vorher eine weit und tief reichende Wirkung auf selbständige Köpfe wie Lessing, Herder, Lichtenberg, Goethe u. a. m. ausgeübt. Auf Herder so stark, daß er im Darmstädter Kreise nach dem Dean von Dublin „der Dechant" hieß. Lessing und Goethe, in „Miß Sara Sampson" und „Stella", waren bekanntlich von Swifts persönlichem Schicksal zwischen zwei Frauen angeregt, und in der deutschen satirischen Literatur finden wir überall die Spuren dieses unerbittlichen Geißlers der menschlichen Schwächen.

*

Liliput und Brobdingnag, die Länder der Zwerge und der Riesen, kennt bis heute noch jedes Kind, aber nur wenige wissen von dem, was Swift in Gullivers Reisen sonst zu sagen hatte. Den Kindern ist mit Recht der letzte Abschnitt, sein Aufenthalt auf der Insel der edlen Pferde und der elenden Yahoos (sprich: Jähus) vorenthalten, obwohl gerade hier die letzte und tiefste Erkenntnis eines Mannes in grausamer und erschütternder Form Ausdruck fand, der sich Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank. Gullivers Reisen sind in allen ihren Teilen heute so lesenswert wie je. Grade seine eignen Landsleute sollte man nachdrücklich an die Worte des Mannes erinnern, der mit einer Schärfe, die in der Weltliteratur einzig ist, sich wie gegen andere menschliche Gebrechlichkeiten so gegen die Verlogenheit des politischen „Cant" wandte.

Swift hat in Gullivers Reisen von dem Recht des Satirikers und Utopikers vollen Gebrauch gemacht, eine Vorstellung bis zu ihren letzten möglichen Konsequenzen zu führen und sie bis in ihre Unmöglichkeiten zu überspitzen. Aus einem tiefen und unmittelbaren Wissen um die menschliche Schwäche und Minderwertigkeit zwingt er den „letzten Menschen" Nietzsches ins Leben hinein, so mit Wirklichkeit geladen, daß er als existent in seinem Raum erscheint. Er schafft sozusagen eine Utopie des Negativen, dessen entsetzliche Möglichkeit sein Geist bejaht. Das Bild des Menschen, den seine Schwächen auch äußerlich zum fürchterlichen Spiegelbild seines Inneren gemacht haben, wird wie im Vexierspiegel gezeigt. Aber dahinter steht ein leidenschaftlicher sittlicher Anspruch und eine hohe Verantwortung, die freilich zu ihren Trägern statt der Menschen Vierbeiner wählen. Nach H. G. Wells ist Utopien mitten unter uns, ist überall da, wo sauberes Denken, sittliches Wollen, redliches Gefühl sich gegen das Schlechte zur Wehr setzen und das Gemeinschaftsleben nach sittlich gültigen Ideen gestalten wollen. Entscheidend für die Berechtigung solcher Kritik im Zerrbild ist der geistige Rang, von dem aus sie geübt und der Anspruch auf Umgestaltung erhoben wird.

*

Swift läßt seinen Helden, den seine meuternde Schiffsbesatzung aussetzt, auf eine Insel gelangen, auf der er die sonderbarsten Erfahrungen machte. Er findet nämlich ein Land, in dem die Houyhnhnms (sprich: Houinims) herrschen. Das sind edle Pferde, von deren Tugenden nicht genug zu rühmen ist, die die Yahoos, einen ekelerregenden Typ des Untermenschen in letzter Ausprägung, als verachtete Haustiere halten. Swift zieht hier die äußerste Folgerung aus seiner bitteren, abgrundtiefen Menschenverachtung. Denn diese Yahoos sind nicht etwa das missing link zwischen dem Menschen und dem Affen, sondern sind die Menschen schlechthin, deren häßlicher Charakter in einer naturgegebenen Rückentwicklung ihnen auch ein Äußeres geprägt hat, das dem schmutzigen Inneren entspricht. Ihre Köpfe und Brüste sind, soweit es sich um Männer handelt, mit dichtem Haar bedeckt, sie haben Ziegenbärte, und auf ihren Rücken und den Vorderseiten ihrer Beine laufen lange Haarkämme, sonst sind sie nackt, ihre Haut ist von brauner Lederfarbe. Ihre Hände und Arme haben sich zu Affengliedern entwickelt mit langgestreckten Klauen, die in scharfe und krumme Krallen auslaufen. Sie klettern wie die Eichhörnchen und können ungemein schnell und weit springen und hüpfen. Ihre Bewegungsorgane sind auf Kosten ihres Denkorgans stark ausgebildet. Ihre Weibchen sind weniger behaart, aber gleich ekelhaft und unappetitlich. Ihrem Äußern entspricht ihr gemeines Innere.

Hier schenkt Swift nun dem Menschengeschlecht keinen Zug, der es verächtlich machen kann. Die Yahoos sind kräftig, aber als Einzelne feige und tückisch, nur in der Masse angriffslustig, aber bei entschlossenem Widerstand sofort zurückweichend, wobei sie freilich den höheren Menschen, den sie aus Instinkt hassen, aus sicherer Ferne mit ihrem Kot besudeln. Sie sind jeder Schlechtigkeit fähig und tragen alle die häßlichen menschlichen Eigenschaften, die sonst eine Zivilisationsschicht schamhaft zu verhüllen sich bemüht, offen zur Schau. Sie hassen

einander mehr als irgendeine Tiergattung. Sie sind futterneidisch bis zu blutigen Raufereien um ihre ekelhafte Nahrung, die aus Aas und Abfällen besteht. Sie verbergen vor den anderen eifersüchtig alberne Schätze wie leuchtende Steine, weil sie wissen, daß jeder den andern zu bestehlen bemüht ist. In ihrem Fraß sind sie von wahlloser Gier. Sie verschlingen alles, einerlei ob es Kräuter, Wurzeln, Beeren oder das verfaulte Fleisch von Tieren oder aber eine Mischung von allem ist. Bezeichnend für ihren Charakter ist, daß ihnen alles besser gefällt, was sie sich draußen durch Raub oder Diebstahl verschaffen können, als die bessere Kost, die ihnen ihre Herren, die Pferde, zu Hause geben. Die Yahoos leben in Herden zusammen, so weit sie nicht von den Pferden zu ihrer unmittelbaren Bedienung in Ställen gehalten werden. Zu ihrem Führer wählen sie den, der noch mißgestalteteren Leibes und heimtückischeren Wesens ist als irgendeiner der normalen Yahoos. Dieser Führer hält sich stets einen Günstling, der seinem Herren die Füße und den Hinteren zu lecken hat und ihm die weiblichen Yahoos in den Stall treibt. Dieser Günstling bleibt nur so lange im Amt, bis sich ein noch schlimmerer findet. Den Gestürzten, der wegen seiner Tätigkeit von allen gehaßt wird, beschmutzen dann nach seiner Entthronung die anderen Yahoos von oben bis unten mit ihren Exkrementen*.

Die Wurzel ihrer Schlechtigkeit liegt in ihrem verderbten und widerspenstigen Charakter, sie besitzen keine Tugend, sondern sind nur listig, tückisch, verräterisch und grausam, unverschämt, gemein und rachsüchtig. Sie sind Tiere, in denen durch Zufall ein Rest Vernunft geblieben ist, den sie aber lediglich dazu benutzt haben, ihre angeborene Verderbtheit zu vergrößern, die wenigen angeborenen Fähigkeiten zu schwächen, dafür aber die einfachen natürlichen Bedürfnisse zum krankhaften Übermaß zu steigern und ihr ganzes Leben damit hinzubringen, durch eigne Erfindungen diese Unnatur zu befriedigen.

*

Gegenüber dieser dunklen und schmutzigen Welt steht die lichte und in hellsten Farben gemalte Welt der edlen Pferde, wie nur ein Engländer sie empfinden kann, die von Jugend an an Männlichkeit, Fleiß, Leibesübung und Sauberkeit gewöhnt werden und deren ganzes Leben von Freundschaft und Wohlwollen gegeneinander regiert ist. Sie haben edlen Anstand und Höflichkeit ohne jede Förmlichkeit und regeln die Dinge ihres gemeinsamen Lebens nach den Grundsätzen klarer Vernunft. Sie haben einen natürlichen Hang zur Tugend und besitzen gar keine Vorstellung von dem, was schlecht ist. Solche Begriffe können sie nur ausdrücken in Wortverbindungen mit Yahoo. Sie kennen kein Wort für lügen, sie gebrauchen dafür; sagen, was nicht ist.

Ein edles Pferd, das Gulliver zunächst nach Menschenart recht falsch mit Pfeifen und Halsklopfen zu behandeln sich bemüht und von dem er streng zurechtgewiesen wird, hält sich ihn als eine Art Kuriosität. Er lernt die Sprache der Pferde und verfällt in die tiefste Bewunderung für ihre edle Art. Das bitterste der Swiftschen Satire ist, daß alle, auch die höhergearteten Menschen, im Grunde

---

* Wir zitieren nach der deutschen Übersetzung von F. P. Greve. Berlin 1924.

für die wirklich anständigen Geschöpfe, die Pferde, doch nur Yahoos mit mildernden Umständen sind, moralische Kannibalen, sprachfähiger Dreck.

Der Herr Gullivers wird von den anderen Houyhnhnms gezwungen, ihn, trotzdem er Zeichen von Vernunft aufweist, fortzuschicken, weil es eines Pferdes unwürdig ist, selbst einen solchen Yahoo in der eignen Nähe zu dulden. Er hat ihm viel von England erzählt und den englischen Bräuchen — in der Beurteilung der menschlichen Gebräuche durch die Pferde steigert sich die Satire zur Genialität — und trotz des Unglaubens, daß Yahoos fähig seien, Pferde in Dienstbarkeit zu halten, beschließt sein Herr in bitterster Ironie, einen Grundsatz, den angeblich die Menschen gegenüber den Pferden anwenden, nun auf die Yahoos zu übertragen und so ihre Ausrottung durchzuführen: alle jungen Männchen sollen kastriert werden. Zu gleicher Zeit aber soll die vernachlässigte Eselzucht auf die Höhe gebracht werden, da diese Tiere den Yahoos in allen Stücken turmhoch überlegen seien: lenksam, leicht zu halten und ohne den widerlichen Geruch der Yahoos.

*

Gullivers erzwungener Abschied von seinem Herrn und dessen Land erscheint ihm wie die Vertreibung aus dem Paradiese. Denn dort „belauerte kein Denunziant meine Worte und Handlungen, keiner erlog gegen Lohn Anklagen gegen mich. Hier waren keine Spötter, Tadler, Verleumder, Taschendiebe, Straßenräuber, Einbrecher, Advokaten, Kuppler, Hanswürste, Spieler, Politiker, Witzemacher, Hypochonder, keine langweiligen Schwätzer, Disputanten, Entführer, Mörder, Räuber und Kunstkenner; keine Parteiführer und Anhänger; keine Leute, die durch Verführung oder Beispiel zum Laster ermutigten; keine betrügerischen Ladenbesitzer oder Handwerker; kein Stolz, keine Eitelkeit und keine Ziererei; keine Gecken, keine Eisenfresser, Trunkenbolde, vagabundierenden Huren und Seuchen; keine prahlerischen, unzüchtigen, kostspieligen Ehefrauen; keine bornierten, hochmütigen Pedanten; keine lästigen, übermütigen, zanksüchtigen, lärmenden, brüllenden, hohlen, eingebildeten und fluchenden Gefährten; keine Halunken, die um ihrer Laster willen aus dem Staube erhoben wurden, kein Adel, der um seiner Tugenden willen in den Staub gebeugt wurde; keine Grafen, Fiedler, Richter und Tanzmeister“. Er wagt nicht die Hoffnung zu hegen, ein Houyhnhnm könne kommen, um die Yahoos der ganzen Erde in Ordnung und Gesittung zu bringen.

Am Schluß überschlägt sich Swifts Haß, denn er läßt Gulliver so sehr den Abscheu und die Verachtung gegen die Yahoos in sich trinken, daß er bei seiner Rückkehr weder seine Frau und seine Kinder noch seine Freunde überhaupt nur in seiner Nähe dulden kann, weil ihr bloßer Anblick ihn mit Haß, Abscheu und Verachtung erfüllt und schon ihr Geruch ihm widerlich ist: „... und als ich mir zu überlegen begann, daß ich durch die Paarung mit einer von der Gattung der Yahoos zum Vater mehrerer geworden war, befiel mich Scham, Verwirrung und Grauen.“

*

Swift ist von der Mit- und Nachwelt sehr unterschiedlich beurteilt worden. Man hat nicht selten ihm die Berechtigung zum Richteramt wegen seiner eignen

problematischen Haltung absprechen wollen. Gewiß war sein Verhalten zu den Frauen nicht eindeutig: in Irland lebte er in heimlicher Ehe mit Esther Johnsohn, in England unterhielt er Beziehungen zu Esther van Homrigh, deren Herz an der Entdeckung seiner Ehe zerbrach. Gewiß versuchte er bei den verschiedensten einander feindlichen kirchlichen Richtungen sein Glück, um sie am Ende alle erbarmungslos zu striegeln. Gewiß sind sein Wesen und seine Handlungen voller Zwiespältigkeit. Aber das beweist gegen die Richtigkeit seiner bitterbösen Satire ebensowenig wie nach Oscar Wildes frivolem Wort die Tatsache des Wechselfälschens gegen die Güte des Violinspiels des Fälschers.

Eines jedoch wird ihm niemand bestreiten können: die elementare Leidenschaft seines geistigen Strebens, genährt an seinem fanatischen Glauben an die reine Vernunft, sauberes Denken und intellektuelle Redlichkeit, und einen souveränen Geist. Für ihn ist richtiges Denken gleichbedeutend mit Moral und Gerechtigkeit, über die keine Empfindung, selbst kein Nationalismus oder Patriotismus Macht gewinnen dürften. Denn jede Empfindung trübt das klare Denken. Und er appellierte nur an die reine Logik, niemals an Empfindungen, weil sie ihre Grenzen in sich tragen. Er lebte von seinem Haß gegen Tyrannei, Unrecht und Unterdrückung.

So nahm er, aus englischer Familie geboren, leidenschaftlich für die unterdrückten und gequälten Iren Partei. Und in diesem Kampfe wurde er eine reale Macht, die das ganze irische Volk bejahte und an die keine Gewalt zu rühren wagte. Obwohl jeder wußte, wer der Verfasser der „Briefe eines Tuchmachers" war, die das irische Volk bis unmittelbar vor die gewaltsame Erhebung führten, blieb er unangetastet, weil ein ganzes Volk ihn trug. Hier zeigen sich übrigens die Anfänge der bewundernswerten englischen Großzügigkeit gegenüber an ihnen aus den eignen Reihen geübter, noch so bösartiger Kritik. Swifts Schriften wurden am Hofe gelesen, wie es auch heute heißt, daß ein ebenso herrlich respektloses wie witziges Büchlein, eine ungewöhnlich begabte Geschichtsklitterung, die kaum eine englische geschichtliche Gestalt, freilich auf einer ganz anderen Ebene als Swifts blutige Satire und ohne die Vermummung des Utopisten, in Frieden läßt „1066 and all that" von Sellar und Yeatman am Hofe beliebte Lektüre sei.

Im Kampf für Irlands Recht war Swift für das Volk der Dechant Irlands geworden, Triumphbögen und Glockenläuten begrüßten seinen Einzug, wo immer er sich zeigte; Medaillen, Ladenschilder, Taschentücher trugen sein Bildnis. Sein Schicksal zeigte, daß aufrechter Bekennermut gegenüber der Willkür immer eine reale Macht bleibt, wenn sie von dem Gefühl eines ganzen Volkes getragen wird.

Als man öffentlich nach dem „Tuchmacher" fahndete, ging im Volke das Eingangsmotto aus der Bibel von Mund zu Mund, anknüpfend an seinen Vornamen Jonathan: „Also erlöste das Volk Jonathan, daß er nicht sterben mußte."

HANNS-ERICH HAACK

Schönheit und Größe

Aufzeichnungen von einer Fahrt durch Korsika

Die korsische Freiheitsflagge, die man noch im ganzen Lande sieht, zeigt auf weißer Seide den „Afrikanerkopf“

In nur sechs Stunden fahren die Dampfer der Schiffahrtsgesellschaft „Fraissinet“ von Nizza nach Korsika. Es dauert aber noch gut eine Stunde länger, bis der Wagen aus dem Schiffsleib herausgehoben und der Erde wieder übergeben ist. Dann aber ist es immer noch früh genug, in den farbenglühenden Abend hinein die Fahrt durch die „Insel der Schönheit“ zu beginnen. Doch die Schönheit zwingt sich nicht auf. Man braucht Wochen, um Korsika als Landschaft zu begreifen. Dann aber wird der große Glanz, der von innen kommt und keine Schminke ist, ein um so größeres Geschenk.

Die wenigen Städte und Dörfer bestimmen nicht das Gesicht der Insel, ja es fehlen sogar baulich oder historisch beachtliche Burgen, Schlösser und Kirchen, die über das Land etwas aussagen könnten. Auch bunte Trachten oder äußerlich wahrnehmbare Bräuche sind nicht zu finden. Die Frauen gehen in Schwarz gekleidet, und selbst die Mädchen dürfen sich nur dadurch schmücken, daß sie ihr Kopftuch in Spitzen arbeiten. Bei den Männern findet man vereinzelt noch die knallrote Leibbinde.

In Korsika, das wohl alle Mittelmeervölker irgendwann einmal in der Geschichte beherrschten und ausplünderten, wurden die sagenumwobenen Wälder längst von geschäftstüchtigen Europäern gemordet. Nur in einsamen, schönen Bergtälern finden sich noch Reste. So stellt das Land seinen eigentlichen Körper ohne jede Verhüllung zur Schau. Und siehe da: der Körper ist schön! Kühne, zackige Berge, rote, gelbe, grüne Granitfelsen, die häufig unvermittelt ins ewig grünblaue Meer stoßen und die ein buntes Spiel immer neuartiger Golfe bilden, über allem aber eine große Sonne und ein heißer, blauschwarzer Himmel: das ist Korsika. Oben, in den bis in den tiefen Sommer schneebedeckten Bergköpfen braut sich zum Abend eine neblige Wolkenwand, die von unsichtbarer Hand wie Kulissen geschoben wird, um so das Theaterhafte der Landschaft noch zu unterstreichen. Der ganzen Küste entlang beleben die in regelmäßigen Abständen wiederkehrenden Ruinen der einstigen Wachttürme der Genueser das Bild. Der mächtigste Turm vermag sogar dem herrlichen Golf von Porto eine besondere Note zu verleihen.

Wo der Fels nicht nackt zutage tritt, wächst niedriges, stacheliges Strauchwerk, das zu Beginn des Sommers die Luft mit betörenden, unbestimmbaren Düften erfüllt. Von nahe betrachtet, sieht man Millionen kleiner, vielfarbiger Blüten, die sich aber so den Sträuchern einfügen, daß das Ganze sich nur wie ein farblich-feinempfundener, von allen leidenschaftlichen Wohlgerüchen des Orients erfüllter Teppich übers Land legt. Der Korse stört diese Natur selten, da er den Ackerbau nicht besonders liebt, „weil der Acker zu tief liegt und der stolze Korse nur aufrecht sein Brot verdienen soll".

Die überwältigende Schönheit der Insel erlebt man in den Abendstunden. Wenn die Sonne sich heimwärts wendet und das schöne samtene Licht sich auf die Berge legt und in die Buchten senkt, wenn die Ziegen und Schafherden unter Glockengeläut von den Hängen in die Dörfer zurückkehren und die kleinen Eselchen ihre schwere Last abladen dürfen: dann steht die große, schöne Seele der korsischen Landschaft auf. In die beginnende Stille hinein wächst das Rauschen der Gebirgsbäche und das Branden des Meeres. Alle Düfte werden schwerer, alle Farben noch leuchtender und wärmer, bevor unter dem wehmütigen Gezirpe der Grillen die sternenerfüllte korsische Nacht heraufzieht. Dann begreift man, daß Korsika für den Europäer zum Rausch wird. Die Natur ist hier zu stark, um sie noch bewußt zu erfassen. Der Verstand schaltet sich aus, und es beginnt ein unbewußtes, aber dafür wohl noch um so stärkeres Erleben, das letzte Hingabe bedeutet.

Dörfer und Städte, die sich meist aus kubisch gruppierten Häusern bilden,

Im Golf von Porto

Abend in Korsikas Bergen

sind nicht viel mehr als nur Lesezeichen der Insel. Von größter Eigenart ist Calvi, das sich auf trotzigem Felsen aus dem Meere erhebt. Selten kann man so schöne, wohlgeformte Festungsbauten und Mauern im Spiel der Sonne und des Wassers bewundern. Bastia bietet gewiß sehr viel mehr Hafenleben und Handelsverkehr, aber die Stadt hat nicht viel Reiz und könnte ebensogut an irgendeiner anderen Mittelmeerküste liegen. Corte, mit seiner aus dem Herzen der Bergstadt aufsteigenden Felsenfestung darf ebensowenig unerwähnt bleiben, wie das einmalige, die südliche Steilküste krönende Bonifacio, das den Blick auf Sardinien bietet. Gerade in Bonifacio, in dem sich Geschichte und Sage romanhaft verwirren, weiß man nicht, ob man in Italien oder in Afrika, in der Gegenwart oder in der Vergangenheit lebt.

Ajaccio, die Hauptstadt Korsikas, bemüht sich immer wieder, seinen korsischen Charakter zu beweisen. Zwar wagt man nicht zu entscheiden, ob die Straßen, der Golf, die ferner liegenden Berge oder die lebhaften Menschen am stärksten in Erscheinung treten. Denn die Stadt und alles mit ihr wird auch heute noch von einem einzigen, großen Namen überschattet: Napoleon. In einem der hohen italienischen Häuser der Altstadt, deren schöne Räume fast alle noch venezianische Fresken bergen, da stand die Wiege dieses größten und geheimnisvollsten Korsen. Man betastet die schönen Empiremöbel, freut sich an den wohlausgewogenen Räumen und steht ergriffen vor dem Ruhebett, auf dem die tapfere Mutter Lätitia, als man sie am 15. August 1769 völlig erschöpft aus der Kirche nach Hause trug — gerade noch rechtzeitig genug, daß sie nicht auf der Straße Napo-

Wachtturm der Genueser (im Golf von Porto)

Blick auf Ajaccio

leon zur Welt bringen mußte — den späteren Kaiser gebar. „Madame Mère" erwies sich also schon bei der Geburt dieses Kindes ebenso tapfer und natürlich wie später bei seinem Aufstieg und Niedergang. „Ich habe sieben oder acht Staatsoberhäupter unter meinen Kindern, die mir alle eines Tages wieder zur Last fallen werden", sagte diese seltene Mutter, als ihr Sohn Napoleon als Kaiser von Frankreich fast über ganz Europa herrschte ...

Darüber beginnt man die einmalige Erscheinung Napoleons ganz vom rein Menschlichen her zu betrachten. Man fährt durch das schöne Land, läßt sich betäuben von dem Aroma, das der Blütenteppich ausstrahlt, betastet die Granitfelsen, schaut auf die scharfkantigen, schneebedeckten Berge, in die tiefen, wasserreichen Täler und über das blaue, sonnerfüllte Mittelmeer, um sich immer wieder zu fragen: was hatte von all dem wohl Einfluß auf Napoleon?! Oben im Gebirge trifft man einen Hirten, der ganz Europa sah, sich aber unter sehr bescheidenen Lebensverhältnissen zu seinen Ziegen ins korsische Bergland zurückzog: „weil es hier wenigstens kein Kopfzerbrechen gibt". Man sitzt mit korsischen Freunden zusammen, bestaunt ihre Verwegenheit, ihr sanguinisches Blut, ihre Liebe zur Tat, um der Tat willen — wobei sie gar nicht bis zu der Frage vordringen, was die Folgen der Tat wohl kosten. Die Begeisterungsfähigkeit ist groß, vor allem, wenn ehrenvolle Lorbeeren winken. Und allzuoft sieht man sie im heroischen Kampf — aber gleich der Fliege, die gegen das Licht kämpft. Die Menschen sind freundlich. Stets aber drängt sich die Frage auf: was ist an

Der Anlegekai von Calvi

Calvi (Zitadelle)

ihnen napoleonisch? Spricht man die Frage aus, dann sind sie erstaunt. Sie lieben oder hassen den großen Eroberer, aber alle sind sie stolz auf ihn. Sie sehen ihn lieber als Held bei Austerlitz und schimpfen über die Franzosen, die Waterloo noch nicht vergessen haben. Und das Wort eines korsischen Abgeordneten, die Bedeutung des Hauses Bonaparte für Frankreich bestehe darin, daß Napoleon I. Frankreich Waterloo und Napoleon III. Sedan beschert habe, konnte kürzlich noch die ganze Insel in Aufruhr versetzen. Als wir aber gelegentlich bedauernd feststellten, daß Napoleon, der bei uns als großer Straßenbauer bekannt sei, leider keine einzige Straße in seiner Heimat angelegt habe, was man heute noch spüre, da erhielten wir die überraschende Bemerkung, daß sei ganz in Ordnung so: denn die rund vier Millionen Menschen, die ihr Blut zum Ruhme Napoleons, sei es in Afrikas Wüste oder in Moskaus Schnee und Eis vergossen hätten, wären ja auch keine Korsen gewesen!

Auf diese Weise entdeckt man den Sinn zum nüchternen Denken, den der Korse mit seiner, ihm durch die Natur fast aufgezwungenen Neigung zum Theaterhaften, zum Pomp und zur Romantik zu verbinden weiß. Gerade diese Nüchternheit liebt er auch bei Napoleon. Und es gefällt ihm, daß Napoleon am 2. Dezember 1804, als er in der Notre-Dame-Kirche zu Paris zum Kaiser gekrönt wurde, das Zepter schon in der Hand haltend seinem Bruder verschmitzt zuraunte: „Joseph, wenn uns so unser Vater sehen

Napoleon-Denkmal in Bastia

würde!" Auch hat man in Korsika nicht vergessen, daß der Usurpator, als er mit Josephine die erste Nacht im Louvre-Palais wohnte, seine Frau frivol ermunterte: „Nun los, kleine Kreolin, schlafen Sie in dem Bett Ihrer Könige und Herren!" Doch als er später in Ägypten erfuhr, Josephine habe ihn betrogen, schrieb er ernüchtert an den Bruder Joseph: „Ich brauche Einsamkeit. Die Größe langweilt mich, das Gefühl vertrocknet, und der Ruhm ist fade. Mit 29 Jahren habe ich schon alles bis zum letzten Rest ausgekostet."

Corte

Photos: Dr. Hanns-Erich Haack

Auf Korsika, dessen Landschaft immer hoch oder tief, kalt oder warm, groß oder klein ist, das die Unruhe des felsigen, schneebedeckten Gebirges mit der unendlichen Ruhe sonniger Mittelmeergolfe zu verbinden weiß, dessen Menschen wildbewegt, romantisch und leise wehmütig und nüchtern zugleich sein können, versteht man den Menschen Napoleon. Die Insel lebt seine Laufbahn und sein Schicksal. Und es waren merkwürdigerweise immer Inseln, auf denen die Entscheidungen für sein Werden, sein Leben und seinen Tod fielen: Korsika, England, Elba und St. Helena! So außergewöhnlich, wie Land und Leute Korsikas sind, nicht Europa und nicht Afrika, nicht Abendland und nicht Morgenland, von nichts bestimmt, an nichts gebunden, so außergewöhnlich war auch die Erscheinung Napoleons. Aber das wußte er selbst. Denn schon nach Wagram, als er den Grafen Ségur fragte, was man wohl sagen würde, wenn er jetzt sterbe und sich Ségur in höfischen Phrasen erging, schnitt er ihm mit dem großen, allzu wahren Wort die Rede ab: „Nichts von alledem; man wird nur aufatmend sagen: Uff!"

Rundschau

Verschobene Entscheidungen. Zu den unbehobenen Spannungen und nicht beseitigten Gefahrenpunkten ist ein neuer getreten: der Sandschak Alexandrette. Nach dem türkisch-französischen Vertrag von 1937 sollte dieses Gebiet in Kleinasien im Rahmen des syrischen Staates eine Art Autonomie erhalten. Sehr bald stellte sich jedoch heraus, daß die Schwierigkeiten, die in den Ansprüchen der zahlreichen im Sandschak lebenden Völkergruppen liegen, deren stärkste die Türken und Araber sind, auf dem gewöhnlichen Wege kaum zu beheben seien. Bei der Vorbereitung der in Aussicht genommenen Wahlen gerieten listenmäßig die Türken entgegen ihren Erwartungen ins Hintertreffen. Trotz eines starken Entgegenkommens Frankreichs schien die Türkei zur Selbsthilfe greifen zu wollen. Einige Tage sah es so aus, als ob mit einer militärischen Besetzung des Sandschaks durch die Türken zu rechnen wäre. Dazu ist es nicht gekommen, aber die Krise schwelt weiter. Frankreich wird wohl aus mittelmeerpolitischen Gründen das Mandat über Syrien länger als geplant aufrechterhalten, scheint aber bereit, der Türkei Zugeständnisse zu machen, wenn auf ihnen ein türkisch-französischer Freundschaftsvertrag sich aufbauen würde. Der Genfer Verband sitzt wiederum hilflos daneben, obwohl er in der syrischen Frage zu handeln gezwungen wäre. Auch im vorderen Orient geht die Liquidierung der durch die verschiedenen Friedensschlüsse in den Vororten von Paris inaugurierte Politik ihrem Ende entgegen. Bei dem Versuch einer Lösung der tatsächlich vorhandenen Mandatskrise werden sich zwangsläufig die Gegensätze im nahen Orient verschärfen müssen, um so mehr, als ja auch in Palästina eine endgültige Beruhigung nicht erfolgt ist. Weil die Zeit einer verfehlten Politik überreif zur Ablösung ist, zeigen sich auch auf dem Balkan beginnende Umschichtungen. Die Kleine Entente und der Balkanbund, die eine gegen Ungarn, der andere gegen Bulgarien geschlossen, sind im Grunde aktionsunfähig geworden. Denn wie auch sonst in Europa erweist es sich hier, daß eine Politik scheitern muß, die lediglich von einem negativen Ziel: der dauernden Niederhaltung eines besiegten Gegners, leben zu können meint, eben weil sie steril ist. Die wenigen Staatsmänner, die zu neuen Wegen streben, haben sich bisher nicht durchsetzen können. – Der Krieg in Spanien geht weiter, und es ist nicht abzusehen, ob die im Nichteinmischungsausschuß erzielte Einigung, die Sowjetrußland von England und Frankreich abgezwungen wurde, tatsächlich zu einer Beendigung des blutigen Ringens führen wird. Die Engländer nähren jedoch die Hoffnung, daß auf Grund der Maßnahmen aus den Beschlüssen des Nichteinmischungsausschusses bald eine Art Waffenstillstand erreicht werden könnte. Diese Möglichkeit gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß neuerdings Italien mit Energie die Inkraftsetzung des englisch-italienischen Abkommens ansteuert. Voraussetzung dafür ist ja die Regelung der Freiwilligenfrage in Spanien und unausgesprochen die Besserung der italienisch-französischen Beziehungen. Die Verbindung England – Frankreich ist enger denn je, wie sie auch der englische Königsbesuch in Paris, der auf den Juli verschoben wurde, erneut bekräftigt. Die Regierung Daladier sitzt fest im Sattel. – Eine fühlbare Entspannung ist in Europa nicht eingetreten, man hegt

Erwartungen, vertagt aber Entscheidungen. Die sudetendeutsche Frage harrt immer noch ihrer Regelung. – Im chinesisch-japanischen Kriege haben nun auch die Elemente eingegriffen; dabei kann es ununtersucht bleiben, ob sie gerufen oder ungerufen die Fluten des Gelben Flusses zwischen die kämpfenden Armeen ergossen. Für die Japaner ist zweifellos eine Erschwerung der geplanten Operationen eingetreten, die allerdings die Chinesen mit ungeheuren Opfern an Menschen und fruchtbarem Land bezahlen müssen. Man könnte fast versucht sein, zu glauben, daß auch andernorts einmal die Natur über die Torheit der Menschen die Geduld verlieren wird und ihrerseits ein Machtwort sprechen wird. Denn zwischen den Stapeln brennbaren Zündstoffes laufen nach wie vor Menschen mit brennenden Pressefackeln herum. Sie sollten sich die Mahnungen zu Herzen nehmen, die der italienische Minister Alfieri auf dem Internationalen Zeitungsverlegerkongreß in Rom an die Weltpresse richtete, statt die Nerven der um den Frieden bangenden Völker noch zu reizen.

Aus der Küche des Mythos. Mit dem Ruhm und dem Nachruhm ist es doch eine ziemlich unberechenbare Sache, die das Mittelalter mit seiner Skepsis in dem bekannten demonstrativen Satze „sic transit gloria mundi“ entschieden tiefer durchschaut hat als der moderne Mensch. Wir scheiden Ehre und Ruhm voneinander – Arthur Schopenhauer hat beiden eine treffliche, im Kern aber doch wohl dem Ruhme gegenüber zu optimistische Untersuchung gewidmet – wir scheiden sie, indem wir der Ehre die Zeit, dem Ruhme die Ewigkeit geben. Geht es aber wirklich so gerecht in der Weltgeschichte zu, daß die Menschheit auf längere Sicht nicht geblendet werden könnte, daß also der Ruhm und insbesondere seine höchste, ehrenvollste Form, der mythische, legendarische Ruhm, immer einen zureichenden substantiellen Grund haben müßte im Gegensatz zur bloßen Ehre, die die Götter nach Laune über die Sterblichen austeilen? Sieht man einmal von der Sphäre der menschlichen Werkleistung ab, wo eine solche Gerechtigkeit und Vergeltung sicherlich am weitestgehenden herrschen, so wird es schon problematischer mit dem Ruhm, der sich an Taten kristallisiert. Vollends ins Dunkle gerät man aber, wo eine Gestalt, die „nichts geleistet und nichts getan hat“, nur dagewesen ist, etwas bedeutete, einen geflügelten Ausspruch machte oder in irgendeiner Hinsicht sozusagen das Menschliche begrenzt hat, im Gedächtnis der Nachwelt über Jahrhunderte erhalten wird. Ob man nun an den närrischen Herostrat oder an den göttlich schönen Antinous denken will; ob man das noch fast unerforschte Dunkel des Frauenruhmes erwägt! Sicher ist nur soviel, daß gerade solche Gestalten des Mythos liebste Kinder zu sein pflegen, und daß sie von ihm aufgepäppelt, ja nahezu erfunden werden können, wofern in ihnen nur irgendeine rätselhafte Anlage vorgebildet ist, deren sich der mythisierende Trieb der Menschen bemächtigen kann. Wir brauchen nicht in die ferne Geschichte zurückzugehen. Wir haben ein solches Beispiel aus unseren Tagen zur Hand. Da ist die rätselhafte „Unbekannte“ aus der Seine, die junge Frau mit dem etwas versüßten Mona-Lisa-Gesicht, deren Totenmaske oder Photographie seit langem einen beispiellosen Triumphzug durch das deutsche Bürger- und Kleinbürgerhaus angetreten hat. Es wäre gewiß

ein singulärer und seines Ruhmes würdiger Fall, daß ein Mensch nicht nur mit einem tragischen Tode, nicht mit einem großen „letzten Worte", einer opfernden Handlung, sondern weit sublimer mit der tiefen Schönheit seiner letzten Gebärde sich die Welt, den Ruhm und einen Mythos zu erwerben vermöchte; wenn eben nur alle diese Zusammenhänge zu Recht bestünden und jener Mythos in der Tat der Ausdruck eines Unbekannten, Unsagbaren und Unerkennbaren wäre! Geht man ihm aber nach und spielt der Zufall einem einige Spuren seiner wirklichen Zusammenhänge in die Hand, so offenbart gerade dieser scheinbar durch seine Reinheit faszinierende Fall Einblicke in den fragwürdigen Kulissencharakter solcher Mythisierungen, wie sie vielleicht nicht heilsam, aber doch ernüchternd wirken. Stoffhungrige Erzähler haben Novellen über das Schicksal jener Unbekannten geschrieben, deren eine ein in die Hunderttausende gehender Bucherfolg geworden ist. Ein Film wurde gedreht; die Maske selber ist nicht nur tausendfach verbreitet worden, sondern auch in die ernsthafte Literatur, soweit sie sich mit Totenmasken befaßt, eingegangen, immer mit der Voraussetzung, daß es sich bei ihr um eine echte Gesichtsabnahme eines ertrunkenen Mädchens handelt, das irgendwann in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts aus der Seine gefischt wurde und in den kurzen Stunden seiner Aufbahrung durch eine wahrhaft göttliche Fügung den ebenfalls unbekannten Mittler gefunden hätte, der uns das schöne Bild ihres letzten irdischen Grußes bewahrte. Soweit geht alles in Ordnung. Wie aber, wenn man in einer namhaften Berliner Kunsthandlung beiläufig das Folgende erfährt: vor etwa eineinhalb Jahrzehnten bestellt ein in Berlin ansässiger Franzose ein Stück jener damals in Deutschland so gut wie unbekannten Maske, die aus Paris beschafft wird. Es lagert in der Kunsthandlung und wird von seinem Besteller nicht abgeholt, bis die Geschäftsleitung es endlich anderweitig zu verwerten sucht, die Maske – von ihrer bis dato unbekannten Schönheit angesprochen – photographiert, die Photographien ausgestellt und von ihnen einen völlig unerwarteten riesenhaften Absatz tätigt, der dann wiederum dazu führt, neue Masken anzufordern, nachzugießen und zu vertreiben. So rätselhaft rasch, wie sie sich einführen, so geheimnisvoll zugleich die Entstehung der Legende, daß es sich hierbei um eine ertrunkene unbekannte Frau, deren Schicksal an den Anfang dieses Jahrhunderts zu verlegen ist, handele. Denn in der gleichen Kunsthandlung lagert bis zur Stunde eine Lithographie, die aus dem Jahre 1864 datiert und „jeune femme" unterschrieben ist, aber unverkennbar die Züge jener Unbekannten trägt. Freilich – wie es schon der Charakter einer Lithographie mit sich bringt – nicht mit dem vollen Schmelz, den die Maske in der heute verbreiteten Form ausstrahlt. Immerhin aber doch deutlich genug, um die Identifizierung außer Frage zu stellen und damit dem Fall ein beträchtlich höheres Alter zuzuweisen, als er es der Legende nach hat. Außerdem verrät die Unterschrift nicht das geringste darüber, ob es sich überhaupt um eine Totenmaske und gar um eine ertrunkene Unbekannte handelt. Wer würde angesichts solcher Tatsachen nicht neugierig? Alles, was sich unter der Hand bei Umfragen und Nachforschungen auch unter Franzosen erfahren läßt, läuft aber nur darauf hinaus, Unbekanntes durch andere, nicht minder dunkle Zusammenhänge zu ersetzen. Da soll bereits

in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine französische Erzählung im Zusammenhange mit der Maske geschrieben worden sein. Dem steht wieder entgegen, daß man sie andererseits für den von einem Bildhauer auf Totenmaske hin stilisierten Gesichtsabguß einer Lebenden, und zwar einer Schauspielerin hält, der um die Jahrhundertwende datiert. Stil und Ausdruck der Maske würde jedoch wiederum mehr für das zweite Empire sprechen, wobei aber offen bliebe, ob es sich nicht um eine Überarbeitung eines viel älteren Stückes handelt. Sicher ist nach alledem eben nur so viel, daß der heute umgehende Mythos, unter dem diese Maske nun einmal zu ihrer Berühmtheit gelangt ist, nichts als Kulisse ist; so feste und so schöne Kulisse allerdings, daß man sich wohl denken kann, die Menschheit werde sich aller Wahrheit zum Trotz dies Opfer ihrer Lust am Legendenbilden nicht so rasch wieder rauben lassen.

Probleme des Romans. Seit die Welle der historischen Romane die zweite Phase des psychischen Naturalismus, die von James Joyce ausging, ablöste, ist die Formwelt des Romans problematisch geworden. Er glitt in den meisten Fällen in die viel berufene Halbkunst der Reportage, des Berichtens über vergangene Wirklichkeit zurück; der jeweilige Autor zog sich und das Bild seiner Welt hinter den unpersönlichen Stoff zurück, den er am Reihfaden der Zeit mehr oder weniger wirkungsvoll auffädelte. Vom Stoff her wurde eine Distanzierung gegen die Welt von heute gesucht, wie wir sie ganz ähnlich im Drama in den unzähligen historischen Tragödien der letzten Jahre erlebten. Für das Drama hat Reichsminister Dr. Goebbels in seiner Rede auf der Wiener Reichstheaterwoche energisch die Forderung nach stärkerer Zeitgemäßheit erhoben: der Roman bedarf der gleichen Umstellung – und zwar nicht nur im Gegenständlichen. Es gibt auch historische Romane mit Stoffen von heute: die Fälle, in denen ein Autor nicht nur mit seinem Stoff, sondern mit der Gestaltung beim Heute einkehrt, sind sehr selten. Ein Beispiel lebendiger Modernität im besten Sinne ist der zweite Roman der sehr begabten *Ilse Molzahn*, den wieder Ernst Rowohlt herausgebracht hat. Er heißt „*Nymphen und Hirten tanzen nicht mehr*" und ist ein Versuch, das Stoffliche der Erzählung vom bloßen Bericht zu befreien und es hineinzunehmen in den Strom des eigenen Lebens, aus Lebensgefühl und Lebenserkenntnis Bilder und Schicksale erstehen zu lassen und die Form des Ganzen schon dem gegenständlichen Sinnbild der Erzählung anzunähern. Der Roman, trotz des skeptischen Titels ein schönes, gläubiges Buch, schwingt in sich wie der verlorene Ring, von dessen Wanderung er berichtet: nicht ein Einzelschicksal ist Thema, sondern viele einander fremde und ineinander verflochtene, die der geheimnisvolle Strom des Daseins trägt und rundet und zur Vollendung bringt. Ohne alle abstrakte Spekulation, rein aus der Fülle des Lebens ist dieses starke, unmittelbare Buch gewachsen – das über den Einzelfall hinaus das Problem des heutigen Romans und seiner Form weiter vorgetrieben hat als die meisten andern Bücher der jüngeren Generation. Hier liegt ein Werk aus dem Heute vor, das Form geworden und doch niemals vom Leben abgedrängt ist, eine Dichtung von schwebender Schönheit – und ein sehr reizvoller Beitrag zum Werden der neuen modernen Literatur.

INA SEIDEL

Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias 1726

(2. Fortsetzung)

II.

Den Weg zur Kreuzkirche legte Tobias in der Verfassung eines Menschen zurück, der nach einem unvorhergesehenen heftigen Schlag vor den Kopf gerade noch imstande ist, sich fortzubewegen, nicht aber, Betrachtungen über sein Erlebnis anzustellen. Die unheimliche und fratzenhafte Fremdheit, in die diese Stadt sich seit gestern abend ihm gegenüber verhüllte, konnte nicht mehr gesteigert werden: er starrte in ihr Getriebe wie in die Bilderflucht eines Fiebertraums und fühlte doch mit zusammengeschnürtem Herzen, daß er sich nicht etwa als Beobachter hinter einer gläsernen Wand und selber unanfechtbar befand, nein, daß er in maßlos beängstigender Weise in dies heiße wirbelnde Leben einbezogen war, weil in seinem eigenen Wesen zum erstenmal etwas aufgewacht war, was diesem Leben verwandt und einer Herkunft, einer Natur mit ihm zu sein schien. Er würde dem nie mehr entrinnen können. Das, was hier Dresden hieß, würde in tausend Gestalten überall auf ihn lauern, einfach, weil er selbst es mitbringen würde, weil er ja selbst, wie er es nun nicht mehr ableugnen konnte, ein Teil war von dem, was als Welt geschieden von Gott, von Ihm noch nicht übermocht und in ständigem Aufruhr wider Seinen Willen begriffen war. Er fühlte diesen unerwarteten jähen Zusammenbruch seiner gelassenen Gewißheit der Verbundenheit mit Gott als einen Sturz ins Leere, gegen den die Enttäuschung an Seraphine kaum mehr ins Gewicht fiel, als ein Kinderschmerz um eine versagte Süßigkeit. Wenn der Hauch eines Trostes ihn zuweilen berührte, so war es durch die aufsteigende Erkenntnis, daß er ja doch noch fähig war, den Aufruhr seines Herzens als widergöttlich und unchristlich zu empfinden — daß er sich selbst mit ratlosem Zorn, mit Gram, mit dem ungestümen Wunsch, sich zurechtzufinden, gegenüberstand, und daß in dieser Zerrissenheit, dieser Spaltung, so quälend sie war, die Gewähr dafür liegen mochte, daß Gott ihn dennoch nicht völlig verworfen hatte.

Er war langsamer und langsamer gegangen, um nicht vorzeitig in der Superintendentur anzukommen. Als er in die stilleren Gassen im Umkreis der Kreuzkirche einbog, hatte sein jagendes Herz sich beruhigt. Im Schatten der Kirche blieb er stehen, um einmal tief aufzuatmen, und wie er es gewohnt war, jeweils sein Gebet mit ein paar tiefen Atemzügen, mit dem Aufseufzen zum Vater einzuleiten, so erhob sich jetzt, bei der unwillkürlichen Übung des Körpers, die ermattete Seele aus ihrer drangvollen Dunkelheit zu einer Beschwörung des unvergänglichen Lichtes. Hatte er während der Nacht nur mühsam erinnerte Gebets-

zeilen, Bibelverse und Liederstrophen hervorbringen können, um sich an sie zu klammern wie ein Schiffbrüchiger an Planken seines geborstenen Fahrzeugs, so war das „Herr, hilf mir! Laß mich nicht untergehn, verlaß mich nicht! Herr erbarme dich meiner!" dessen er jetzt in unmittelbarem Aufschrei fähig war, in seiner Wirkung wie das blinde Ergriffenhaben einer rettenden Hand. Tobias seufzte noch einmal das Gesicht mit geschlossenen Augen erhoben. Dann holte über ihm die Turmuhr zum Schlage der Stunde aus, und er entsann sich hastig der Gegenwart. Er zog sein Tuch und wischte sich über das erhitzte Gesicht; auf seine bestaubten Schuhe blickend, überlegte er unschlüssig, ob es anginge, sie mit diesem Tuche zu säubern, was ihn aber doch unziemlich dünkte, denn es war das schöne große Schnupftuch aus weicher indischer Seide, das ihm die alte Gräfin zum letzten Geburtstag geschenkt, und das er jetzt erst für diese Reise in Gebrauch genommen hatte. Ich hätte es Seraphine verehren sollen – was tu' ich damit? dachte er traurig und betrachtete das fremdländisch gemusterte, herbstwaldbunte Gewebe in seiner Hand plötzlich verzaubert und hingerissen, als sähe er es zum erstenmal. Es blieb ihm jedoch keine Zeit, weder dieser neuen Versuchung nachzugeben, noch seine äußere Erscheinung endgültig aufzufrischen. Er hörte sich angerufen, blickte erschrocken auf und sah einen stattlichen Mann in mittleren Jahren, seiner dunklen Kleidung nach einen Geistlichen, auf sich zukommen. „Herr Magister Lennacker?" fragte er – „nun, das trifft sich ja günstig!"

Er sei der Archidiakonus an der Kirche zum Heiligen Kreuz, Magister Hahn, erklärte er freundlich. Er komme soeben vom Superintendenten, der unerwartet zu einem Sterbenden gerufen worden sei und Anweisung gegeben habe, wenn der Herr Magister Lennacker vorspräche, möchte der Küster ihn hinüber in die Wohnung des Archidiakonus schicken. Er, Hahn, sei von allen zwischen dem Konsistorio und der Pfarre zu Reinerswaldau schwebenden Fragen wohl unterrichtet, und falls es da noch etwas zu erinnern gäbe, sei er vom Superintendenten ermächtigt, jede Auskunft zu erteilen und das gute Einvernehmen, das sich schon in der gestrigen Unterredung herausgestellt habe, zu festigen. Im übrigen sei es ihm eine rechte Freude, in dem jungen Herrn Magister einen Sohn des ihm rühmlichst bekannten Herrn Justus Lennacker und den Nachkommen so vieler anderer wackerer sächsischer Pfarrherren kennenzulernen! Seine Frau sei weitläufig mit der Familie Lennacker verwandt, und es gäbe wohl überhaupt in ganz Kursachsen kein einziges Pfarrhaus, in dem nicht Mann oder Frau in Vergangenheit oder Gegenwart eine verwandtschaftliche Beziehung zu den Lennackers nachweisen könnten. Diesen Eindruck habe jedenfalls er als Ausländer – ja, er stamme aus Mecklenburg! – von der vielfältigen Versippung kursächsischer Pfarrergeschlechter gewonnen. Lennacker wußte auf all dieses zunächst nichts mehr vorzubringen als die verlegene Abwehr: ganz so schlimm sei es hoffentlich doch nicht!

Sie hatten während dieser Unterhaltung den Platz vor der Kirche gekreuzt und sich dem Pfarrhaus genähert. Tobias bemerkte, wie freundlich die Begrüßungen waren, die seinem Begleiter von Vorübergehenden zuteil wurden, wie auch die Kinder herbeigelaufen kamen, um ihm die Hand zu geben, und wie aufmerksam und väterlich er darauf erwiderte. „Nun, Laubler – Er hat sich ja lange nicht

bei uns sehen lassen!" redete er einen Menschen an, der ihm den Weg zur Haustür vertreten zu wollen schien, dann aber zur Seite wich und ihn von unten herauf mit einem sonderbaren Ausdruck anstarrte: unterwürfig, hungrig, aber mit einem hinterhältigen Glimmen im Blick, so daß Tobias wie durch eine unverständliche Drohung erschreckt auf den Pfarrer sah, als sei der gefährdet. Hahn schien nichts dergleichen bemerkt zu haben. „Nun", wiederholte er geduldig, als er keine Antwort bekam, „wo drückt denn der Schuh, Laubler? Wenn Er etwas auf dem Herzen hat – Er weiß ja, wann ich zu sprechen bin!"

Der Mann blickte aus den Augenwinkeln nach ihm und sah gleich wieder weg. In seinem starren Lächeln lag ein abwägendes Lauern, dessen unverkennbare Bösartigkeit Tobias von neuem erschauern machte. Hahn zuckte die Achseln. „Also Laubler, dann kommt Er eben wieder, wenn Er sich besonnen hat, was Er will!" sagte er abschließend und öffnete die Haustür, um Lennacker eintreten zu lassen. „Jawohl, Herr Archidiakonus – vielleicht besinn' ich mich noch ..." antwortete jetzt eine heisere Stimme, und Tobias grübelte noch über den Tonfall der Worte nach, als ihn der Pfarrer schon in die Stube im ersten Stock hereinnötigte. „Ein Sorgenkind", sagte Hahn kopfschüttelnd, indem er den dunklen Rock ohne Umstände mit der über einer Stuhllehne hängenden Hausjacke vertauschte; „nehmen Sie doch Platz, Herr Magister! Ja – ein Sorgenkind, dieser Laubler! Der Mann, müssen Sie wissen, war Papist. Er kam mit allerhand Skrupeln zu mir und ist dann, nachdem ich ihn eine Weile unterrichtet habe, zu unsrer Kirche übergetreten. Nun hat er sich aber seit Monaten nicht mehr bei uns sehen lassen, und ich habe Grund, zu befürchten, daß die Jesuiten sich seiner bemächtigt und ihm die Hölle eingeheizt haben. Ja, Herr Bruder, was wir heute im Mutterland der Reformation erleben, darüber könnten wohl die Engel im Himmel das Weinen lernen!"

„Freilich wohl!" gab Lennacker zu; und unbedacht fuhr er fort: „Wenn schon die Kinder böhmischer Exulanten und Märtyrer ihrer Väter teuer erkauften Glauben verraten und sich Rom in die Arme werfen ..."

Hahn blickte ihn überrascht an: „Wie? Von wem reden Sie? Ich meine doch unsre hiesige böhmische Gemeinde zu kennen!"

„Es soll vorgekommen sein – irgendwo – vielleicht ein leeres Gerede", stammelte Tobias, dankbar, daß der Pfarrer sich einem Aktenstück auf seinem Pult zugewandt hatte, um es eilig blätternd zu prüfen; und er lenkte schnell ab: „Er trug doch Uniform, dieser Mann – also ein Soldat?"

Hahn versah das Schriftstück mit einer Bleistiftnotiz und wandte sich seinem Gast wieder zu. „Er ist bei des Kurfürsten Reitenden Trabanten untergekommen – übrigens auf meine Verwendung. Ist ein alter Kriegsknecht, der in aller Herren Ländern gedient hat, sogar unter den Mameluken. Von Haus her gelernter Metzger; wenn so einer dann zum Kriegsdienst kommt, um gewissermaßen beim Handwerk zu bleiben – hm, das hat seinen eigenen Beigeschmack und gefiel mir nicht recht. Schlägt sich jedoch redlich mit seinem Teufel herum, macht sich mehr mit Glaubensfragen zu schaffen als mancher Gerechte und ist in der Disputation nicht zu verachten, obwohl er ganz ungelehrt ist."

„Er hat etwas Fanatisches – etwas Krankes in seinen Augen", sagte Tobias grüblerisch, „Sie sollten vor ihm auf der Hut sein." Hahn lachte auf. „Herr Bruder, wenn man sich vor Kranken fürchtet, soll man nicht Arzt werden. Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht... Solcher Kranker, wie der Laubler einer ist, hat unser Säkulum mehr als Gesunder, und wenn wir sie nicht heilen können, so sollen wir ihnen doch den Weg zur Genesung weisen."

„Wenn sie aber gar nicht wissen, daß sie krank sind?" warf Tobias ein, wieder ganz im Irrsal der eigenen Sorge befangen.

„Wer weiß denn, ob er gesund ist!" gab Hahns getroste Stimme zurück. Er trat vor Tobias hin, hob den Zeigefinger und sagte ein wenig lehrhaft, aber mit einer inneren Überzeugung, die Kraft ausströmte: „Herr Bruder: eins aber wissen wir Evangelischen doch sicherlich, nämlich wo das Heil ist, und daß alles, was die Papisten der Seele an Pflastern und Tränklein aufschwatzen wollen: Heiligendienst, Ablaßkaufen, Werkgerechtigkeit, Paternosterplappern und Wallfahrten – daß solches alles pure Quacksalberei ist vor dem, den der Herr gesandt hat, zu heilen die zerstoßenen Herzen, den Blinden das Gesicht wiederzugeben! Es heilt weder Kraut noch Pflaster, Herr Bruder, sondern allein Sein Wort und: durch Seine Wunden soll uns geholfen werden! Das hatte der Laubler auch schon eingesehen – ja, wahrhaftig, er schien das Heil ergriffen zu haben..."

Die letzten Worte sagte er mehr zu sich selbst, mit gesenktem Kopf und in nachdenklicher Bekümmernis. Dann machte er eine Handbewegung, als wollte er etwas verscheuchen, und fuhr fort, zum Gegenstand ihrer ersten Unterhaltung zurückkehrend: „Aber – was die kursächsischen Pfarrhäuser angeht, Herr Magister, da sind wir doch gewiß einer Meinung! Was sollte Kursachsen anfangen, heute, da sein Landesvater sich und sein Haus um die dreißig Silberlinge der polnischen Krone an Rom verkauft hat, wenn nicht die lutherische Geistlichkeit das Land durchsetzte gleich einem Netz lebendiger Adern, nicht nur einig im Geist, sondern auch leibhaftig von gleichem Blute genährt!? Nun, und wenn das übertrieben sein sollte, es ist doch etwas Wahres daran, und wenn die adligen Sippen das Bollwerk der irdischen Throne sind, so steht und fällt unsre Kirche heute mit den alten Pfarrergeschlechtern. Die Papisten mögen sich was auf ihre priesterliche Hierarchie zugute tun – das soll uns nicht anfechten. Durch die Pfarrhäuser ist unsre Kirche lebendig im Volke verwurzelt, und sie herausreißen, hieße, dem Volk eine Wunde schlagen, an der es verbluten könnte!"

Tobias vermochte nicht gleich zu erwidern. Er sah vor sich nieder. Hahn hatte also die beiläufige Antwort, die er ihm vorher auf seine Begrüßungsworte gegeben, nicht nur über den Zwischenfall mit Laubler hinaus im Sinn behalten – er war sogar mit einer Betonung darauf zurückgekommen, die selbst einen so tief in sich versponnenen Menschen wie ihn stutzig machen konnte. Es gab jedoch kaum einen Zweifel darüber, aus welchem Grunde und in welcher Absicht der Archidiakonus dies Thema wieder in den Mittelpunkt des Gesprächs zu ziehen bemüht war. Tobias lächelte etwas hilflos. Schon gestern in der Unterredung mit Löscher war die Vermutung ihm aufgestiegen, der Vater möchte die Dresdener Herren in einem vertraulichen Schreiben gebeten haben, Einfluß auf den wunderlichen

Sohn zu nehmen, der sich sanft, aber hartnäckig weigerte, seine Erziehung und Ausbildung zum Theologen durch die Bewerbung um ein Amt zu besiegeln. Der Vater selbst – Tobias wußte es, obgleich dies niemals eingehend zwischen ihnen erörtert worden war – wäre nicht imstande gewesen, sich je in ein andres Predigtamt zu fügen als in das abgelegene seiner vom Geist der böhmischen Brüder getragenen und von dem gräflichen Patronat im gleichen Sinne verwalteten Landgemeinde zu Reinerswaldau; er ließ den Sohn geduldig und ratlos gewähren, aber Tobias wußte, daß er sich Sorgen machte und es gern gesehen hätte, wenn er wenigstens den Versuch machen würde, den üblichen Weg zu beschreiten. Gewiß hatte er vom Vater nie ein abfälliges Wort über die Kirche vernommen. Aber – hatte man ihn nicht in Halle studieren lassen, wo die Sticheleien auf die Kirchenverfassung ebenso wie auf die beamtete Geistlichkeit des orthodoxen Protestantismus, die „Mietlinge und Baalspfaffen", denen Kanzel, Altar und Beichtstuhl zu „Götzen" geworden wären, zur Tagesordnung gehörten? Und war Reinerswaldau selbst nicht von jener unbetonten, milden, gleichwohl unwiderleglichen Ablehnung kirchlicher Frömmigkeit durchdrungen, wie die Brüdergemeinde sie nun einmal hegte? War er sich mit seinen Freunden, vor allem mit seinem bewunderten und geliebten Schul- und Studiengefährten, dem jungen Grafen Zinzendorf, nicht von jeher einig darüber gewesen, daß die lutherische Kirche, zum mindesten soweit es die Anstellung und Versorgung ihrer Lehrer und Prediger angehe, recht sehr eine weltliche und bürgerliche Anstalt geworden sei? Da es aber jetzt zu antworten galt, hob er den Kopf und sagte, seine Worte wägend, gewiß, das gäbe er ohne weiteres zu, daß, wo es auf ein Bollwerk für das reine Evangelium gegen die Irrlehren Roms ankomme, einzig die Kirche Luthers dies Bollwerk darstellen könnte! Darüber aber, ob die Versippung der Pfarrersfamilien auf und nieder durchs ganze Land einen Vorteil für den evangelischen Geist dieses Bollwerks bedeuten könne, darüber sei er doch geneigt, sich Zweifel zu machen. Und nun, ohne Umschweife dorthin vorstoßend, wo Hahn ihn ja offensichtlich haben wollte, setzte er freimütig hinzu: „Was mich angeht, Hochwürden, so muß ich Ihnen erklären, daß es eben das Bewußtsein meiner vielfältigen Familienbeziehungen zu kirchlichen Kreisen ist, die es mir schwierig, ja unmöglich macht, mich um ein Amt zu bewerben. Ja, gerade weil ich nur die Hand auszustrecken brauchte, um versorgt zu sein, kann ich mich nicht entschließen! Würde denn je ein Mensch danach fragen, ob ich auch von Herzen wiedergeboren und ein demütiger Gottesknecht sei – ob meine Predigt aus dem rechten Glauben geschähe – ob ich wahrhaft in unsres Herrn Nachfolge stünde? Daß ich ein Sohn meines Vaters, ein Enkel des Hofpredigers zu Rotha, ein Urenkel des seligen Herrn Lennacker zu Bülau – annoch von Mutters, Großmutters und Urgroßmutters Seiten her Enkel, Neffe und Vetter der halben kursächsischen Klerisei sei – d a s würde ins Gewicht fallen, d a s würde den jeweiligen Herrn Patron, die jeweiligen Stadtväter, ja selbst ein hochwürdiges Konsistorium zunächst in Erwägung ziehen! Und – verstehen mich Euer Hochwürden nur richtig! – d a s ist der Grund, weshalb ich die Hand n i c h t ausstrecke. Lieber lebe ich meiner Hände Arbeit und warte ab, ob Gott mich wahrhaftig zu seinem Diener

und Prediger haben will. Und will er mich, so wird sein Ruf mich zu finden wissen. Dessen bin ich gewiß."

Ohne zu unterbrechen, hatte Hahn ihn aufmerksam angehört. Eine halblaute Äußerung, die er nun vor sich hinbrummte, bewies, daß er nichts Neues erfahren habe: ja — es sei ihm schon dies und das zu Ohren gekommen — aber daß es dem Herrn Magister wirklich so ernst damit sei... Dann verstummte er und starrte nachdenklich vor sich hin. Ersichtlich lagen ihm Einwände auf der Zunge, für die er den Ausdruck noch suchte. Tobias hing den Bildern nach, die von den eigenen Worten beschworen, in seiner Vorstellung aufstiegen: Generationen von Priestergeschlechtern, über ganz Kursachsen, ja über das ganze lutherische Deutschland verzweigt, mit den Knotenpunkten dort, wo in Stadt und Land die mehr oder weniger einträglichen Pfarrstellen blühten. Die Kreuz- und Querverbindungen, die da geschahen, wie der Vater den Sohn, der Onkel den Neffen, der Vetter den Vetter in erledigte Posten hineinschoben — wie hier eine Pfarrerstochter, dort eine Witwe und mit ihnen ertragreiche Pfründen erheiratet wurden — wie allerorts Brutkammern waren, in denen der Nachwuchs gehegt und herangezüchtet wurde, und wie überall dort, wo der Faden einmal abriß, sogleich ein neuer geknüpft war, dessen Einschlag nach kurzem unsichtbar im glatten Gewebe aufging... Wie bei alle dem die Pflege des Kultes, die Seelsorge, der Dienst an Wort und Sakrament zum Geschäft ward, zum Handwerk, das den Mann ernähren, die Familie tragen, den Hausstand auf anständiger Grundlage und endlich noch ein sorgenfreies Alter verbürgen mußte: war das nicht immer wieder zwischen Zinzendorf und ihm im Kreise gleichgesinnter Freunde am Maßstab evangelischer Grundsätze geprüft und mehr oder weniger entschlossen verworfen worden?

„Wo" — fuhr er eindringlich fort — „wo haben wir Boten und Verkündiger nach der Weise Matthaei, Kapitel 10? Nach der Apostel Weise? Auch nur nach der Weise der alten Kirche? Wir schelten auf die Verweltlichung der römischen Kirche und dünken uns evangelischer als die Papisten — aber sind wir nicht in unserer Art ebenso und wenn möglich *noch* irdischer verquickt mit dem Wesen der Welt?"

„Und *hätten* wir eine *Kirche*, wenn wir sie *ohne* solche Verquickung haben wollten?" fragte Hahn jetzt zurück, indem er sich erhob und gesenkten Hauptes, mit auf dem Rücken verschränkten Händen im Zimmer umherzugehen begann, als müßte er die Gedanken, die sich in ihm bildeten, durch Bewegung in Fluß bringen. Tobias bemerkte die innere Arbeit in dem angespannten Gesicht des andren und fühlte eine unklare glückliche Erregung. Er wußte auf einmal, daß er sich nach einer solchen Aussprache gesehnt hatte — daß er heimlich enttäuscht gewesen war, sich Löscher gegenüber doch nicht ganz unumwunden aussprechen gekonnt zu haben, weil der feurige alte Herr ihm mit Zuspruch und mit Ermahnungen gleich so heftig zugesetzt hatte.

„Die Kirche", antwortete er, und sein Ton war ehrfürchtiger als vorher, „kyriakon — das Haus des Herrn — nein, Hochwürden, ich kann mich nicht dazu verstehen, das Haus, das den Völkern ein Bethaus sein sollte, unbedenklich

den Krämern und Wechslern preiszugeben – und was geschieht denn anderes, wenn die Priester um Lohn lehren und die Verkündigung zum Brotberuf wird gleich den Verrichtungen und Hantierungen dieser Welt! Hat nicht bei uns Evangelischen so gut wie bei den Papisten die Obrigkeit das erste und letzte Wort, nicht die Gemeinde, wie zu der Apostel Tagen? Aber wo keine rechte Gemeinde mehr ist, sondern nur Volk, das sonntags zur Kirche läuft, und das trauen, taufen und begraben läßt, weil es nun einmal der Brauch und den Herren dieser Welt angenehm ist – da kann wohl Gottes Geist nicht mehr wohnen, da kann sein Tempel nicht sein!"

„Der Herr Magister vergißt, daß die alte Kirche als eine kleine Familie unter lauter Heiden wohnte; heut aber sind ganze Völker, ja, ganz Europa ist in der Wolle gefärbt durch das teure Blut unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi." Hahn hatte trockenen Tones begonnen, wies nun aber einen Ansatz zur Antwort, den Lennacker machte, mit einer lebhaften Handbewegung zurück. „Ich glaube zu wissen, was Sie einwenden wollten", sagte er, „nämlich, daß durch die Taufe viele Christen wirklich nur eben in der Wolle – nicht aber bis in die Seele hinein christlich gefärbt sind, und daß die Weltläufte genugsam erweisen, was von solchem Christentum zu halten sei. Will gar nicht abstreiten, daß es so ist und daß auch Prediger unter solchen Titularchristen seien, die von keiner wahren Erweckung und Buße wissen und wie tönendes Erz oder klingende Schellen von Gottes Geheimnissen künden. Warum sich aber an diesen ärgern, Freund, wenn wir doch sehen und wissen, daß es allenthalben wackere Brüder gibt, die sich nach Kräften mühen, Gottes Pflanzgarten auf Erden – und was will die Kirche denn andres sein? – redlich zu pflegen?"

„Ein Pflanzgarten?" fragte Tobias zögernd und nachdenklich. „Soll sie nicht ein Abbild und Spiegel der Gemeinschaft der Heiligen sein? Daß sie sich aber in ihrer jetzigen Gestalt dafür hält, zeigt das nicht, daß Gott sie in ihren Sünden dahingegeben und sich von ihr abgewandt hat?"

„Eine Gemeinschaft der Heiligen zu sein, steht nicht im freien Willen von uns Menschen", antwortete Hahn, und sein Ton war nicht ohne Ungeduld. „Ist mir auch kaum je begegnet, daß eine Gemeinde so dünkelhaft war – habe dagegen häufig gefunden, daß die, so sich absondern und sich vollkommen wähnen, solcher Versuchung nicht widerstanden haben. Nun, nun – ich will damit nicht sagen, die Leute zu Reinerswaldau und der Herr Magister vielleicht mit ihnen, oder etwa der junge Graf und seine Bertelsdorfer Gemeinde rühmten sich der Vollkommenheit und sähen auf uns herab, die wir uns an die Gemeinschaft der Heiligen als an die unsichtbare Kirche über allem irdischen Stückwerk eben nur getrauen zu glauben und im übrigen an unsere Brust klopfen: Herr, sei uns Sündern gnädig! Nein, das will ich nicht sagen, ich spüre wohl, daß der Herr Magister ein demütiges Herz hat und ihm um die Wahrheit zu tun ist. Sind ja auch die Mährischen und Böhmischen, mit denen der Herr Magister allermeist zu schaffen hat, weit weniger verblendet und hoffärtig, als etwa unsre Schwärmer und Enthusiasten scholae Halensis."

„Ob ich von Herzen demütig sei, weiß ich freilich nicht", sagte Tobias gesenkten

Hauptes und traurig. Da Hahn vor ihm stehengeblieben war, sah er nun zu ihm auf und erwiderte seinen forschenden Blick, aber unbewußt, ganz eingenommen von dem, was seine Gedanken beschäftigte. „Das eine nur weiß ich, daß die Hallenser dem Grafen und mir oft zu sauer sahen, als daß wir wahre Gotteskinder in der Freiheit des Vaters in ihnen hätten erkennen können. Als wir Schüler einmal einem Lehrer zu seinem Geburtstag solemniter eine Mandeltorte verehrt hatten, hat Francke uns deswegen ernstlich vermahnt, daß dergleichen nie wieder vorkäme, da es böse und dem Werk unbeschreiblich nachteilige Impressiones und Konsequenzen gäbe. Und so war dort vieles und galt als Sünde, was doch die Brüder als unschuldig ansehen würden..."

„Eine Mandeltorte", wiederholte Hahn mit dem Anflug eines Lächelns, aber so, als dächte er an etwas ganz anderes, „eine Mandeltorte! Ja, ja – diese böse Welt!" Dann fragte er in dringlichem, beinah drohendem Ton: „Und Sie haben also noch niemals ein Amt innegehabt? Und wann haben Sie das letzte Examen gemacht?"

„Ich habe einmal meinen Oheim, der die Pfarre zu Olbersdorf hat, ein Vierteljahr lang vertreten, als er krank war. Ich bin immer dorthin gegangen, wo ich gerufen wurde. Es waren aber immer nur Vertretungen", antwortete Tobias mit trotziger Aufrichtigkeit. „Mein letztes Examen habe ich Anno 23 im November gemacht."

„Und der Zustand unserer Kirche – vielmehr der Zustand der evangelischen Christenheit – ist denn nicht der allein schon ein Ruf? Vernehmen Sie denn nicht, daß die K i r c h e nach Ihnen schreit?"

Hahn sah Lennacker bei diesen Worten nicht an; er war am Fenster stehengeblieben und hatte auf den Kirchplatz hinausgeblickt, um sich gleich wieder mit einer unwilligen Bewegung ins Zimmer zurückzuwenden. Lennacker, der der Richtung seines Blicks von seinem Platz am andren Fenster aus folgen konnte, bemerkte die Gestalt eines Mannes, der dort in der Mitte des Platzes stand wie im Boden verwurzelt und die Augen starr auf das Pfarrhaus gerichtet hielt. Er trug eine Uniform; es konnte nur Laubler sein. Tobias gab sich keine Rechenschaft von dem Unbehagen, das er empfand; ihm war eine Frage dieser Art zum erstenmal nicht nur ans Ohr und an den Verstand, sondern bis zum Herzen gedrungen; die Erschütterung, die sie in ihm ausgelöst hatte, war so stark, daß er nichts andres zu denken vermochte. Er blickte mit äußerster Spannung zu Hahn empor, der wieder vor ihm stand und in dessen Gesicht die Augen ruhig leuchteten. Mit einer Trockenheit, die das Pathos der kaum verklungenen Frage eher unterstrich als dämpfte, fuhr er fort: „Die Kirche b r a u c h t Männer wie Sie, Herr Magister! Und wenn Sie mit den Herren zu Halle zu meinen belieben, daß sie ein Baalstempel sei, daß die Sakramente zu Götzen versteinert wären und daß kirchlich Wesen und Treiben immer mehr zu einem Hohn auf Gottes ewigen Bund mit Seiner Gemeinde würde – warum stehen Sie dann beiseite? Warum springen Sie der Kirche nicht bei? Wenn Sie Ihre Mutter von Buben bedroht sähen – würden Sie dann auch müßig bleiben und abwarten, daß Sie gerufen

würden? Vielleicht weiß Ihre Mutter doch gar nicht, daß Sie in der Nähe sind und ihr beistehen könnten!"

„Die Kirche — meine Mutter?" stammelte Tobias verwirrt. „In wem denn sonst ist Ihre Seele vom Geist empfangen, getragen, genährt und gelehrt worden, als in der Kirche?! Mann, Mann — wie blind seid Ihr pietistischen, quietistischen Eigenbrötler der Schule des Heils gegenüber, die Seine Gnade uns zubereitet hat mitten in der Welt — uns, die wir nicht wie Israel unmittelbar von Offenbarung zu Offenbarung auf Christum zugeführt wurden, sondern im Zustand armer Heiden den unfaßbaren Überschwang der vollkommenen Botschaft empfingen! Wer von uns könnte sich rühmen, Gottes Geheimnisse zu ahnen und zu begreifen, ohne daß er durch Wort und Sakrament, wie sie die Kirche bewahrt hat und austeilt, daraufhin geführt wäre von Kindheit an, als der Unmündigen einer, die mit Milch genährt werden müssen, bis sie vom Wein nicht mehr trunken werden? Wie anders wollt Ihr die Botschaft forterben unter den Völkern als durch die Kirche? Was unser wackrer Spener gewollt hat: Ecclesiolae in ecclesia, innerhalb der Gemeinde kleine Gemeinden — gut, das ist wie die Waben im Stock, wie die Beeren an der Traube, nötig und dienlich zur Durchläuterung, zur Durchreifung von Honig und Wein! So sich aber die Wiedergeborenen und die Bekehrten absondern und nur noch untereinander Gemeinschaft haben wollen — was soll aus den Zöllnern und Sündern werden? Wird nicht unser Heiland die Gerechten ihrem Hochmut anheimgeben wie einst die Pharisäer und Schriftgelehrten, da er doch gekommen ist, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten? Und wenn Gott Ihn, Herr Magister, frühe hat zu sich ziehen lassen und Ihm alles Werkzeug und Waffen verliehen hat, ein Diener der Kirche zu werden — was soll das heißen, daß Er da noch einen besonderen Ruf abwarten will? Er melde sich zum Dienst, wo Er kann! Will Er denn mit schuldhaben, daß die Ernte auf dem Halme verfault?!"

Tobias hatte kein andres Verlangen, als den Mann weiter reden zu hören; es sprang ihm wie eherne Reifen von der Brust. „Ja?" sagte er aufseufzend — „ja? Sie meinen, ich könnte gebraucht werden, als ein Arbeiter im Weinberg — als einer, der helfen könnte — ich, der ich nichts bringen will als ein einfältig Herz voller Liebe und Glauben? Denn — was ist denn Gelehrsamkeit, was ist alle Schulweisheit vor Ihm? Daß ich's nur sage: ich habe mich geschämt, mich auf Grund dessen, was jeder Kopf lernen kann, zu Seinem Dienste zu drängen."

Hahn hatte eine abwehrende Gebärde gemacht.

„Glaube, Liebe, ein einfältig Herz? Wo habt Ihr's denn schon bewährt, daß Ihr Euch dessen rühmen zu dürfen glaubt? Das aber, was, wie Ihr sagt, jeder Kopf lernen kann, in der Hand eines Mannes, der gewillt ist, als demütiger Christ seinem Heiland und seiner Kirche zu dienen, das ist's, was uns fehlt! Theologen fehlen uns, Herr Magister, die Christen sind und im Streit für das Evangelium nicht die eigene Ehre suchen, sondern bereit wären, sich mit ihrem Blut in die wankenden Pfeiler der Kirche mauern zu lassen."

„Blutzeugen?" sagte Tobias ehrfürchtig; aber sein Ton war zweifelnd. „Wenn

Ihr noch gesagt hättet, für Ihn gelte es, sterben zu können. Aber – für die Kirche?"

„Und Ihr meint, Eures Glaubens gewiß zu sein?" rief Hahn und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Lennacker, Lennacker, weiß Er denn nicht, daß die Gemeinde Christi Leib ist: nämlich die Fülle dessen, der als ihr Haupt alles in allem erfüllt? Und daß ein Glied den anderen dienen soll – nach seiner Bestimmung?"

„Ach, lieber Herr", rief Tobias, von einer Erregung zitternd, wie sie diese Fragen noch niemals in ihm geweckt hatten – „die Kirche sagt Ihr immer – die Kirche! Und – die Kirchen? Ist nicht überall Abfall, Spaltung, Streit und Hader um Worte? Hatten wir nicht einst einerlei Sprache in der Christenheit und hat Gott sie nicht zur Strafe für Roms Übermut also verwirret, daß keiner mehr den andren verstehen kann? Hat Rom nicht fortgefahren, das reine Evangelium zu verfolgen – triumphiert es nicht eben in dieser Stadt, in der Hauptstadt Kursachsens, das Luthers Lehre als erstes der deutschen Länder anhing, und in dem Fürstenhaus, das ein Hort des Evangeliums war? Könnte das sein, wenn Luthers Kirche geblieben wäre, was Luther gewollt hat?"

„Warum helft Ihr nicht dazu, daß sie's wieder würde – oder – daß sie's endlich würde? Warum helft Ihr nicht? Es gibt nur die eine Antwort darauf!"

Hahns Stimme war gelassen wie seine Augen, die unausweichlich auf Lennacker ruhten, so daß er die seinen vor diesem Blick unerschütterlicher Gewißheit und Zuversicht überwunden und ratlos senkte. „Und noch eines, mein Freund", sagte Hahn und trat wieder ans Fenster, spähte hinaus und wandte sich wieder ins Zimmer zurück; „ich möchte Euer Gleichnis von der babylonischen Verwirrung nicht unwidersprochen lassen: es ist nur dann berechtigt, wenn Ihr Euch damit zufrieden gebt, den Anspruch der einzelnen Kirchen, die Kirche sein zu wollen, anzuerkennen – dann aber jede einzelne um ihrer Unzulänglichkeit willen zu verwerfen und zu verurteilen. Wenn wir aber wissen, daß es über den Kirchen der Papisten, der Lutheraner, der Kalvinisten – über all den Kirchen und Kirchlein dieser Erde die Eine, die Una Sancta, gibt, so erkennen wir sie und einzig sie in jeder noch so verzerrten Spiegelung dieser Welt. Ja, dann wissen wir, daß es die trüben oder zersprungenen Spiegel sind, die das ewige Licht brechen und dämpfen, und daß es nicht anders sein kann; denn es stehet geschrieben: Wir sehen jetzt in einem Spiegel in einem dunklen Wort – dann aber..." Er schloß die Augen und seufzte, wie von sehnsüchtigem Verlangen überwältigt, tief auf:... „dann aber von Angesicht zu Angesicht!"

Tobias blickte erschrocken in das entrückte Gesicht, das sekundenlang unsagbare Müdigkeit ausdrückte. „Diese Duldsamkeit", fragte er schüchtern, „läßt sie sich denn in der Praxis durchführen? Seid Ihr nicht selbst als einer der eifrigsten Streiter gegen das Vordringen Roms bekannt?"

Hahn sah ihn an; er lächelte auf einmal, es war ein gutmütiges, menschliches Lächeln. „So?" sagte er, „hat man davon gehört? Der Herr Magister weiß, mich ad absurdum zu führen. Nun ja, wie sollte ich es leugnen – ich glaube

eben an meinen Spiegel! Und das ist wohl wahr, daß ich niemals glückseliger bin, als wenn ich eine Seele überzeugt habe, daß es ungeachtet aller Mängel doch — ein wahrhaftiger Spiegel ist..."

Tobias senkte nicht nur seine Augen — er bedeckte sie auch mit der Hand, so groß war auf einmal sein Verlangen, mit sich selber allein zu sein, um erkennen zu können, wohin ihn diese Stunde getragen hatte. Da eben jetzt an die Tür geklopft wurde und eine Kinderstimme auf dem Gang fragte, ob der Herr Vater denn nicht zu Tisch kommen wollte, erhob er sich hastig. Auf Hahns freundlich drängende Einladung, doch über Mittag zu bleiben, bat er, es ihm nicht verübeln zu wollen, wenn er sich vorläufig beurlaubte; er würde dankbar sein, wenn er am Nachmittag noch einmal wiederkommen und sich vor seinem Aufbruch verabschieden dürfte. „Was Sie mir gegeben haben, Hochwürden, kann ich noch nicht überblicken", stieß er hervor. „Ich brauche jetzt eine Stunde innerer Einkehr. Ich wäre heute kein unterhaltender Tischgast, könnte jetzt auch keinen Bissen hinunterbringen..."

„Nun denn — in Gottes Namen, lieber Freund!" Hahn legte ihm die Hand auf die Schulter und geleitete ihn bis an die Treppe. „Was hätte ich Euch aber geben können, was nicht schon bereit in Euch lag, ohne daß Ihr es wußtet! Oder aber — was könnte einer dem andren geben, er habe es zuvor nicht selber empfangen? Wenn nur Öl auf den Lampen ist — das Feuer, das wir weitergeben, ist nicht unser Verdienst..."

(Schluß folgt)

JAKOB v. UEXKÜLL

Zum Verständnis der Umweltlehre

Aus einem Artikel von Paul Fechter: „Der Kampf mit den Umwelten" (im Märzheft der „Deutschen Rundschau") ersehe ich, wie schwer es ist, das volle Verständnis für die Umweltlehre zu gewinnen, obgleich sie nichts anderes bezweckt, als die ungekünstelte Naturanschauung der Subjekte ins rechte Licht zu rücken.

In den von mir und Kriszat veröffentlichten Streifzügen durch die Umwelten von Tieren und Menschen (Springer: Verständliche Wissenschaft) findet sich die Wiedergabe des gleichen Eichbaumes in der Umwelt eines Försters und eines kleinen Mädchens. Das Mädchen glaubt, in den Wülsten der Rinde ein böses Antlitz zu erkennen, und erschrickt furchtbar, während der Förster seelenruhig seine Meßschnur über die Wülste der Rinde hinwegzieht.

Man kann an die gleiche Eiche ein junges dichterisch begabtes Mädchen stellen, das den Stamm mit ihren Armen begeistert umfangen wird, weil die Eiche ihr geheimnisvolle Skaldensänge zuraunt. Man kann aber auch einen begeisterten Holzhändler den Baum umarmen sehen, weil er sich viele, viele Goldstücke aus dem Erlös der Eiche verspricht.

Diese Eiche ist in sich stets das gleiche Subjekt, das aber in immer neuer Bedeutung in vier verschiedenen Umwelten auftritt. Die Eiche wird dann zu einem Bedeutungsträger, der als völlig verändertes Objekt in die Umwelten der vier verschiedenen Subjekte eingeht.

Ob ich die gleiche Eiche unmittelbar oder im Bilde von den verschiedenen menschlichen Subjekten betrachten lasse, ändert an ihrem Bedeutungswandel nichts, denn das Bild oder die Photographie der Eiche tritt immer wie die Eiche selbst als subjektbezogener Bedeutungsträger in die jeweilige Umwelt ein.

Es kann grundsätzlich kein Subjekt jemals mit einem Ding in Beziehung treten, das nicht zugleich als Bedeutungsträger in seiner Umwelt seinen Platz findet. In der Hundewelt gibt es nur Hundedinge; in der Libellenwelt gibt es nur Libellendinge und in der Menschenwelt nur Menschendinge. Ja noch weiter: Herr Schulz wird nur mit Schulzendingen zusammentreffen und nicht mit Meyerdingen und umgekehrt niemals Meyer mit Schulzendingen. Jeder Mensch muß seine Welt mit Hilfe seiner Sinnesbrille um sich aufbauen.

Die Frage, wie die Welt ohne Sinnesbrille gesehen aussieht, ist, wie jeder Biologe weiß, für uns nicht beantwortbar. Wir können z. B. jetzt mit Sicherheit aussagen, daß die Blumen einer Wiese für die Bienen ganz anders aussehen als für die Menschen. Wahrscheinlich sind die roten Blumen der Menschenwiese wie der Mohn auf der Bienenwiese schwarz, der gelbe Löwenzahn wird auf der Bienenwiese rot, das grüne Blattwerk unserer Wiese ist auf der Bienenwiese gelb u. s. f.

Die Frage: welche Farben haben die Blumen, wenn weder ein Menschenauge noch ein Bienenauge noch ein anderes Tierauge sie anschaut? wird sinnlos.

Die Erkenntnis, daß die Frage nach den Eigenschaften eines Dinges, dessen

Beziehungen zu einem Subjekt wir nicht kennen, unbeantwortbar ist, wird heutzutage auch von den Physikern geteilt. So schreibt Sir John Jeans: Die moderne Physik hat erkannt, daß wir niemals mit dem Objekt unserer Vorstellung, sondern immer nur mit unserer Vorstellung des Objektes in Beziehung treten können. Ja, er geht noch weiter: Wenn jemand Sir John fragt: „Was ist ein Elektron?" so antwortet er mit der Gegenfrage: „Welche Bedeutung schreibst du dem Elektron zu?" — damit ist das Wesen des Elektrons in der Umwelt des Fragenden festgestellt: Elektrone ohne menschliche Umwelten sind undenkbar.

Man braucht aber keineswegs auf so weit abliegende Dinge, wie es die Elektronen sind, hinzuweisen; das Problem läßt sich viel handgreiflicher darstellen. Wenn Herr Schulz in die Umwelt des Herrn Meyer tritt, so wird er dadurch zu einem Meyerschen Bedeutungsträger, der für das Subjekt Meyer einen Feindes- oder Freundeston erhalten kann. Seine Eigenschaften ändern sich dementsprechend von Grund auf.

Es gibt eine reizende chinesische Anekdote, die diese Tatsache anschaulich schildert. Herr Tschin hatte seine Axt verloren und hatte den Sohn des Nachbarn im Verdacht, ihm die Axt gestohlen zu haben, denn unzweifelhaft sah der junge Mann aus wie ein Axtdieb, er sprach wie ein Axtdieb, er ging wie ein Axtdieb, und er bewegte die Hände wie ein Axtdieb.

Um die Mittagszeit fand Herr Tschin seine Axt wieder, die er selbst versteckt hatte. Am Nachmittag traf er wieder den Sohn des Nachbarn, an dem sich eine erstaunliche Veränderung vollzogen hatte. Er sah gar nicht aus wie ein Axtdieb, er sprach völlig anders wie ein Axtdieb, er ging und bewegte nun auch die Hände durchaus anders wie ein Axtdieb. Kurz, er war ein ganz anderer Mensch geworden.

Ich hoffe, mit diesem Beispiel gezeigt zu haben, daß ein jedes Subjekt völlig in seiner Umwelt eingeschlossen bleibt, die lediglich von seinen Bedeutungsträgern erfüllt ist, auch wenn diese ihre Bedeutung wechseln.

Die Verständigung von Umwelt zu Umwelt geschieht einfach dadurch, daß jedes Subjekt als Bedeutungsträger in die Nachbarumwelt eintritt und als solcher bald mit diesen, bald mit jenen Eigenschaften sich mit dem Herrn der fremden Umwelt auseinandersetzen muß.

Zum Schluß will ich die Hauptschwierigkeit der Umweltlehre nicht verkleinern, auf die Fechter in seinem letzten Satz hinweist: „wie ja zuletzt auch die Umwelten eine gemeinsame Welt brauchen, um in ihr Platz zu finden." Nun gibt es wohl eine gemeinsame Natur, die alle Umwelten in sich aufnimmt. Aber all die Umwelten mit ihren verschiedenen Zeiten und Räumen kann man gar nicht in eine Welt zusammenpressen.

Die Umwelten sind keine objektiven, sondern subjektive Gebilde, deren Beziehungen untereinander nicht kausaler, sondern planmäßiger Art sind. Sie sind mit Körpern angefüllt, doch stoßen sie niemals körperlich aufeinander.

Dieser scheinbare Widerspruch löst sich, wenn man beobachtet, wie die Geographen vorgehen, die ein fremdes Land karthographisch aufnehmen: sie verteilen sich so, daß jeder von ihnen eben noch sichtbar sich am Horizont des Nachbarn befindet. Dann entwirft jeder von seinem Platz aus ein Bild der Landschaft, die er erblickt

und die von seinem Horizont wie von einer fernsten Ebene umschlossen ist. Diese kreisförmigen Bilder werden aneinander gelegt und gehen, da man die Horizontebenen wegfallen läßt, ineinander über. Die Gegenstände, die vom Gesichtspunkt eines jeden Subjektes in der Nähe groß und in der Ferne klein sind, werden auf das gleiche Maß gebracht. Anstatt zahlreicher Himmel und ebenso zahlreicher Sonnen und Monden dehnt sich nun ein Himmel mit einer Sonne und einem Monde über der erweiterten Landschaft aus.

Die Hauptänderung betrifft aber die Dinge in der Landschaft selbst, sie verlieren ihre subjektbezogene Bedeutung und erhalten die gleiche konventionelle Etikette. So entsteht dann eine Landkarte mit Bergen, Flüssen, Bäumen und Häusern, die alle in kausaler Wechselwirkung stehen, weil sie in die gleiche Welt versetzt wurden, sich im gleichen Raum befinden, die gleiche Zeit durchleben und vom gleichen Mond und der gleichen Sonne beschienen werden.

Diese ad usum delphini zusammengestückte Welt hat aber nichts mit der Natur zu tun, die alle Lebewesen mit ihren Welten umfaßt.

Um der Natur näherzukommen, müssen wir von unserer höchstpersönlichen Umwelt ausgehen, die von dem ichgebundenen Horizont umschlossen ist. Hier haben alle Gegenstände eine individuelle, subjektbezogene Bedeutung, die sofort wechselt, wenn wir nicht den Gegenstand, sondern das Subjekt wechseln. Der Blumenstengel, den ein junges Mädchen zum Strauß pflücken will, wird für die Ameise zur Straße, die zu ihrem Jagdgebiet führt — er wird zur Pumpstation für die Schaumzikade, die aus dem Stengel die Flüssigkeit herauspumpt, die die Wände ihres luftigen Schaumhauses bildet. Der Stengel ist für die Kuh nichts anderes als ein Teil ihrer Nahrung, die sie behaglich in ihrem Maul verschwinden läßt.

In jedem einzelnen Fall kann man chemische, physikalische oder mechanische Probleme aufsuchen, die sich immer darbieten, solange man in der gleichen Umwelt bleibt, so ist die Tatsache, daß die Schaumzikade sich aus der giftigen Wolfsmilch einen ungiftigen Saft herauspumpt, sicher einer Untersuchung wert. Aber sobald man die einzelne Umwelt verläßt, verschwinden alle Probleme der anorganischen Welt. Hier treten die wahren biologischen Probleme hervor, die völlig anderen Naturgesetzen unterliegen. Subjekt und Bedeutungsträger stehen zueinander in Beziehung wie Punkt und Kontrapunkt.

Nach diesem Prinzip ist die ganze, aus aber tausend Umwelten aufgebaute Natur erschaffen. Wir stehen noch ganz im Beginn wirklich biologischer Naturerkenntnis, aber die Umweltlehre bietet den Weg dazu.

Literarische Rundschau

Ein notwendiges Buch

Das neue Buch von Walther Pahl „Das politische Antlitz der Erde" (Leipzig, Wilhelm Goldmann. RM 6,80) wird gerade bei unseren Lesern besonderes Interesse finden, denn Walther Pahl ist unseren Lesern durch eigne Aufsätze wohl vertraut, wie er auch Schöpfer der „Karte des Monats" ist. Mit durchaus eigenen Ideen, angeregt durch die in der Nutzung des Kartenbildes zur schnelleren und richtigen Auffassung besser vorgebildeten Angelsachsen, ist er an die Schaffung dieses weltpolitischen Atlas herangegangen, indem er in hervorragender Weise frei von den Grundsätzen der alten statischen Karte die Dynamik der Karte zur vollen Geltung bringt. Er hat sein Buch, in dem diese neuartigen Karten mit knappem und klarem Text erläutert werden, in acht Abschnitte geteilt: Weltmacht und Weltraum; Europa; Mittelalter; Der Nahe Osten und Indien; Afrika; Die Sowjet-Union; Der Ferne Osten; Amerika. Seine Ideen wurden in verständnisvoller Mitarbeit von den Zeichnern Rudolf Heinisch und Günter Pahl ausgeführt. Bei der ungeheuren Bewegung, in die die ganze Welt geraten ist, und der Schnelligkeit der Nachrichtenübermittlung, auch von Geschehnissen in sehr entfernten Räumen, erfüllt dieses Buch ein dringendes Bedürfnis. Unseres Erachtens nach gehört es für jeden Menschen, der dem Weltgeschehen richtig und mit Verständnis folgen will, auf den Schreibtisch, um sich nicht nur die Kenntnis vom Orte des Geschehens, sondern auch von den dynamischen Kräften des gesamten Raumes zu verschaffen. Die bereitwillige Aufnahme seines Buches — wie wir hören, ist bereits die 2. Auflage in wenigen Wochen nach Erscheinen der ersten notwendig geworden — bestätigt die Richtigkeit unserer Auffassung, daß hier von kluger und geschickter Hand ein notwendiges Buch geschaffen ist.

Rudolf Pechel.

Große Ingenieure

In der Buchreihe „Große Männer" erschien der Band „Große Ingenieure. Lebensbeschreibungen aus der Geschichte der Technik" von Conrad Matschoß, dem hervorragendsten Erforscher der Technikgeschichte (München, J. F. Lehmann. Leinen RM 8,40). Auf wenigen Seiten wurde jeweils ein bedeutender Ingenieur charakterisiert, sein Leben und sein Wirken beschrieben. Matschoß hat diese schwierige Aufgabe durch vollkommene Beherrschung des Stoffes und durch liebevolle Einfühlung in das Wesen der geschilderten Männer gelöst. Es sind technikgeschichtliche Miniaturen entstanden, in denen wahres Ingenieurleben pulsiert, Zeitalter, Persönlichkeiten und Schicksale sichtbar werden. Auch die technischen Stoffgebiete werden nebenher auf einfache Weise dem Verständnis nähergebracht. Es spricht für die Darstellungskraft von Matschoß, daß man z. B. in dem Kapitel über Edison, über den doch so viel geschrieben wurde, das entscheidend Einfache und Wissenswerte jetzt erst zu erfahren glaubt. Ich weise hin auf die schönen Kapitel über Robert Fulton, über den großen Schweden John Ericsson, auf die Abhandlung über Henry Maudslay und James Nasmyth, worin für viele wohl zum ersten Male die für die Entstehung der modernen Technik entscheidende Frage der Werkzeugentwicklung in deutliche Beleuchtung tritt.

Matschoß teilt sein Werk in drei Hauptabschnitte: „Von den großen Ingenieuren der alten Zeit", „Vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zur Entstehung der neuzeitigen Technik", „Von großen Ingenieuren der neuen Zeit". Es fällt auf, daß, abgesehen von Leonardo da Vinci und den Ingenieuren des klassischen Altertums eigentlich nur Deutsche, Angelsachsen und ein Schwede ausführlicher behandelt werden, wenn man von dem in dem Kapitel über James Watt mitbehandelten Franzosen Denis Papin absieht. Sachlich berechtigt ist die von Matschoß getroffene Auswahl insofern, als die wichtigsten Entwicklungen des eigentlichen Maschinenbaus vor allem in England, Amerika und Deutschland stattgefunden haben. Die Franzosen sind mehr als Chemiker, Physiker und Bauingenieure hervorgetreten.

E. Diesel.

Ein Idyll in der hohen Politik

Die Briefe an die Fürstin Orloff (Fürst Nikolai Orloff „Bismarck und Katharina Orloff". Ein Idyll in der hohen Politik. Mit unveröffentlichten Briefen des Kanzlers Bismarck und der Fürstin Orloff. München, C. H. Beck. RM 5,50) sind die dritte geschlossene Sammlung von Briefen Bismarcks, die an eine Frau gerichtet und nicht wesentlich politischen Inhalts sind. Schon die vom Fürsten Herbert Bismarck herausgegebenen Briefe an Braut und Gattin erregten allgemeine Bewunderung. In der Anzeige in den damals viel gelesenen „Grenzboten" hieß es, den Briefen Bismarcks ließe sich nur wenig an die Seite setzen, sie würden noch in Jahrtausenden Hauptstücke der Weltliteratur bleiben. Die 15 Jahre später erschienenen Schreiben an seine Schwester Malwine, deren Herausgabe ihre Tochter, Gräfin Wilhelm Bismarck, veranlaßte, bestätigten diesen Eindruck in ihren glänzenden Schilderungen des Frankfurter und Petersburger Diplomatenlebens. Und die jetzt vorliegenden 13 Briefe an die Fürstin Orloff, zu denen noch 3 an den Fürsten gerichtete kommen, reihen sich den beiden größeren Sammlungen ebenbürtig an. Es ist die „unentrinnbare Anschaulichkeit", die in Bismarcks Schrifttum immer wieder fesselt. Darüber hinaus füllen die Briefe in mehrfacher Hinsicht eine biographische Lücke aus. Noch mehr als sie in die persönlichen Beziehungen Bismarcks zu dem Fürstenpaar Orloff Einblick gewähren, gibt sich in der Fortführung des Briefwechsels ein Zug in Bismarcks Wesen besonders klar kund: die Freude am leichten Plaudern mit Persönlichkeiten, deren geistiger Horizont ein weiterer war als der, in dem er sich seit Übernahme der preußischen Staatsführung im Alltagsverkehr gefesselt fand. Die einzigartigen Schilderungen wie die schon oben erwähnten der Diplomatengesellschaft, dann der Reise an den Hof des jungen Kaisers Franz Joseph in Budapest, der tagelangen Fahrten in gestrecktem Galopp durch die ungarische Steppe lassen den Genuß erkennen, einer Welt anzugehören und sich in ihr zu bewegen, deren Gesichtskreis und Bildung nicht an den Landesgrenzen haltmachte.

Das hatte mit einem Schlage aufgehört, als er im September 1862, wie er selbst sagte, „eingefangen" wurde, für 28 Jahre die Staatsführung Preußens und dann des Deutschen Reiches übernahm und auf den täglichen Verkehr mit dem ebenso pflichttreuen wie in seiner großen Mehrheit einseitigen Beamtentum angewiesen war. Die beiden Aufenthalte in Biarritz waren die letzten Male, wo der glänzende Gesellschafter und Plauderer Anregung und leichten Lebensgenuß fand, wie ihn schon der Referendar schätzte, der in Aachen die Tischgesellschaft der englischen und französischen Kurgäste der seiner Kollegen vorzog.

Nikolai Orloff, der Enkel Katharinas, hat, unterstützt von der beherrschenden Sachkunde A. O. Meyers ein reizvolles Bild des „Idylls in der hohen Politik" in Biarritz 1862 und 1864 entworfen. Gleichzeitig hat er in diesem einleitenden Text seinen Großeltern, von denen wir bisher wenig wußten, ein biographisches Denkmal gesetzt und durch Heranziehung eines Teiles der Gegenbriefe aus dem Friedrichsruher Archiv — leider nur im Auszug — dankenswerterweise den vollen Zusammenhang des Briefwechsels hergestellt. Er und die meisten anderen, die sich mit der Episode beschäftigten, haben aber dann den Fehler begangen, für die Fortsetzung des Briefwechsels weiter das Problem der persönlichen Beziehungen Bismarcks zu der Fürstin in den Vordergrund zu stellen. Sicher hat der starke Eindruck, den die liebenswürdige „Kathsch" auf Bismarck machte, ihn zum Beginn der Korrespondenz veranlaßt. Aber schon der zweite Biarritzer Aufenthalt war nicht mehr so ausschließlich von dem gemeinsamen Genuß des Badeaufenthalts beherrscht wie 1862. Bismarck war von einem Sekretär begleitet und mußte in diesen Tagen, wie später noch so oft, schwer mit seinem König ringen und sehen, daß seine ganze Politik nur in der Macht seiner persönlichen Anwesenheit bei Wilhelm I. ihren Rückhalt hatte. Er hielt damals ein von Österreich gewünschtes handelspolitisches Zugeständnis für nötig, um den ihm genehmen Außenminister Graf Rechberg im Amt zu halten. Seine Telegramme aus Biarritz an den König in dieser Frage sind längst gedruckt. Aber der Druck kann den lebendigen, erschütternden Eindruck nicht ersetzen, den die

großenteils eigenhändigen, auf schlechtes Papier, mit schlechter Tinte und Feder geschriebenen, immer dringlicher gehaltenen Originale auf den Nachlebenden machen. Katharina, die „Nichte", mußte ja auch „pitsch patsch, trott-trott nach Bayonne mit Thilda und der Schwarzen" ohne den „Onkel" gehen (S. 82), der als „Plénipo" durch die Staatsgeschäfte auf seinem Zimmer zurückgehalten war und in diesem Fall nicht einmal das Primat der Außenpolitik gegenüber den Fachministern (Bodelschwingh, Itzenplitz) durchsetzen konnte. Der König gab dem Drängen dieser nach, die Entscheidung aufzuschieben, und Rechberg war gestürzt, noch ehe Bismarck wieder auf deutschem Boden anlangte.

Die Fortführung des Briefwechsels und die Bereitwilligkeit, auch im schlimmsten Drang der Geschäfte die Aufträge der Fürstin zu erfüllen, wurden sicher gleichzeitig durch den Wunsch veranlaßt, sich wenigstens für kurze Zeit dem leichten Plaudern in der jetzt unerreichbar gewordenen Welt außerhalb Deutschlands hinzugeben und — durch wichtige politische Gründe.

Fürst Orloff hatte das Ohr des Zaren Alexanders II. Der Dienst führte ihn regelmäßig zur Berichterstattung nach Petersburg. Bismarck sah Orloff als einen von denen an, die neben dem Minister Peter Schuwaloff Aussicht hätten, nach dem Ausscheiden des altgewordenen Gortschakoff eine bedeutende Rolle zu spielen. Schon Nikolai Orloff kann den wichtigen Bericht seines Großvaters an den Zaren über eine Rücksprache mit Bismarck in dem entscheidenden September 1879 vorlegen. Dieser hat sich jedoch noch häufiger des Fürsten als Sprachrohr bedient und sich gleichzeitig bei ihm über die Stimmung in Petersburg unterrichtet. Sicher waren auch Bemerkungen in den Briefen an die Fürstin wie die im September 1870 über die Notwendigkeit der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen zur Weitergabe nach Petersburg bestimmt.

Das Material für diese Zusammenhänge ist noch immer spärlich. Deshalb seien hier noch einige Einzelheiten mitgeteilt, die das bisher Bekannte über die beiderseitige Wertschätzung charakteristisch ergänzen. Am 2. November 1866, als Bismarck krank in Putbus weilte, schrieb ihm Orloff auf der Durchreise von Berlin aus: „Cathérina est furieuse contre Vous, politiquement parlant, et Vous regarde comme un nouveau Attila", nichtsdestoweniger sei Orloff sicher, Bismarck und die Seinen werde die Nachricht erfreuen, daß jetzt die Hoffnung auf den langersehnten Erben vorhanden sei, „écrivez-lui un mot à Fontainebleau".

Der scherzhafte Ton, in dem die Fürstin, die den Kanzler einst gern für den Liberalismus der westlichen Demokratien gewonnen hätte, den Reichsgründer von 1866 als „Neuen Attila" bezeichnet, beweist ohne weiteres, wie müßig es ist, das Maß der beiderseitigen Leidenschaft nach der politischen Übereinstimmung oder Bekämpfung bemessen zu wollen, wie es jüngst ein Kritiker tat. Gerade Bismarck wäre es nie in den Sinn gekommen, die Plauderei mit einer Frau zu einer grundsätzlichen politischen Auseinandersetzung sich zuspitzen zu lassen.

1872 wurde Orloff von Brüssel als Botschafter nach Paris versetzt. Der deutsche Botschafter in Paris, Graf Harry Arnim, und, ihm zustimmend, der Kaiser, bezeichneten ihn als Franzosenfreund und den Schmeicheleien der Franzosen zugänglich. Der Kaiser meinte, Orloff nehme den Zaren gegen Preußen ein, und wies darauf hin, daß Orloff die Übernahme der Botschaft in Berlin abgelehnt habe. Bismarck ist dieser Auffassung sofort in zwei Briefen an Arnim und zwei Berichten an den Kaiser mit einer Energie entgegengetreten, die ohne weiteres beweist, welchen Wert er darauf legte, einen zuverlässigen Freund in der russischen Diplomatie zu haben.

Er ersuchte Arnim, Orloff gegenüber kein Mißtrauen zu zeigen. Orloff habe sich noch bei seinem jüngsten Aufenthalt in Berlin in seinem deutschfreundlichen Urteil ganz unverändert gezeigt. Er sei „sehr bereit, Schmeicheleien, soweit sie zur Dekoration einer Botschafterstellung gehören, bar und gut zu bezahlen. Aber p o l i t i s c h zugänglich dafür ist er nicht, weil er ein sehr starkes und vornehmes russisches Nationalgefühl hat, welches ihn seiner Ansicht nach auf gute Beziehungen mit uns anweist", fügte Bismarck eigenhändig hinzu. Dem Kaiser gegenüber betonte der Kanzler, daß er Or-

loff seit langer Zeit und genauer als irgendeinen Nationalrussen kenne. Er könne sich dafür verbürgen, daß der Fürst auch nicht vorübergehend in seiner Preußen und Deutschland zugewandten Gesinnung geschwankt habe. „Seine Ernennung für Berlin hätte gerade wegen meines nahen persönlichen Verhältnisses vielleicht geschäftliche Unzuträglichkeiten gehabt, und ich fürchte auch, daß es der Fürstin Orlow nach ihrer ganzen Eigentümlichkeit schwer geworden wäre, sich in die hiesigen Verhältnisse so einzuleben, daß nicht schließlich Verstimmungen sich entwickelt hätten." (Eigenhändiger Zusatz Bismarcks im Konzept des Immediatberichts.)

1865 war Katharina einem Zusammensein mit Bismarck und seiner Familie in Biarritz ausgewichen. Der Brief, der seine persönliche und politische Enttäuschung hierüber widerspiegelt, ist vielleicht der psychologisch interessanteste der ganzen Sammlung. 1872 hat umgekehrt Bismarck offenbar Bedenken gehabt, das „Idyll in der hohen Politik" sich in Berlin fortsetzen zu lassen.

Zum Schluß möge zu der bekannten Äußerung, er habe sich verliebt, wie es ihm manchmal passiere, ohne Frau Johanna zu schaden, auch deren fast gleichzeitige Äußerung ihrer Ansicht über die Biarritzer Tage mitgeteilt sein. Sie schrieb am 7. September 1862: „Wenn er sich en passant bis in die Sterne verliebt, so mag er's immerhin, ich mißgönn's ihm nicht. Wenn er nur gesund und fröhlich ist wie früher."

Hans Goldschmidt.

Ein Wildblütenstrauß

Karl Foerster, einer der großen Männer der heutigen Gartenwelt, schrieb nach einer Reihe genialer gärtnerischer Werke nunmehr ein philosophisches Buch: „Glücklich durchbrochenes Schweigen" (Berlin, Rowohlt. Leinen RM 5,50). Es handelt sich um eine große Anzahl von zum Teil lose verknüpften Abhandlungen. Der Faden, der diese thematisch verschiedenartigen Abhandlungen durchzieht, ist lediglich die Persönlichkeit Foersters, und das Werk erschließt sich, so möchte ich meinen, vor allem wohl nur dem, der den großen Gärtner persönlich kennt, ihn zwischen seinen Blumen, Stauden, Sträuchern, Bäumen stehen und nachdenken sah und das gleichsam magische Hin- und Herspiel zwischen ihm und seinen Pflanzen beobachtete. Auch zwischen seinen vierzig Abhandlungen sieht man Foerster wie zwischen seinen Pflanzen stehen. Die Fülle der Gedanken, die auch in der sprachlichen Gestaltung oft an Jean Paul erinnern, überwältigt fast. Es ist, als wäre Jean Paul in einem Zaubergarten inmitten neu gezüchteter Pflanzen heute lebendig geworden. Einzelne Abhandlungen sind geschlossen, andere sind aphoristisch, wieder andere sind auch formal Meisterwerke, so die Schilderung des Elternhauses in der Sternwarte. Wenn Foerster in seinem Hauptberuf Schriftsteller und nicht Gärtner wäre, so würde er einen großen deutschen Roman um den Garten, um die Pflanze schreiben können. So stehen wir oft ein wenig verwirrt vor dem lose gefügten Reichtum von Gedanken, von denen viele auf einmalige und erstmalige Weise hier geäußert werden. Er selber bezeichnete einmal das Buch als einen „Wildblütenstrauß". Aber dieser Wildblütenstrauß ist voller Farbe, Pracht und Überraschung. Wie aus Heide, Wald, Park, Garten wurden in einem riesigen Korb Blüten, Früchte, Ranken, Zweige aufgehäuft. Da steht er und paßt im Grunde nicht ins Zimmer mit seinen Büchern, sondern nur in die Natur, aus der seine Gaben kamen.

E. Diesel.

Das tapfere Herz

Fast jeder Junge träumt einmal davon, dereinst eine Expedition in ein großes, wildes, wenig erforschtes Gebiet machen zu können. Auch der junge Engländer Edgar Christian träumte davon. Er strahlte vor Glück, als er achtzehnjährig von einem älteren, als Arktisforscher bewährten Freunde auf eine Fahrt nach dem kanadischen Nordwesten mitgenommen wurde, der sich noch ein dritter junger Mensch anschloß. Die kleine Expedition verbrachte den Winter von 1926 auf 1927 in einem weltabgelegenen Blockhaus an einem der kältesten Punkte der Erde. Das jagdbare Wild blieb durch unvorhergesehene Umstände aus. Der Führer unterlag den Strapazen, schließlich der zweite Teilnehmer, und der achtzehnjährige Edgar Christian kämpfte dann noch lange einen einsamen Kampf gegen den Hungertod. In dem Büch-

lein „Das tapfere Herz. Tagebuch eines verlorenen Kampfes" (Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung. RM 3,80), sind seine Briefe über die erste Zeit der Expedition und sein Tagebuch aus dem Blockhaus zusammengefaßt, das ein besonders ergreifendes, ja rührendes Dokument ist, weil es die Idee des Scout-Boy und Wandervogels tragisch verklärt. Tapfer, unsentimental, bis zum letzten Augenblick seine Pflicht erfüllend, ist dieser Junge gestorben. Seine Kameraden hat er, der Jüngste, bis zum furchtbaren Ende aufopferungsvoll gepflegt. Die Geschichte dieses Unterganges ist grauenvoll, aber das Grauen ist ertragbar durch die reine und tapfere Haltung des jungen Edgar Christian, dessen Geschichte alle unsere Jungens lesen sollten. E. Diesel.

Soldatisches

Von der in ihrer Selbstverständlichkeit undiskutierbaren Anschauung aus, daß es keinerlei Erscheinungsform unseres Daseins als Volk gibt, die nicht aus der Kette unserer Geschichte heraus in näherer oder fernerer Beziehung zum Soldatentum stünde, ist von Oberst a. D. Schwerdtfeger und Major a. D. E. O. Volkmann die „Deutsche Soldatenkunde" geschaffen worden, die in zwei stattlichen Bänden vorliegt (Leipzig, Bibliographisches Institut und Berlin H. Stubenrauch). Die Namen der Herausgeber bürgen dafür, daß die Behandlung dieser großen Frage von einem Blickfang aus geschieht, der nicht nur eine überragende Schau, eine große Konzeption der gesamten Zusammenhänge, sondern auch gründlichste Sachkunde verbürgt. Als Mitarbeiter für die einzelnen Abschnitte waren außer den Herausgebern tätig Hans Andres, Hans Stöcklein, Eberhard Kessel, Johannes Ulrich, Gerhard Thomée, Theobald von Schäfer, Hugo von Waldeyer-Hartz, Richard Beitel, Fritz Rumpf, Otto Maußer, Wilhelm Hansen und Georg Kandler. In dem Textband behandeln diese berufenen Mitarbeiter das deutsche Soldatentum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, die Kriegführung in ihren wandelbaren Formen, Brauch und Glaube der Soldaten, die Disziplin, die Uniformen, die deutsche Soldatensprache, das Soldatenlied und die Soldatenmusik. Im zweiten Teile, dem Bilderatlas, zeigt Hauptmann a. D. Otto Großmann mit 620 Abbildungen, sieben Farbtafeln, zwei Faksimilebeilagen und zwei Originalbeigaben die Abwandlung der Grundlinien des Textbandes im Bilde. Ein soldatenkundliches Schrifttumverzeichnis sowie ein Orts-, Namen- und Sachverzeichnis sind beigefügt.

Von dem österreichischen Gegenstück zu der reichsdeutschen großen Veröffentlichung „Der Weltkrieg", die unter dem Titel erscheint „Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918", auf dessen Fortschreiten hier laufend hingewiesen ist, liegt nun der siebente und letzte Band vor (Wien, Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Je Band RM 30,–). Er enthält Beiträge von Bundesminister Glaise-Horstenau „Das Weltbild zu Beginn des Kriegsjahres 1918", „Österreich-Ungarns Wehrmacht in den zwei letzten Kriegsjahren", „Die Besetzung der Ukraine", „Der Westen und der Orient bis Mitte Juni" und „Der letzte Angriff des österreichisch-ungarischen Heeres". Das beigegebene Kartenmaterial ist wiederum ausgezeichnet. In Aussicht stehen noch zwei Doppellieferungen, die die Ereignisse des letzten Kriegsjahres und den Zusammenbruch schildern sollen.

Wie stark die wehrpolitischen Fragen alle Völker beschäftigen, zeigt die Fülle der militärischen und Kriegsliteratur, deren Fluß nach wie vor lebendig sprudelt. Eine bedeutsame und interessante Studie ist das Buch des Generals der Artillerie a. D. Konrad Krafft von Dellmensingen „Der Durchbruch" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 25 Kartenskizzen. RM 19,50). In vier großen Abschnitten untersucht der bekannte General das Problem auf Grund der Vorgänge des Weltkrieges: Deutsche Ansichten über den Durchbruch vor dem Weltkrieg; Erkenntnisse vom Durchbruch bei den Gegnern der Mittelmächte vor dem Weltkriege; Überblick über die hauptsächlichsten Durchbruchsversuche des Weltkrieges; Ergebnisse. Im Anhang findet sich eine höchst interessante Berechnung des Kräftebedarfs für einen Durchbruch im Westen nach einer Studie aus dem Mai 1918. Dieses Buch bedeutet einen gewichtigen und vollgültigen deutschen Beitrag zu der großen Erörterung militärischer Fragen, die in der ganzen Welt im Gange ist.

Carl von Bardolff behandelt in einer kleinen Schrift eine Frage, deren immer wie-

derholtes Aufgreifen im gesamtdeutschen Interesse liegt: „Deutsch-österreichisches Soldatentum im Weltkrieg" (Jena, E. Diederichs. 42 Seiten), während Gustav Steinbömer die Frage „Soldatentum und Kultur" untersucht (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 84 Seiten). — Theodor Kröger, dessen Buch „Das vergessene Dorf" ein ganz großer Erfolg war, schildert in seinem neuen Buche „Brest-Litowsk. Beginn und Folgen des bolschewistischen Weltbetrugs" (Berlin, Deutscher Verlag. 29 Aufnahmen. RM 4,—) und führt hier auf Grund einer genauen Kenntnis der erschienenen politischen und wissenschaftlichen Literatur und Berichten von Augenzeugen und Teilnehmern der damaligen Friedensverhandlungen den schlüssigen Beweis, daß von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an das Handeln der Bolschewisten nur auf der Lüge aufgebaut war und ist.

Ein Geleitwort des Generalfeldmarschalls von Blomberg führt das von Rudolf Hoffmann herausgegebene unsterbliche Vermächtnis und die stete Mahnung unserer Toten ein: „Der deutsche Soldat, eine Sammlung von Briefen aus dem Weltkriege" (München, Langen/Müller. RM 4,80). Hier ist das würdige Gegenstück zu den „Kriegsbriefen gefallener Studenten" gegeben, denn hier sprechen Soldaten aus allen Berufsständen aus dem Felde zu ihren Angehörigen.

Einzelabschnitte aus dem Weltkriege behandeln die Bücher: Walther von Schoen, „Die Hölle von Gallipoli", in dem die heldenhafte Verteidigung der Dardanellen in packendster Form dargestellt wird (Berlin, Deutscher Verlag. 23 Abbildungen, 2 Karten. 243 Seiten); die Leistungen „deutscher Seeflieger in Flandern" nach den Tagebuchblättern des gefallenen Leutnants zur See Hans Rolshoven, bearbeitet von Kapitän Theo E. Sönichsen (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 29 Abbildungen. 98 Seiten); die Abenteuerfahrten des Kapitäns Sörensen im Weltkrieg beschreibt in seemännisch klarer und knapper Form Peter Eckart: „Blockadebrecher Marie" (Berlin, Deutscher Verlag. 12 Aufnahmen, 5 Karten. RM 2,85).

Kriegserlebnisse in Gefangenschaft und immer wiederholter Flucht werden, in ihrer Schlichtheit ergreifend, dargestellt von Wilhelm von Bülow „Durch Stacheldraht und Steppe" (München, C. H. Beck. RM 5,50), die sich würdig anderen großen Kriegsbüchern an die Seite stellen, weil hier ein unbeugsamer Wille einen jungen Menschen befähigte, die schwersten Leiden auf sich zu nehmen, nur um in die Heimat zu gelangen und weiter seine Pflicht tun zu können. Der gleiche Wille spricht aus dem Buche von Alexander Langsdorff „Flucht aus Frankreich" (München, Langen/Müller. 27 Zeichnungen von Heinz Raediger. 168 S.). In der Form eines Romans, aber deutlich auf eigenen wahren Erlebnissen fußend, die wohl nur aus persönlichen Gründen anders gruppiert sind, gibt eins der aufregendsten Bücher die Erlebnisse in der Gefangenschaft und die abenteuerlichsten Begleitumstände einer erfolgreichen Flucht aus den russischen Lagern wieder: Franz von Schmidt „Ich heiße Victor Mors" (Berlin, Propyläen-Verlag. 593 Seiten).

Nur mit tiefer Ergriffenheit kann man die Aufzeichnungen von Kunigunde Freifrau von Richthofen lesen: „Mein Kriegstagebuch", in der die Mutter unseres größten Kriegsfliegers ihre Erinnerungen unter Wiedergabe vieler Briefe ihrer Söhne veröffentlicht (Berlin, Deutscher Verlag. 43 Aufnahmen aus Familienbesitz. RM 4,80). Zu diesem Buche schrieb Generaloberst Göring ein Geleitwort.

Nachkriegskämpfe sind festgehalten in den Büchern von Joachim Reinhardstein „Feuerbrand in Kärnten" (Berlin, Deutscher Verlag. 16 Bilder. RM 2,85), in dem den heldenhaften Freiheitskämpfern, die von allen verlassen ihre Heimat gegen die slawische Flut verteidigten und retteten, ein würdiges Denkmal gesetzt ist, und in dem Buche des berühmten Generalleutnant a. D. Karl Hoefer „Oberschlesien in der Aufstandszeit 1918—1921" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 5 Skizzen. RM 5,80). Hier schildert der Held von Oberschlesien, der einarmige Generalleutnant Hoefer, aus seinen Erinnerungen und mit Dokumenten gestützt das heldenhafte Ringen, in dem der unbrechbare Widerstandswille des deutschen Volkes in der Zeit tiefster Demütigung zum Ausdruck kam, im Kampf um Oberschlesien.

Für den Autofahrer

Der Verlag Baedeker hat einem wirklich vorhandenen Bedürfnis abgeholfen und einen „Autoführer für das Deutsche Reich", der freilich die Eingliederung Österreichs noch nicht berücksichtigen konnte, aber sonst als erster Versuch eines reinen Autoführers gute Dienste leistet, herausgegeben. (Leipzig, Karl Baedeker. RM 8,–). Der ADAC. hat dieses Autobuch zu seinem offiziellen Führer erklärt und ihm die wirklich vortreffliche Straßenzustands-Karte als Beigabe hinzugefügt. Dieser Autoführer versucht, den Bedürfnissen des Autofahrers in jeder Weise gerecht zu werden. Er gibt nach allgemeinen, knapp und klar gefaßten Anregungen über Reiseziele im Sommer und Winter und alles das, was der Autofahrer beherrschen muß an Verkehrsvorschriften und -einrichtungen usw., erstmalig eine Übersicht über die Reichsautobahnen. Dann folgen nach Ziffern geordnet die gesamten Reichsstraßen und sonstigen wichtigen Touristenstraßen mit den berührten Ortschaften. Hier wird in knappster Form alles aufgeführt, was man wissen muß über die Beschaffenheit und Art der Straßen, die Sehenswürdigkeiten der Landschaft, der Städte, Dörfer und deutscher Denkmäler. Auch die technischen Anlagen sind berücksichtigt. Dann folgt ein Abschnitt in alphabetischer Anordnung mit Beschreibung von rund 200 größeren Städten und deutschen Landschaften. 60 Stadtpläne, die übersichtlich auch die Aus- und Einfahrten wiedergeben, sind beigefügt. Alles in allem ein hoffnungsvoller Anfang.

Ganz anders, aber sehr anregend ist das „Autoreisebuch" von Kasimir Edschmid (Darmstadt, L. C. Wittich. RM 5,60). Kasimir Edschmid gibt in seiner sehr persönlichen Art, ohne darum den rein informatorischen Zweck seines Buches zu vernachlässigen, 15 Ferienreisen durch deutsche Flußtäler und Gebirge. Wir lernen unter kundiger Führung die Befahrungsmöglichkeiten des Neckar-, des Main-, des Lahntales, den Taubergrund und den Rhein, die Weser von Münden bis Hameln, die Mosel von Trier bis Koblenz, die Saale von Saalfeld bis Weißenfels, einen Teil der Elbe, den ganzen Schwarzwald, die Eifel, den Taunus, den Odenwald und die Pfalz kennen. Mehrere Übersichtstafeln sind beigegeben, ebenso schöne Aufnahmen. Ein Ortsverzeichnis erleichtert den Gebrauch. Daß Edschmid aus seiner ganzen Art heraus viel Dankenswertes dem Autofahrer zum wirklichen Genuß und der Inbesitznahme deutscher Landschaften zu sagen weiß, versteht sich am Rande.

Geschichte und Politik

Ein Werk, das wir nicht genug empfehlen können, ist Otto von Taubes „Geschichte unseres Volkes", dessen erster Band erschienen ist (Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. RM 9,80). Er behandelt die Kaiserzeit, der zweite Band, dessen Erscheinen für den Winter angekündigt wird, soll die deutsche Geschichte bis zur Reformation und Revolution fortführen. Man kann dieses Buch nicht ohne starke innere Aufrüttelung und Erschütterung lesen, denn diese dichterische Vision von dem Schicksal unseres Volkes zeigt tiefe Zusammenhänge, die in so manchen Geschichtswerken niemals mit dieser Klarheit und diesem eigenen Erlebtsein dargestellt wurde. Otto von Taube weiß um die unabdingbare Sendung unseres Volkes aus der germanisch-christlichen unlösbaren Einheit. Man würde einzelnen Abschnitten Unrecht tun, wenn man andere über sie hinausheben wollte, und doch sei ohne Abtrag gegen die andern gesagt, daß das, was Taube über Barbarossa, über Chlodwig, über die Germanen, über die Entwicklung der deutschen Städte zu sagen weiß, zu dem Vollendetsten überhaupt gehören, was in deutscher Sprache über die Geschichte unseres Volkes ausgesagt ist. –

Ein wichtiges Buch ist das Werk von Otto Graf „Imperium Britannicum" (Leipzig, W. Goldmann. RM 7,50). Dieses Buch behauptet neben den vielen jüngst erschienenen Werken zu dem für uns Deutsche besonders wichtigen Thema des Empire einen hohen Rang, weil es eine Notwendigkeit ist. Graf schreibt anders, als man landläufig Geschichte schreibt. Er ist ein geistvoller und klarer Kopf, der zum eigenen Denken und Erkennen befähigt ist. Man wird niemals die Gesetze, nach denen die Politik des Empire sich ausrichten muß, verstehen können, wenn man nicht den grundlegenden Unterschied zwischen den Gesetzen des Handelns meergebundener und kontinentaler Staaten

begriffen hat. Graf schildert eindringlich das Werden des Engländers und des Bürgers des Empire aus Klima, Insellage, Rasse und normannischem Bluteinschlag. Sehr wichtig ist die Beleuchtung der Stellung und Bedeutung der oft zu wenig beachteten englischen Frau im englischen Leben. Nur aus solchen Voraussetzungen heraus ergibt sich erst die Möglichkeit des Verständnisses, sonst wird gerade der kontinentale Europäer das große Rätsel England niemals auch nur entfernt lösen können. Graf gibt eine organische Darstellung ohne Beiwerk und beschränkt sich auf die wesentlichen Punkte. Von unmittelbarer Gegenwartsbedeutung ist der Schlußabschnitt, in dem Graf darlegt, wie zu den bisher beherrschenden Kräften, dem Meer und den Schiffen, nun die Luft getreten ist, und wie zäh und beharrlich der Engländer diesen neuen Raum, der soviel Gefahren für das Mutterland und das Empire bietet, zu meistern versucht. Die Frage kann heute noch nicht beantwortet sein, ob Großbritannien aus der schweren Gefahrenlage zur Umwandlung und zu einer höheren Entwicklung gelangen wird oder zum Zusammenbruch. —

Der englischen Weltpolitik, und zwar dem Abschnitt der letzten hundert Jahre, gilt eine grundlegende Untersuchung von Hermann Oncken „Die Sicherheit Indiens" (Berlin, G. Grothe. RM 5,80). Der Grundgedanke dieses Buches war in einem Vortrag enthalten, den Oncken in der militärischen Gesellschaft gehalten hatte und den er nun erweitert und ausgebaut in Buchform vorlegt. Die Darstellung beginnt 1830 und führt bis zum Konflikt mit Italien wegen Abessinien. Wie die stets wache Sorge um Indien und die Verbindungswege vom Mutterland dorthin im 19. Jahrhundert den Gegensatz zum Zarenreiche schuf, so wird die gleiche Sorge auf den verschiedensten Wegen und mit den verschiedensten Methoden sich immer um das eine Ziel drehen: die Sicherheit Indiens. Jeder Politiker, der diese Grundtatsache des Empire übersieht, wird von der englischen Politik sehr eindringlich über sie belehrt werden. Das ausgeprägte Verantwortlichkeitsbewußtsein des deutschen Historikers treibt ihn, den weltpolitischen Sinn, auf Grund historischer Kenntnis und geschichtlicher Tatsachen zu wecken und zu stärken zum besseren Verständnis des politischen Verstehens von heute und in der Zukunft. Sein glänzender und gepflegter Stil wie die vorbildliche Klarheit der Darstellung fördern wesentlich die Erreichung dieser Aufgabe.

Seinem ausgezeichneten Buche über die Queen Victoria hat jetzt der Hausarchivar des preußischen Königshauses Dr. Kurt Jagow eine neue, in ihrer Bedeutung gar nicht hoch genug einzuschätzende Veröffentlichung folgen lassen: „Prinzgemahl Albert" (Berlin, K. Siegismund. 16 Kunstdrucktafeln, 1 Vierfarbendruck, 1 Faksimile. RM 9,50). Die musterhafte Ausstattung, die mit ihrem schlichten, vornehmen Einband in königsblauem Leinen für die klare und vornehme Haltung des Buches symbolisch genommen werden kann, entspricht dem Inhalt. Eine Fülle von bisher unbekannten Briefen, darunter 27 aus dem Windsor-Archiv, im ganzen 127 neue Briefe, bereichert in ungeahnter Weise unsere geschichtliche Kenntnis von der Entwicklung der deutschen Frage, von der preußischen Politik im Krimkriege, von der Vorgeschichte und der Entwicklung der Ehe der Kaiserin Friedrich und dem bisher in keiner Weise richtig gewürdigten Einfluß des Prinzgemahls auf die englische Politik und die Entwicklung des Empire. Das Ergebnis ist, daß wirklich alles, was die Größe des victorianischen England und des Britischen Empire grundlegend ausmacht, letztlich diesem deutschen Prinzen zu danken ist. Sein Leben war dadurch in sich geschlossen und von erfülltem Sinn, weil er sein Schicksal — und das war die Queen Victoria und seine Stellung zu ihr — bewußt und in nobler Haltung auf sich nahm und erfüllte. Seine große Aufgabe, dem Lande zu dienen, in das ihn seine Ehe berufen hatte, hat er mit Geschick, Hingabe und feinstem Takt erfüllt, ohne dabei auch nur in einem Punkte seinen deutschen Charakter aufzugeben. Von der wichtigen Stellung aus, die er am englischen Throne einnahm, wirkte er für die deutsche Einheit und wollte ein enges Zusammengehen zwischen dem Deutschen Reiche und Großbritannien, wenn Deutschland unter einem Kaiser geeint und mit einer klaren Verfassung ausgestattet wäre. Die Fülle des historischen Materials ist klar gegliedert, und Kurt Jagow hat hier wiederum eine Meisterleistung bester deutscher Geschichtsforschung vollendet, denn in seinen die einzelnen Lebensabschnitte einleitenden Einführungen äußert

sich in jeder Zeile die völlige Beherrschung des Stoffes, die Fähigkeit, ihn nach einer großen Konzeption einzuordnen, die Deutungskraft der menschlichen Untergründe historischen Geschehens, eine klare und vornehme Objektivität und ein sympathisches inneres Beteiligtsein. So haben wir ein neues Werk, das uns Ehre macht und für den Gegenstand der Biographie ein ebenso nobles Zeugnis ablegt wie für die geistige Haltung des Verfassers.

Biographien

Von Michael Prawdin ist eine Biographie erschienen: „Johanna die Wahnsinnige" (Wien, O. Lorenz. 16 Bildtafeln. S 10,–). Im großen Zusammenhange behandelt Prawdin das Leben dieser unglücklichen Fürstin, deren Schicksal ihre Liebe zu ihrem Gemahl Philipp dem Schönen war, der das Schicksal durch den Tod aller, die vor ihr ein Anrecht auf den spanischen Thron hatten, diesen Thron bescherte, die Mutter zweier deutscher Kaiser wurde: Karls V. und Ferdinands von Österreich – um sie dann fünfzig Jahre hindurch ihr Leben im Kerker vertrauern zu lassen. Und doch war sie, deren ganzes Leben ein Leidensweg war, für das Haus Habsburg die Bringerin der Weltherrschaft. Die Wissenschaft hat ihr oft Unrecht getan, das Gefühl des Volkes hat sie verklärt.

Erhard Breitner macht den Versuch einer unbefangenen Darstellung ohne Werturteil des Lebens und Schicksals der Jeanne du Barry (Wien, E. P. Tal. 384 Seiten, 20 Bildtafeln). Er wird diesem ursprünglichen kräftigen Menschentum in seiner trotz der Hofluft unverbogenen Natürlichkeit gerecht, beschönigt nichts in diesem Leben, das ein Tod ohne Würde beendigte, und gibt ein farbiges Gemälde von dem letzten großen französischen Hofe, in dessen Feste schon das unterirdische Grollen der kommenden Revolution hineintönte. – Farbenspiele des Lebens nennt Sophie von Uhde eine Zusammenstellung von Erinnerungen aus ihrem reichen Leben, dem die Sehnsucht nach der Ferne den entscheidenden Akzent gab (Berlin, D. Reimer. 168 Seiten), die uns Kenntnis geben von einzelnen Abschnitten von ihrer Kindheit an bis zum Erleben der Pariser Weltausstellung 1937. In jeder Zeile dieser bunten Bilder aus Deutschland, aus vielen europäischen Ländern und aus Afrika bezeigt sie ihr starkes Gefühl für die Heimat wie für die fremden Länder, die sie mit einem ausgesprochenen Sinn für das Wesentliche aufzunehmen verstand, und in denen sie mit Humor äußeres und innerliches Erleben mischt.

In dem Buche „Gestalter deutscher Vergangenheit" (Potsdam, Sanssouci-Verlag. 48 Bildbeigaben, 12 Karten. RM 6,50) wird der interessante Versuch gemacht, eine deutsche Volks- und Raumgeschichte in Einzelbiographien zu geben. Der Herausgeber Peter Richard Rohden, der in seiner Einleitung in großen Zügen einen Abriß der deutschen Geschichte in ihren Hauptmomenten gab, hat es mit seinen dreißig Mitarbeitern, unter ihnen bedeutende deutsche Historiker, verstanden trotz eines hohen wissenschaftlichen Niveaus in allgemeinverständlicher Form eine Geschichte vom Gesichtspunkt des Führerproblems zu geben, was um so berechtigter ist, als führerlose Zeiten für das deutsche Volk immer Zeiten nationalen Unglücks gewesen sind. Die Einzelbiographien beginnen mit Armin und enden mit Hindenburg.

Ein hübsches Büchlein, eine Biographie im Kleinen, ist Heinrich Lehmanns Arbeit „Die Thomaner auf Reisen" (Leipzig, Breitkopf & Härtel. 120 Seiten). Wie er die Reisen dieses prächtigen deutschen Chors in den Jahren 1920–1936 im ganzen deutschen Vaterlande, in den skandinavischen Ländern, in der Schweiz, Belgien und Frankreich schildert, ergibt uns einen feinen Einblick in das äußere und innere Erleben dieser jungen Sendboten deutscher Kunst, wobei auf die liebenswerte Persönlichkeit des großen deutschen Musikers, des Thomaskantors Straube, ein helles Licht fällt.

Der frühere Botschafter Frankreichs am Zarenhofe, Maurice Paléologue, hat eine Biographie von Alexander I. geschrieben (Berlin, Paul Neff. 16 Bildtafeln, 416 Seiten. Deutsche Übertragung von Willy Grabert). Der Franzose hat es verstanden, die rätselhafte Atmosphäre, die den Eintritt des jungen Zaren in die Geschichte unter der schweren Mitschuld an der Ermordung seines Vaters ebenso umgab wie seinen Tod, über den weder sein leerer Ehrensarkophag noch wirklich beglaubigte Zeugnisse End-

gültiges aussagen, in lebendiger Form darzustellen.

Von dem Standardwerk „Die großen Deutschen" ist ein fünfter Ergänzungsband erschienen (Berlin, Propyläen-Verlag. RM 15,—. 150 schwarze Kunstdruckabbildungen, 6 vierfarbige Kunstdrucktafeln und 4 mehrfarbige Faksimile). Dieser Band ist in jeder Weise willkommen, denn es war klar, daß auch bei der sorgfältigsten Vorarbeit der beiden Herausgeber Willy Andreas und Wilhelm von Scholz und ihrer Mitarbeiter in den vier stattlichen Bänden nicht alle großen Menschen deutscher Vergangenheit berücksichtigt werden konnten. Deshalb bringt der neue abschließende Band die Würdigung von 54 Persönlichkeiten aus dem deutschen Lebenskreise, die man unter den Großen nicht missen möchte. Dieser Band bringt Würdigungen unter anderm von Novalis, Uhland, Fritz Reuter, Storm, Wilhelm Busch, Schwindt, Ludwig Richter, Spitzweg, Freytag, Hugo Wolf, Altdorfer, Fischer von Erlach, Schadow, Rauch, Feuerbach, Schelling, Carus, Dilthey, Winckelmann, Klopstock, Gotthelf, die Droste. Aus der deutschen Geschichte sind ausgewählt Heinrich I., Rudolf von Habsburg, Erzherzog Carl, Conrad von Hötzendorf. Von großen deutschen Wissenschaftlern oder Technikern seien genannt Virchow, Billroth, Ernst von Bergmann, Mommsen und der Geograph von Richthofen sowie Max Eyth.

Den beiden Büchern von Fritz Schumacher „Stufen des Lebens" und „Rundblicke", die so außerordentlich lebhaften Anklang in weitesten Kreisen gefunden haben, folgt jetzt ein neuer Band „Begleitmusik des Lebens" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 4,50). Es ist ein Band von Gedichten, die Fritz Schumacher aus dem inneren Erleben zuwuchsen, sie sind nicht zeitlich, sondern nach Lebensbegriffen geordnet und zeigen die ganze Reife, den Reichtum und die Menschlichkeit ihres Schöpfers.

Die Erinnerungen eines Lebens, das seinem Volk und seinem Vaterlande gewidmet war, faßt Eugen Kühnemann zusammen in seinem Lebensbuch „Mit unbefangener Stirn" (Heilbronn, E. Salzer. 324 S.). Kühnemann, der bekanntlich als deutscher Professor an deutschen Universitäten und dann drüben in Amerika wirkte und dort in schwerster Zeit während des Weltkrieges Verständnis für die deutsche Sache zu werben suchte, der Biographien Schillers, Herders, Goethes und Kants schuf, bekennt sich in diesem Buche als gläubiger Bejaher des Lebens und als ein Deutscher, den kein Geschehen an seinem Volke irremachen kann. Als Glied des Volkes sich fühlend, gesteht er dem Einzelnen in Zeiten des Umbruchs kein Recht zur Klage zu, denn „nur ein humorloser Mensch wirft die Frage der Gerechtigkeit auf". Dieses Lebensbuch unterrichtet nicht nur über die äußeren Geschehnisse von der Jugend bis zur Gegenwart eines an Erfolgen reichen Lebens, sondern gibt in der Betrachtung des geschichtlichen Geschehens, das er miterlebte, auch die Linie der eigenen inneren Entwicklung, wobei Persönlichstes den Lesern nicht vorenthalten wird.

Literatur

Eine neue „Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart" schrieb Dr. Walther Linden (Leipzig, Philipp Reclam jun. RM 7,80), die ganz sich nach den Anforderungen und Erkenntnissen der Gegenwart ausrichtet. Dieses gründliche Werk stellt die Unlösbarkeit wahrer Dichtung vom Kern des Volkstums hell ins Licht und damit den großen Dichter als den Träger der in der Seele des Volkes unbewußt wirkenden Kräfte. Das feste Urteil des Verfassers ermöglicht, hier in einem wirklichen Volksbuch die starken Kräfte deutscher Dichtung der Allgemeinheit nahezubringen. Er vermittelt eine Möglichkeit zum inneren Erleben deutscher Dichtung und führt in klaren Linien aus der ältesten Zeit bis in die jüngste Gegenwart. Die Schwarzweiß-Bilder und eine vielfarbige Offsettafel erhöhen die Lebendigkeit des Buches.

Der zweite Band der englischen Literaturgeschichte von Professor Dr. T. Meißner, dessen ersten Band wir hier schon würdigten, ist jetzt erschienen (Sammlung Göschen. Nr. 1116. Berlin, Walter de Gruyter & Co. RM 1,62). Er bringt die Geschichte der englischen Literatur von der Renaissance bis zum Ende der Aufklärung und stellt die Zusammenhänge in großen Entwicklungslinien dar, die die englische Literatur mit dem angelsächsischen Volkstum hat.

Eine Gabe von großem Reiz sind „Die Komödien des Großen Königs" (Ber-

lin, Theater-Verlag Albert Langen/Georg Müller. RM 2,80). Die Übersetzung der beiden recht unverzagten Lustspiele Friedrichs des Großen: „Der Modeaffe" und „Die Schule der Welt" aus dem Französischen besorgten unter Bearbeitung Carl Niessen und Ernst Leopold Stahl. Ganz neu ist die Übertragung der „Schule der Welt", während die gute Übersetzung des „Modeaffen" von E. L. Stahl schon früher vorlag.

Ein Lese- und Singebuch für Winter und Weihnacht „Die Winterpostille", die schon viele Freunde sich erwarb, liegt nun in neuer wohlfeiler Ausgabe vor (Breslau, Bergstadt-Verlag. RM 4,80). Diese gute Anthologie, die Cosmus Flam und Otto Heinrich Fleischer auswählten, gibt neben ältestem Gut wie den Evangelien und altdeutschen Krippen- und Weihnachtsliedern von Singweisen begleitet eine Fülle wertvollster Dichtung von Heinrich von Veldeke bis zu Adalbert Stifter und Selma Lagerlöf. Es ist ein köstliches Hausbuch, dem schöne Weihnachtsbilder deutscher und niederländischer Künstler von Cranach bis Schiestl beigegeben sind.

Engelbert Kaempfer

Karl Meier-Lemgo hat eine Biographie von „Engelbert Kaempfer", dem ersten deutschen Forschungsreisenden, geschrieben (Stuttgart, Strecker & Schröder. RM 5,–). Kaempfer gehört zu den Deutschen, die bei ihrem Volke mehr oder weniger unbeachtet blieben, während Völker von größerem Weitblick seine Bedeutung würdigten und ihm den gebührenden Platz einräumten. Engelbert Kaempfer ist 1651 in Lemgo im Lippischen geboren, woselbst er im Jahre 1716 starb. Sein Stadtgenosse hatte als ersten Schritt in seinem Bemühen um Kaempfer dessen Schrift „Seltsames Asien" herausgegeben. Jetzt folgt die große Biographie auf Grund des Studiums der bisher unveröffentlichten Handschriften Kaempfers im britischen Museum.

Daß Kaempfer nicht in das Bewußtsein des deutschen Volkes einging, lag daran, daß die politischen Zustände in Deutschland zu seinen Lebzeiten ganz besonders niederdrückend waren und ein gesamtdeutsches Gefühl kaum mehr existierte. Dabei war Engelbert Kaempfer wirklich der erste deutsche Weltreisende von internationaler Leistung. Man kann ihn in dem Sinne durchaus einen Vorläufer Humboldts nennen. Kaempfer wanderte aus seiner Heimat nach Schweden aus. Dann ging er über Finnland nach Rußland und über das Kaspische Meer nach Persien. Er besuchte Vorderindien, Java, Siam, und dann gelang es ihm, in das damals völlig abgeschlossene Japan zu kommen. Nach seiner Rückkehr lebte er zunächst in Holland, um endlich nach Deutschland zurückzukehren, nachdem eine grauenvolle Ehe ihm den Lebensmut gebrochen hatte.

Meier-Lemgo hat nun mit einer schönen Leidenschaft sein Leben und seine Leistungen aufgezeigt und ein lebensvolles Bild dieses Mannes gezeichnet. Es ist auch heute noch von größtem Reize, Kaempfer auf seinen Forschungsreisen zu begleiten. Für seine Bedeutung spricht, daß gerade seine Forschungen über Japan in diesem Lande und in England hohes Ansehen genießen. Das wird dadurch bekräftigt, daß das deutsche Japan-Institut die Biographie herausgibt. 28 Abbildungen auf 21 Tafeln erhöhen den Reiz dieser wichtigen Veröffentlichung.

Von den Flotten der Welt

Das beste Nachschlagebuch über die Kriegsflotten liegt jetzt im 32. Jahrgang für das Jahr 1938 vor „Weyers Taschenbuch der Kriegsflotten" (München, J. F.

Lehmann. RM 6,—). Der Begründer, der dem Werk seine Bedeutung in langjähriger Arbeit gesichert hat, ist 1936 verstorben, seitdem gibt der Oberleutnant zur See a. D. Bredt diesen auf amtliche Quellen gestützten Führer durch die Kriegsflotten der Welt heraus. Den deutschen Lesern wird vor allem die jetzt wieder recht ansehnliche Übersicht über die deutsche Flotte interessieren. Die guten Photos und vor allem die Schiffsskizzen sind auf den heutigen Stand gebracht, alles Veraltete ist herausgenommen. Als wesentliche Neuheit gegenüber dem Führer für 1937 ist zu vermerken, daß die Angaben über die Marine-Luftstreitkräfte nun auch auf die kleineren Seemächte ausgedehnt sind. Der einzige Mangel, über den der Herausgeber selber klagt, liegt darin, daß ihm noch sachkundige Bearbeiter für Argentinien, Chile, Jugoslawien, Peru, Polen und USA. fehlen. Aber die Zuverlässigkeit ist vollendet, ebenso ist die Brauchbarkeit des Buches durch die verschiedenen beigegebenen Anhänge noch erhöht. Im Teil 1 und 2 werden die Kriegsschiffe und die Marine-Luftstreitkräfte behandelt. Es folgen die Flottenverteilungspläne, ferner die Abschnitte über Schiffsartillerie, Schiffahrt und Schiffbau und die erwähnten Tafeln unter der Rubrik „Verschiedenes".

Schiller illustriert

Von der zwölfbändigen Ausgabe von „Schillers Werken", die auf Grund der von Ludwig Bellermann seinerzeit veranstalteten Ausgabe in „Meyers Klassikern" in Neubearbeitung von Benno von Wiese erscheint, liegen jetzt nach den ersten 8 Bänden Band 9—12 vor (Leipzig, Bibliographisches Institut. Jeder Band RM 2,70). Band 9 enthält die „Philosophischen Schriften", Band 10 die „Geschichte des Abfalls der Niederlande", Band 11 die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges". Bekanntlich ist diese Ausgabe dadurch besonders lebendig, daß Karl Wernicke Federzeichnungen in guter Einfühlung in Schiller, seine Zeit und seine Umwelt beisteuerte. Naturgemäß sind in dem Band 10 und 11 die Federzeichnungen etwas spärlicher und mußten im Band 9, den „Philosophischen Schriften" und im Schlußband ganz fortbleiben. Der 12. Band bringt die Biographie und die Anmerkungen. Im Vorwort legt von Wiese Rechenschaft ab von den Grundsätzen seiner Neubearbeitung, die nach neuer Belebtheit und volkstümlicher Form strebt. Danach ist die Auswahl getroffen: fortgeblieben sind die Übersetzungen und die großen Rezensionen, aufgenommen aber alle Fragmente. Die Reihenfolge ist bestimmt nach chronologischen und systematischen Gesichtspunkten. Die volkstümliche Form hält das wissenschaftliche Beiwerk wie auch die Auseinandersetzung mit andern Biographen und Wissenschaftlern fern. In den Anmerkungen aber ist reichlich Material verarbeitet, um den wissenschaftlich interessierten Lesern zu genügen unter Ausnutzung des von Bellermann Erarbeiteten; Einführungen und die Biographie sind eigene Arbeit des Herausgebers. Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Paul Huldermann, z. Z. Berlin — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Major-General Lionel C. Dunsterville, Florenz — Dr. Walter v. Gulat-Wellenburg, München — Dr. Hanns-Erich Haack, Paris — Ina Seidel, Starnberg am See — Jakob Baron v. Uexküll, Hamburg — Dr. Hans Goldschmidt, Potsdam

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirrmeister, Leipzig • DA. II. Vj. 1938: 3699 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

KARL PAGEL

Deutschland und der Südosten

Aufsätze über das Verhältnis Deutschlands zu Südosteuropa pflegen mit dem Bismarck-Zitat von den gesunden Knochen eines pommerschen Grenadiers zu beginnen, um damit darzutun, daß der Nahe Osten, dessen Probleme damals noch „Orientalische Fragen" hießen, für Deutschland „nichts wert" gewesen sei, eben nicht einmal die Knochen eines Grenadiers, und hinzuzufügen, heute wäre es anders. Wie sehr viele Zitate, ist auch dieses Bismarck-Wort falsch betont worden: Bismarck wollte von einer a k t i v e n Beteiligung an der bevorstehenden kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Rußland und der Türkei nichts wissen. Daß ihm das, was auf dem Balkan geschah, etwas wert war, zeigte sich anderthalb Jahre später, als er sich mit dem ganzen Gewicht seines Deutschen Reiches als ehrlicher Makler für eine möglichst allgemein anerkannte Lösung der orientalischen Frage einsetzte. Das war ein ganz erheblicher Einsatz! Jedenfalls die Zeiten, wo Krieg und Kriegsgeschrei „hinten, weit, in der Türkei" ein willkommenes Sonn- und Feiertagsgespräch gewesen waren, lagen auch schon damals weit zurück, auch für das nördliche Deutschland; für seinen österreichisch-habsburgischen Bezirk war ja die „Türkei" immer etwas näher gewesen, und sie hatte manchen Grenadier gekostet.

Allerdings war Bismarcks Einsatz auch während des Berliner Kongresses nicht so weit gegangen, daß er selbst das Schwert in die Waagschale zu werfen bereit gewesen wäre. Das ist so geblieben, auch dann, als das nicht sehr glückliche Schlagwort Berlin—Bagdad von einem Eisenbahnprojekt auf die Politik übertragen und, allerdings mehr von seiten der Gegner Deutschlands, zu einem politischen Programm erhoben wurde. Auch für Berlin—Bagdad zu kämpfen, war Deutschland nicht bereit. Anders ausgedrückt: Berlin—Bagdad wurde nicht militärisch und machtpolitisch gesehen, sondern kaufmännisch. Es war echte Tragik, daß Deutschland dennoch dafür kämpfen mußte.

Deutschland hat vor der Vielzahl der Feinde die Waffen senken müssen; auch im Südostraum der nur ein Nebenschauplatz gewesen war, richtete der Vernichtungswille der Sieger die feindliche Barriere auf — aus den Trümmern des Habsburgerreiches. England und zumal Frankreich ließen es sich Geld kosten, die Mauer zu festigen. Dem Deutschen Reich, das wieder ein Deutsches Arm geworden war, blieb nicht einmal Zeit, den Blick von dem Hauptgefahrenpunkt im Westen zu wenden. Um den Südostweg kümmerte es sich kaum, es bemerkte fast nicht, was dort vorging.

Aber der natürliche Lauf der Dinge hat den Südostweg eines Tages wieder frei gemacht: der Südostraum ist bestimmt durch die Donau, die ihren Lauf in Deutschland beginnt — und Flüsse sind Wege, Wege in beiden Richtungen. Und dieser Donauweg hat eines Tages angefangen, sich wieder zu öffnen. Es war die natürlichste Sache der Welt, es hatte keines Schwertstreiches bedurft, keiner politischen Intrige, keiner kapitalistischen Investition, das Natürliche allein war

geschehen. Die Länder des Donauraumes fanden den Weg aus i h r e n eigenen Notwendigkeiten zu ihm zurück, da sie untereinander wenig Ergänzungsmöglichkeiten finden konnten und das Interesse des Westens sich nahezu auf Finanzierung militärischer Rüstungen beschränkte.

So war der deutsche Handel in den letzten Jahren in Südosteuropa im Vordringen. Die südosteuropäischen Länder fuhren gut dabei. Sie gewannen in Deutschland einen stabilen Kunden (und einen Lieferanten, der sie nicht durch politische Anleihen in Schuldknechtschaft nahm): der deutsche Anteil am beschränkten Handelsvolumen der Balkanländer ist wertmäßig fast überall auf der Höhe der Hochkonjunkturjahre geblieben, während er sich anteilmäßig ganz wesentlich gesteigert hat. Die folgende Übersicht* zeigt das deutlich.

	Gesamteinfuhr / Gesamtausfuhr 1929	Gesamteinfuhr / Gesamtausfuhr 1936	Deutscher Einfuhranteil / Deutscher Ausfuhranteil 1929	Deutscher Einfuhranteil / Deutscher Ausfuhranteil 1936
	(in Millionen Reichsmark)			
Bulgarien	251 / 194	96 / 118	56 / 58	59 / 56
Griechenland	722 / 379	278 / 173	67 / 87	63 / 63
Jugoslawien	560 / 585	225 / 247	87 / 49	60 / 58
Rumänien (Zahlen von 1927)	747 / 722	289 / 484	192 / 180	90 / 246
Ungarn	778 / 762	195 / 229	153 / 87	50 / 52
Türkei	519 / 314	183 / 233	79 / 41	82 / 118

Damit war eine Entwicklung eingeleitet, die von beiden Partnern aus als fördernswert angesehen werden konnte.

Dann kam der 13. März: das deutsche Österreich wurde ein Bestandteil des Reiches. Es liegt auf der Hand, daß die obengenannten Zahlen eine nicht unwesentliche Korrektur zugunsten Deutschlands erfahren werden. War schon der Anschluß nicht überall in Europa gern gesehen worden, wenn man ihn auch geschehen lassen mußte, so bot einer Deutschland mißgünstigen politischen Aktivität sich jetzt die Möglichkeit an, die angebliche Sorglosigkeit der Südosteuropaländer bei ihrem Handel mit Deutschland in Mißtrauen zu verwandeln oder auch in Gegnerschaft – durch entsprechende Angebote.

★

Die Beziehungen Groß-Deutschlands zum Südosten sind ja aber nicht nur wirtschaftlicher Natur. Neben und vor Rußland hat Deutschland und das Deutschtum auf die aus der Türkenherrschaft nach und nach befreiten Gebiete und Völker des Donauraumes eingewirkt. Ungarn und alle

* Das (abgerundete) Zahlenmaterial stammt für 1929 aus Anton Reithinger, „Das wirtschaftliche Gesicht Europas" und für 1936 aus dem „Jahrbuch für Auswärtige Politik 1938".

Länder der früheren Doppelmonarchie sind durch den deutschen Kultureinfluß geformt und aus ihrer vegetativen Lebensperiode, in die sie die Türkenherrschaft gebannt hatte, erweckt worden. Wohl waren die südslawischen Stämme durch Rasse, Sprache, Religion und auch durch gemeinsame Bindungen an Byzanz zu Rußland hingezogen; wohl hat der Zar als Anwärter auf den Thron von Byzanz Anteil an dem Schicksal der slawischen Brüder genommen; aber so wichtig auch diese russische Intervention war, der deutsche Einfluß, der nach Südosten ausstrahlte, war von vornherein ganz anders geartet und konnte gerade deswegen fruchtbar werden: war das russische Interesse bestimmt durch den Wunsch, Konstantinopel zu besitzen, war es also imperialistisch von der Wurzel her, so hat in der Wiener Hofburg gewiß zu keiner Zeit jemand daran gedacht, die Stadt am Goldenen Horn zu erobern, und auf den Fahnen der Deutschen, ob sie nun den Habsburger Doppeladler trugen oder nicht, stand Freiheit, Fortschritt, Kultur, Einbeziehung in die europäische Zivilisation und Hinführung zu nationalem Eigenleben. Rußland hätte an die Stelle der türkischen nur die zaristische Herrschaft zu setzen vermocht.

Es ist bekannt genug, daß es zum großen Teil Deutschstämmige gewesen sind, die zum Beispiel den Kroaten und Slowenen bei der Entwicklung ihrer Sprache behilflich gewesen waren, zu den verschiedensten Zeiten: da sind die Namen Paul Ritter (vor 1700), Stoß, Gay und Fras (Mitte des 19. Jahrhunderts). In diesen Fällen handelt es sich um Männer, die, mit später slawisierten Namen, in das slawische Volkstum fast aufgegangen sind. Was der Kroatenbischof Johann Georg Stroßmayer († 1915), der Sohn oberösterreichischer Bauern, für den ihm anvertrauten Stamm getan hat, ist nicht zu überschätzen. Ähnlich liegt es bei den Slowenen, für die die Namen des Baron Ungnad und des Pfarrers Truber zu nennen sind. Zahlreiche slawische Drucke der Frühzeit sind in deutschen Druckereien hergestellt worden.

Was hier von deutschen Männern geleistet wurde, die den Dingen nahe waren, die durch ihr praktisches Leben in die südslawische Sphäre hineinreichten, fand eine Parallele durch die völlig aus deutscher Weltoffenheit herrührende Anteilnahme an den Südslawen bei Männern wie Goethe, Herder und Jakob Grimm. Goethe hat serbische Volkslieder geschätzt und selber, wenn auch nur auf Grund einer Verdeutschung, einige Stücke davon in seiner Sprache neu geformt. Herder hat in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" manches südslawische Volksgedicht Europa zu Gehör gebracht. Jakob Grimm hat die Anregung zu einer serbischen Grammatik gegeben und an ihr selber mitgewirkt. Was für die Befreiung Griechenlands das deutsche Philhellenentum bedeutet hat, ist unbestritten, und des Griechen-Müllers Lieder haben dazu ganz wesentlich beigetragen: mag auch Byrons strahlende Gestalt im Vordergrund stehen, bei Missolunghi kämpften viele Deutsche. Auf der slawischen Seite ist dieses selbstlose Sichversenken des deutschen Geistes in die Welt des Südostens und das liebevolle Sichöffnen des deutschen Gemütes vor den Eigenwerten seiner Völker verstanden und gewürdigt worden. Gewiß haben auch andere Kultureinflüsse sich geltend zu machen versucht; gewiß haben auch Angehörige anderer Nationen sich

mit dem Südosten beschäftigt, aber das waren Einzelgänger, während das deutsche Interesse in die Breite ging und auch auf breiten Widerhall stieß.

Zwar hat es aus politischen Gründen Unterbrechungen dieses gegenseitigen Austausches gegeben, aber das natürliche Gefälle, das die Donauwasser zum Schwarzen Meere treibt, hat seine Gültigkeit auch für die Kulturbeziehungen zwischen Mitteleuropa und dem Balkan. Und es ist beglückend zu sehen, daß überall im Südosten das geistige Reich der Deutschen als Einheit und als Ganzes lebendig ist, unabhängig von der Tagessituation.

★

Es liegt auf der Hand, daß ein Ereignis wie der Weltkrieg, der Hunderttausende von Deutschen mit den südosteuropäischen Ländern in unmittelbare Berührung gebracht hat, auch diese geistigen Beziehungen verstärkt und verbreitert hat, von beiden Seiten her, allerdings in den einzelnen Ländern in verschiedener Weise. Denn es ist gewiß ein Unterschied, ob die Deutschen in Belgrad und in Bukarest als Sieger erschienen oder in Sofia als Verbündete; aber jeder Reisende spürt auch heute noch, daß in den früher besetzten Ländern, die später zu den Siegern gehören sollten, für den Deutschen ein hoher Respekt lebendig geblieben ist, zumal in den breiten Schichten des Volkes, die bei der deutschen Truppe Ordnungswillen und Gerechtigkeitssinn verspürten.

Das gilt vor allem von Jugoslawien, wo es jedem Deutschen unmittelbar entgegentreten wird, aber auch für Rumänien, wo es allerdings kaum Gültigkeit hat für den größten Teil der alten regierenden Zirkel, die aus Tradition frankophil sind. Daß Ungarn und Bulgaren den Waffenbrüdern des Großen Krieges die Sympathie erhalten haben, braucht kaum erwähnt zu werden.

Von allen Ländern des Südostens ist natürlich Griechenland als Mittelmeerland den westeuropäischen Einflüssen am meisten geöffnet. Griechenland hat ja auch, neben Bulgarien, kein eingesessenes Deutschtum, während Ungarn, Jugoslawien und Rumänien in ihren heutigen Grenzen fast zwei Millionen volksdeutsche Staatsangehörige zählen. Sind diese Deutschen größtenteils auch Bauern und in ihrem engeren Lebensbezirk verhaftet (die Mehrzahl von ihnen sitzt, wie man weiß, in den alten österreichisch-ungarischen Gebieten), so ist es doch einleuchtend, daß sie ein Element der Verbindung darstellen, das wir Deutschen den anderen Nationen voraushaben, wenn es auch Reibungsmöglichkeiten enthält. Schon das bloße Vorhandensein von zwei Millionen Deutschsprechender erleichtert die wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland.

Die neuen Grenzen des Nachkrieges haben natürlich alle früheren wirtschaftlichen Austauschverhältnisse umgeworfen. Das Österreich-Ungarn der Vorkriegszeit war in wirtschaftlicher Beziehung zu einer annähernden Ausgeglichenheit zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Produktion gekommen. Die Friedensdiktate zerstörten sie völlig: dem industrialisierten Norden und Nordwesten fehlte seitdem die ausreichende Ernährungsbasis und dem landwirtschaftlichen Süden und Südosten, jetzt, bis auf Restungarn, vereinigt mit dem an sich schon vorwiegend agrarischen Serbien und Rumänien, wurden die Absatzgebiete

genommen. An die Stelle des natürlichen Austausches trat die Zwangsautarkie, die günstigenfalls Notlösungen zuwege brachte. Kein Wunder deshalb, daß die Erfinder von Donauraum-Plänen nicht müde wurden, immer neue Einfälle zu produzieren. Sie alle aber standen unter dem Zwang der französischen Balkanpolitik, die der Verewigung der Diktate dienen sollte. Das politische System der Kleinen Entente (Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien) richtete sich gegen Österreich und Ungarn und das Gespenst der Restauration der Habsburger, der Balkanpakt (Jugoslawien, Rumänien, Griechenland und Türkei) sollte Bulgarien am Boden halten. Wie hätte daraus eine positive Lösung entspringen sollen?

*

Frankreich hat sich die Aufrechterhaltung der Unvernunft viel Geld kosten lassen. Aber auf die Länge mußte das vergeblich sein, wenn auch die Anleihen gerne genommen wurden. Als sich herausstellte, daß politische Zinsen doppelte Zinsen sind, und als sich Frankreich in die Bedenklichkeit des sowjetrussischen Militärbündnisses begab, da wuchs überall im Südosten die Erkenntnis, daß man an einem falschen Seile zog, und es begann ein Prozeß der Umwertung der politischen Faktoren, der, wenn auch nicht ungetrübt und nicht ohne Brechungen, immer mehr dazu geführt hat, daß der politische Kompaß sich auf Mitteleuropa einstellte, seit sich dort eine Machtbildung vollzog, die Frankreich hatte verhindern wollen. Gewiß wäre es falsch, die Kräfte der Anziehung, die von Frankreich nach dem Südosten ausgestrahlt sind und die es noch heute entsendet, zu unterschätzen, aber es hat in den letzten Jahren zweifellos eine Einbuße erlitten: seinem Einfluß fehlte, anders als dem Deutschlands, die natürliche Grundlage, wobei wir den Geldeinfluß als einen künstlichen bewerten möchten.

Es hat sich, was nicht ausbleiben konnte, ergeben, daß die einmalige Situation des Jahres 1918 nicht zu verewigen ist und daß politische Bindungen nicht aufrechterhalten werden können, wenn sie im Gegensatz zu den wirtschaftlichen Gegebenheiten stehen. Und diese wirtschaftlichen Gegebenheiten verweisen die Südosteuropastaaten als Agrarländer auf das industrialisierte Mitteleuropa, auf Deutschland vor allem, das heute Nachbar Jugoslawiens und Ungarns ist, und das durch die Donau einen unmittelbaren Zugang auch zu Bulgarien und zu Rumänien besitzt.

Das gilt um so mehr, als Sowjetrußland keinerlei Anziehung auf Südosteuropa ausübt, außer auf die wenig einflußreiche proletarisierte Intelligenz dieser Länder, die die russische Wirklichkeit nicht kennt. Jugoslawien, das sich mit Italien verständigen konnte, hat bis zum heutigen Tage die Aufnahme von Beziehungen zu den Sowjets abgelehnt, Rumänien hat von ihm den Verlust Bessarabiens zu erwarten, und selbst der türkische Freund duldet in seinen Grenzen nichts, was nach Bolschewismus und Kommunismus aussieht.

Gerade im Hinblick auf diesen sowjetrussischen Tatbestand ist Deutschlands Aufgabe eindeutig bestimmt, ganz abgesehen davon, daß auch ein nichtbolschewistisches Rußland wirtschaftlich den Balkanländern keine Stütze und Ergänzung wie Deutschland sein könnte. Der Balkan kann Rußland nichts bieten, was es nicht

selber in Hülle und Fülle besitzt, es sei denn, daß es ihm die Brücke zum Mittelmeer sein kann: das aber bedeutet den Verlust der eigenen Existenz — jedermann weiß das, und es gibt niemand auf dem Balkan, der deren Preisgabe wollte.

So ist Rußland, heute eine negative Kraft, auch für die Zukunft keine Hoffnung, während für Deutschland alle Voraussetzungen vorhanden sind, der uneigennützige Freund der südosteuropäischen Staaten zu sein. England und Frankreich, so sehr ihr politisches Interesse sich auch im Südosten bekundet, können für ihn auf die Dauer und unter friedlichen Verhältnissen nicht das gleiche bedeuten wie Deutschland. Sie können wohl einmal eine Ernte aufkaufen und sich die Ölproduktion Rumäniens sichern, aber sie und ihre Partner wissen, daß das politische Käufe sind, mit denen sich Hintergedanken verbinden und unerwünschte Belastungen; politische Zinsen sind doppelte Zinsen.

Deutschland dagegen braucht all das, wovon Südosteuropa Überschuß produziert: Getreide, Fleisch, Eier, Butter, Obst, Tabak, Wein, Faserstoffe, Erze und Öl; und Deutschland erzeugt das, was der Südosten zu seiner wirtschaftlichen Entfaltung braucht: Maschinen, Automobile, chemische und optische Produkte, Elektro- und Textilerzeugnisse, Eisenwaren, Kohle und Kunstdünger. Der Südosten wird in Deutschland auf lange hinaus einen Abnehmer finden; Deutschland wird bei entsprechender Organisation der Wirtschaftsbeziehungen auch in der Lage sein, weit mehr südosteuropäische Erzeugnisse aufzunehmen, als es heute der Fall ist, wozu weder Frankreich noch England imstande wären.

Alle Länder des Balkans sind in Hinsicht auf ihre Landwirtschaft übersetzt: der einzige Ausweg für sie ist eine wesentliche Steigerung des Ernteertrages durch moderne Wirtschaftsweisen, die Maschinen, Düngemittel und auch intensivere Viehwirtschaft bedingen — die wiederum höhere Exporte voraussetzen. Gelingt das nicht, so steht der Balkan vor der Not eines wachsenden Übervölkerungsdruckes, der seine Staaten vor schier unlösbare Aufgaben stellt.

Machen auf den Reisenden weite Strecken Jugoslawiens, Bulgariens und auch Rumäniens, selbst Ungarns, den Eindruck der Menschenleere, so unterliegt er dabei leicht einer Täuschung, wenn er nicht bedenkt, daß ein sehr hoher Prozentsatz der Bodenfläche landwirtschaftlich nicht nutzbar ist. Wohl ist hier und da die Nutzfläche noch zu erweitern, aber entscheidende Änderung kann nur durch Steigerung des Ertrages herbeigeführt werden. Der Bevölkerungsdruck hat längst dafür gesorgt, Reserven anzugreifen; und die Agrarreformen dieser Länder sind ohne Kenntnis der Bevölkerungsverhältnisse nicht richtig zu würdigen.

Die Bevölkerungsdichte beträgt zwar in Jugoslawien nur 57,4 pro qkm (Deutschland 141,5), in Bulgarien 59,2, in Rumänien 63,7, aber die Besiedlungsdichten der landwirtschaftlichen Nutzfläche liegen wesentlich höher, zumal im Verhältnis zu Mittel- und Westeuropa: in Rumänien 74, in Jugoslawien 77, im besiegten Bulgarien gar 98 (die Vergleichszahl für Deutschland ist 48 und für Frankreich 45). Für Ungarn und Griechenland liegen die Verhältnisse weniger ungünstig.

Das Gewicht dieser Zahlen verstärkt sich noch, wenn wir hinzufügen, daß der jährliche Geburtenüberschuß 13,9 pro Tausend beträgt bei einer Geburten-

häufigkeit von 33,2 pro Tausend (Deutschland 5,3 bzw. 16,3, Frankreich 1,3 bzw. 17,0 — jeweils im Durchschnitt der Jahre 1930—34 — nach Reithinger).

Der Südosten wird seine stark anwachsende Menschenfülle nur dann ernähren können, wenn er seine landwirtschaftliche Produktion, unter gleichzeitiger Entwicklung einer sinnvoll aufgebauten Industrie, soweit sie in sich rentabel ist, wesentlich zu steigern in der Lage ist; die Möglichkeit dazu besteht, der landwirtschaftliche Ertrag etwa in Deutschland liegt um 100%, ja um 200% höher als in den Balkanländern. Ein solches Ergebnis läßt sich aber nur durch gleichmäßige Entwicklung erzielen, durch langfristige Stabilisierung des Absatzmarktes, wie ihn Deutschland zu bieten hat, nicht durch politische Gelegenheitsanleihen, mit denen England und Frankreich winken.

★

Die Erkenntnis dieser Tatbestände ist in den letzten Jahren in weitere Kreise gedrungen. Statistiken zu lesen und auszuwerten ist nicht jedermanns Sache, aber ein Beispiel wie das folgende ist für jedermann handgreiflich; ein griechischer Kaufmann, wohlunterrichtet über alle wirtschaftlichen Zusammenhänge, wies in einem Gespräch darauf hin: Frankreich habe sich gegenüber Jugoslawien bereit erklärt, während der Sanktionen gegen Italien dessen umfangreiche jugoslawische Einfuhr zu übernehmen — „und was nahm Frankreich ab?" rief der Grieche aus, „sieben Pferde!" Gewiß war das sehr drastisch ausgedrückt, aber im Kern war es nicht falsch. Und unter Hinweis auf die neuen englisch-französischen Bemühungen, den deutschen Wirtschaftsaustausch mit den Balkanländern einzudämmen, fügte er hinzu: „Wir wissen, daß die Engländer und die Franzosen den Tabak, den ihr uns abnehmt, nicht rauchen werden, denn sie haben selbst genug — und wir sind darauf angewiesen, daß ihr ihn kauft. Deshalb werden sie kein Glück haben, wenn sie sich in unser natürliches Abhängigkeitsverhältnis zu Deutschland mischen wollen."

Er gebrauchte das Wort „Abhängigkeit" — aber wo ist Abhängigkeit, wenn zwei Partner aufeinander angewiesen sind?

Die Nichtraucher möchten vielleicht sagen, es ginge auch ohne Tabak; aber statt Tabak kann jedes beliebige Produkt der obenerwähnten deutschen Einfuhrliste gesetzt werden — ohne sie geht es nicht: Deutschland braucht den Südosten, wie der Südosten Deutschland braucht; ohne seine Unabhängigkeit preisgeben zu müssen. Die andern sollen ihre Störungsversuche lassen, und die noch Zögernden in jenen Ländern sollen ihre Furcht und ihre Antipathien überprüfen; es ist kein Anlaß dazu. Nichts kann mehr den Frieden Europas sichern, als wenn das Natürliche geschieht — und das Natürliche ist, daß Deutschland und der Südosten, zwei Wirtschaftsgebiete, die sich nach ihrer gegenwärtigen Struktur ergänzen und die sich helfen können, zueinander kommen.

Auch im Südosten schreitet die Politisierung der Völker fort: die Völker selbst, wenn sie nicht mißbraucht werden, wollen den Frieden; sie werden ängstliche Hemmungen dieses oder jenes Kabinettes nicht verstehen, wenn sie gefragt werden. Die Stimmen der Völker werden nicht unterdrückt werden können, und sie werden das Natürliche billigen und fordern.

Die Karte des Monats

Skizze: Walther Pahl — Zeichnung: Rudolf Heinisch

Die türkische Schlüsselstellung

Frankreich hat in der Frage des Sandschak von Alexandrette den Forderungen der Türkei nachgegeben und der türkischen Volksgruppe in diesem Gebiet eine Sonderstellung eingeräumt. Andererseits hat sich Frankreich in einem Freundschaftsvertrage mit der Türkei die türkische Unterstützung für die Befestigung seiner Stellung im östlichen Mittelmeer gesichert. Wie die Türkei von jeher als Mittlerin des Verkehrs zwischen Asien und Europa eine besondere, durch die erdräumliche Lage gegebene Rolle spielt, so hofft Frankreich offenbar auf dem Umweg über eine befreundete Türkei, die sowohl dem Balkanbund wie dem nahöstlichen Staatenbund angehört, seinen Einfluß in Südosteuropa wieder verbessern zu können.

JOACHIM GÜNTHER

Die „ruhige Bildung"

Als vor einigen Jahren der erste Band von Werner Jaegers „Paideia, Die Formung des griechischen Menschen" erschien, wurden dieses Buch und sein Schöpfer von vornherein nicht nur in den Annalen der klassischen Philologie als ein Ereignis registriert, sondern der von ihm ausgehende Impuls machte sich auf fast allen Gebieten der Geisteswissenschaften und des allgemeineren geistigen Lebens bemerkbar, wenigstens insoweit, wie diese noch mit feiner reagierenden „Empfängern" ausgestattet waren und sind. So reichte sein Anstoß von der Theologie und Philosophie über die allgemeine Kultur- und politische Geschichte zur Pädagogik, Psychologie, Sprach-, Literatur- und Kunstwissenschaft. Nun aber nicht in Form partikularer Erkenntnisse, die nur den Dank dieser oder jener Fachforschung finden konnten, sondern durchaus als ein „εἰδὸς" von plastisch geschlossener, eben im Sinne der Jaegerschen Interpretation „pädagogischer" Gestalt. Hinter dieser immer noch im Wachsen begriffenen Auswirkung eines doch schließlich philologischen Werkes verbirgt sich aber u. E. nicht mehr und nicht weniger als eine neue, überwissenschaftliche Machtform, welche die philologische Altertumswissenschaft mit ihm errungen hat und die nun wiederum nur aus der besonderen geschichtlichen Situation dieser Wissenschaft einerseits, derjenigen des allgemeineren Zeitgeistes auf der anderen Seite zu erklären ist.

In einem „Wort für die Philologen" (aus der Fröhlichen Wissenschaft) stellt Nietzsche deren Arbeit als durchweg „in usum delphinorum" hin, indem sie nur die entsagungsvolle, wenn schon vornehme Aufgabe habe, wertvolle und königliche Bücher rein und verständlich zu erhalten für jene seltenen Menschen, die diese Bücher dann auch wahrhaft zu benutzen wissen. Die Äußerung enthält in nuce die Geschichte und die Gründe seiner eigenen Abkehrung von der Philologie. Das hinter ihr verborgene Problem kann aber ebenso an dem Lebenswerk seines ursprünglichen philologischen Gegenspielers Wilamowitz beleuchtet werden. Dieser wußte zwar die hiermit ausgesprochene dienende Stellung auch der klassischen Philologie durch eine immanente Ausweitung dieser ihrer Aufgabe auf alle Gebiete des geschichtlichen antiken Lebens zu einer der preußischen Königsidee verwandten Größe zu adeln, er behielt aber im Kernstück seiner Lebensarbeit, in seinem Platonbuche die alte philologische Einstellung eines „operarius in usum delphini" bei, indem er bewußt auf das Verständnis der Sache selber, also der platonischen Philosophie verzichtet. Dies ist die antithetische Situation, aus der nun Werner Jaegers Philologie schöpferisch geworden ist, indem sie das von Nietzsche nur gewünschte, aber nicht erreichte Totalverständnis der antiken Texte mit der Wilamowitzschen (auch Diels u. a. sind hierneben zu nennen) bedingungslosen Materialdurchdringung zu vereinen suchte. Ein Problem, das sich aus seiner inneren Logik zuletzt nur zu demjenigen der griechischen Philosophie, speziell des Platon und Aristoteles zuspitzt. Nur an ihm vermag die

klassische Philologie über die historische Sphäre hinauszuwachsen, ohne subjektiv aktualisierende Färbungen und Interpretations k ü n s t e aufzuwenden, mit denen wohl die Dichtung, Kunst und allgemeine Kultur des Altertums belebt werden können, niemals aber die Philosophie; es sei denn, man geht, wie Nietzsche, zu den Vorsokratikern zurück und vermeidet oder bagatellisiert die Auseinandersetzung mit den Hauptgestalten Sokrates, Platon, Aristoteles in ihrem Kern, der immer nur das dialektische Element sein und bleiben wird.

Werner Jaeger beschert uns nun unter dem Titel „H u m a n i s t i s c h e R e d e n u n d V o r t r ä g e" eine Sammlung seiner kleineren Arbeiten aus den Jahren 1914 bis 1932 (Berlin, Walter de Gruyter. RM. 6.—), die geeignet sind, als Zusätze seines Hauptwerkes „Paideia" gelesen zu werden, indem sie dessen Grundgedanken teils unter stärkerer Gegenwartsbeziehung, teils an leichter überschaubaren Sonderfragen einem breiteren Verständnis zugänglich machen. Der Band enthält, um ein paar Themen zu nennen, Aufsätze und Reden über „Humanismus und Jugendbildung", „Humanismus als Tradition und Erlebnis", „Antike und Humanismus", „Die geistige Gegenwart der Antike", „Die Antike im wissenschaftlichen Austausch der Nationen", ferner von mehr begrenzter Bedeutung die Gedächtnisreden auf Diels und Wilamowitz; vor allem aber den großen Aufsatz über „Platons Stellung im Aufbau der griechischen Bildung" sowie eine Übersetzung und Auslegung des Kapitels „Der Großgesinnte" aus der Nikomachischen Ethik des Aristoteles. Der gemeinsame geistige Kern dieser Arbeiten läßt sich nun nur aus dem Jaegerschen Begriff der Paideia verstehen, der von sich aus, auch ohne daß es in den einzelnen Aufsatzthemen unmittelbar angespielt würde, wiederum Platon in die Achse der verschiedenen Auseinandersetzungen rückt. „Paideia" ist ja zuletzt nichts anderes als ein neues Platonverständnis Jaegers, das aus den in ihm zusammengeflossenen Strömen der Philologie und Philosophie und den Gegenwartsbedürfnissen einer allgemeinen humanistischen Kulturethik gespeist wurde. Ihm gelingt auf diese Weise einerseits eine außerordentliche Belebung der Gestalt Platons, die freilich andererseits mit den begrenzenden Zügen ihres nicht „klaren", sondern eben gemischten Ursprunges behaftet bleibt. Jaeger spricht dies selber am deutlichsten aus, indem er in dem obengenannten Platonaufsatze die Geschichte des Platonverständnisses seit Schleiermacher skizziert, dessen Interpretation „für die moderne Geisteswissenschaft eine ähnlich klassische Bedeutung wie die alexandrinische Homerforschung für die ältere Philologie habe". Schleiermacher, der noch von einer inzwischen widerlegten chronologischen Abfolge der platonischen Werke ausging (sie stellte — höchst charakteristisch für den unphilosophischen Geist Schleiermachers — die sogenannten „dialektischen Dialoge" Theätet, Parmenides, Sophistes usw. wegen ihres scheinbar „formalen" Charakters in die Frühzeit), rehabilitierte seinerzeit die schriftstellerische Form Platons unter dem Einfluß des schon zur Paideia hinzielenden Formbegriffs der Romantiker. Dieser allzu künstlerisch gesehene Begriff reichte dann aber nicht für das Verständnis des ganzen, speziell des späten, dialektischen Platon aus, so daß eine fachphilosophische Platondeutung — gipfelnd in Stenzels mächtigem Platonwerke — unabhängig

hiervon die rein philosophische Durchdringung der letzten Platonica, einschließlich der mythischen und zahlensymbolischen befördern konnnte. Diese versäumte hierüber (wie schon Hegel, ja sogar Aristoteles) aber die breite geschichtliche Milieuerhellung, die lebendig-konkreten Wurzeln der platonischen Existenz, für welche uns wiederum Wilamowitz' Platonwerk in entscheidender Weise das Verständnis gefördert hat. Auf eine im vollen Sinne „existentielle“ Platonerfassung (um den fragwürdigen modernen Begriff hier einmal anzuwenden) einschließlich seiner system- und problemgeschichtlichen Stellung zielte aber erst Jaeger ab, indem er zwar vor der Philosophie (auch der der letzten Dialoge) nicht kapitulierte, sie aber doch in den größeren Zusammenhang platonischer „Bildung“ als freilich mittelpunktsnahen Bestandteil einfügte. Platon wird erst hiermit zur Kerngestalt eines richtig verstandenen „Humanismus“. Denn dieser erstrebt ja nichts anderes als das, was die ersten, die antiken Humanisten, die am Griechentum gebildeten Römer nämlich unter ihm verstanden: die Bildung des vir zum homo. Die griechische Kultur bliebe auf einer bloß historischen Ebene unserer heutigen Welt- und Kulturkenntnis nach immer nur ein wenn schon interessanter Sonderfall unter parallel laufenden anderen, wenn sie allein es nicht gewesen wäre, die uns den übergeschichtlichen Gedanken der „Kultur“, der „Bildung“, humanitas, paideia überhaupt erst gegeben hätte. Ein Begriff, dem unter Deutschen Goethe am nächsten kommt, wenn er von der „ruhigen Bildung“ spricht. Dieses am wissenschaftlichen Objekt und am Staat orientierte Erziehungsprinzip, das gleich weit entfernt ist von materialistischer Wirklichkeitsidolatrie wie auch von religiösem Seelenabsolutismus oder — in geschichtlichen Begriffen ausgedrückt — von der „Moderne“ wie vom Urchristentum, dafür aber dem historischen Christentum des Mittelalters, wenn man schon Gestaltparallelen sucht, am nächsten verbunden bleibt: nur dieses Erziehungsprinzip ist Humanismus, Menschenbildung als Nachbild der griechisch-platonischen Paideia, wie Jaeger sie versteht. — Über solche Fragen läßt sich dann freilich nicht mehr im gewohnten philologischen Stile sprechen. Sie reichen so weit in die Ebene lebendigster Gegenwartsauseinandersetzungen hinein, daß deren Dramatik auch in den Stil der Wissenschaft, von deren Basis aus für sie gekämpft wird, plastilierend hineinwirkt. Werner Jaegers Aufsätze reden daher nicht nur über humanistische Themen, sondern sind selbst ein Stück lauteren Humanismus', der auf dem Umwege über die Vermittlung objektiver Philologenerkenntnisse das Problem der Bildung wiederum zu seinem Kern, zur sachgebundenen (nicht bloß stilistischen) Sprachbildung zurückführt. Kein Wunder freilich, daß hierüber die ethische Perspektive Platons (und auch des Aristoteles, von dem ja bezeichnenderweise nur ein mehr beschreibendes Stück der Nikomachischen Ethik aufgenommen wurde) von Jaeger den stärkeren Akzent bekommen mußte und somit — was nicht mehr Kritik, sondern schon fast ἀνάγκη ist — die ganze Fülle des Altertums, speziell die übrige philosophische Fülle sich auch dieser individuellen „Renaissance“ um ihres ewigen Lebens willen wieder einmal zu entziehen wußte.

Aus dem Alltag der Antike

III.

Seine Majestät der Kaiser hatte zu Rom in seinem riesigen Palast mehrere Badezimmer, eins mit süßem, eins mit fließendem Meerwasser und eines aus einer Schwefelquelle. Das Wasser strömte vom Meer und Quell in Röhren von zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer Länge in den Palazzo. Damals besaß die Reichshauptstadt elf oder dreizehn große Leitungen, die zusammen vierhundertdreißig Kilometer lang waren. Unentgeltlich floß das Wasser in alle Häuser. Ein kleines Haus zu Pompeji hat an siebzehn Stellen fließendes Wasser.

Die stadtrömische Wasserleitung speiste auch die elf gewaltigen Volksbäder, ferner über achthundert kleinere Bäder, dazu dreizehnhundertfünfzig Bassins und Röhrenbrunnen. Auf den Kopf der Stadtbevölkerung entfielen täglich sechshundert bis tausend Liter Wasserverbrauch, während das wasserreiche Groß-Berlin 1930 täglich nur einhundertzehn Liter benötigte. Sogar ein Werk über das römische Wasserwesen besitzen wir, verfaßt von Sextus Julius Frontinus, der 97 n. Chr. Direktor der Wasserwerke war. Die Wasserwerke Roms wurden später von den Goten zerstört, von den Päpsten zum Teil wiederhergestellt. Nur drei von den elf oder dreizehn Leitungen kamen in Gang, und sie genügen, um dem heutigen Rom mehr Wasser zuzuführen als jeder anderen Großstadt Europas. Wie muß es erst unter Nero und Trajan geströmt haben! Die zweite Reichshauptstadt Konstantinopel erhielt großartige Aquädukte durch Hadrian, Justinian und Valens. Ihre Bogen sind zum Teil fünfunddreißig Meter hoch, sie versorgen noch heute die Stadt.

Peinlich sauber waren schon die alten Ägypter gewesen. Auf dem Eßtisch stand immer die Wasserkanne mit dem Handtuch. Aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. stammt das prächtige Badezimmer in Tiryns, der „ältesten wirklichen Burg Europas". Tiryns stand wie Mykenai unter dem Einfluß der sehr verfeinerten Kultur Kretas, wo wir in Knossos den ersten Abort mit Wasserspülung finden. Diese Einrichtung haben die Griechen und Römer bald nachgeahmt. Namentlich die öffentlichen Bedürfnisanstalten waren gut eingerichtet, mit Armlehnen und Wasserspülung, allerdings mit Steinsitzen. Man nannte sie „Rettungsstationen". In Straßenwinkeln standen Tongefäße als Retiraden.

Ebenso haben die Griechen auch die Badewanne, die zu Ende des 19. Jahrhunderts n. Chr. noch in herrschaftlichen Häusern bei uns unbekannt war, von den Kretern mehr als tausend Jahre v. Chr. übernommen. In Babylon wie in Ägypten stand bei allen „besseren Leuten" die Wanne zum Baden mit Ausgußleitung. Sonst pflegten die Griechen morgens nackt vor eine Waschschüssel zu treten und sich da zu reinigen. Wer vom Ausgang heimkam, wusch sich die bestaubten Füße. Auf den Sportplätzen, wo jedermann mitspielte, gab es gemeinsame Baderäume mit Brausen. Auch Frauen pflegten so zu baden. Die

Gymnasien von Pergamon und Priene besaßen herrliche Waschräume. Die großen Volksbäder oder Thermen (von thermos, „warm“) gehören mit ihren riesigen Kuppelhallen zu den gewaltigsten Bauten der Kaiserzeit. In den Thermen des Diokletian könnte, wie man gesagt hat, das Reichsgericht zu Leipzig etwa neunmal, das Admiralsgartenbad zu Berlin etwa dreißigmal Platz finden. Tausende waren dort täglich zwanglos miteinander vereinigt. Das Bad kostete nur anderthalb Pfennig. Man erbaute die Bäder mit Vorliebe in den ärmeren Stadtvierteln. Der Kaiser Titus pflegte mit unter allem Volk zu plantschen.

Das Ganze war mit Wandelhallen, Spielplätzen, Vortragssälen usw. ein Festsaal des Volkes, wie ihn die Welt nie wieder gesehen hat. Auch Frauen badeten mit. Der Dichter Ovid empfahl das Bad neben dem Theater und dem Stadtpark als Gelegenheit zum Stelldichein. Ähnliche große prächtige Bäder gab es in den Provinzstädten. In den Garnisonen der Regimenter fehlten weder Badeplatz noch Krankenhaus. Auch auf die heißen Heilquellen haben die Römer geachtet. Wiesbaden war schon vor etwa zweitausend Jahren ein eleganter Badeort. Das fashionableste Seebad der Antike war Bajae bei Neapel.

Reinlich waren die Römer, aber Seife haben sie nicht gekannt. Das Wort Seife stammt von den Germanen. Nach dem Bade wurde der Körper mit einem Striegel sauber gekratzt und geölt. Eine Statue stellt einen Jüngling dar, wie er sich abschabt. Aber Schwämme und scharfe Laugen waren bekannt sowie Badeschuhe und Häubchen für die Frauen.

Bart und Haar wurden gepflegt. Rasiermesser besitzen wir seit der Bronzezeit. Die Haarschere war den Alten bekannt. Babylon brachte den Vollbart auf. Auch die Griechen liebten ihn, bis Alexander von Makedonien die bartlose Mode schuf, die das Abendland für Jahrhunderte übernahm. Alle Römer gingen rasiert. Hatte jemand einen Kahlkopf, so störte es ihn im allgemeinen nicht, nur Cäsar war seine Glatze peinlich, und Kaiser Otho trug eine Perücke, die man von echtem Haar nicht unterscheiden konnte. Manche ließen sich täglich das Gesicht mit feuchtem Brot abreiben, damit kein Bart käme, oder sich mit Pinzetten, die auf uns gekommen sind, die Haare am Körper abzwicken. So entstand der schöne, saubere Mensch des klassischen Altertums. Er putzte auch seinen Mund und seine Zähne. Zahnpulver und Zahnstocher (aus wohlriechendem Mastixholz oder aus Silber) waren im Gebrauch. Wem die Zähne weh taten, der ging zum Zahnarzt. Alle Arten des modernen Zahnersatzes (Goldplomben, Kronen, Brücken) waren bekannt.

Herren und Damen gestalteten die verfeinerte Körperpflege zur Wissenschaft. Zum Schutz gegen Ansteckung rieben sie sich jeden Morgen mit wohlriechenden Salben ein. Ins Waschwasser der Damen kam Mandelkleie, Soda, Bohnenmehl. Bäder in Eselsmilch hielten die Haut zart. Die nackten Füße waren wohlgepflegt. Eine Dame der Gesellschaft pflegte jeden Tag in einem anderen Parfüm zu erscheinen. Unzählige Arten gab es, das Haar der Frau zu ordnen. Schön umrahmt die reiche Flechtenkrone mit dem griechischen Knoten manch anmutige Plastik. Dann wieder gibt es Häupter mit krausen flatternden Locken und hohe Haargebäude über den scharfen Zügen einer römischen

Matrone. Zähne, Lippen, Nägel und Haare wurden gefärbt. Die Damen Roms „gelbten" ihr Haar, seit es Mode war, den blonden Germaninnen ähnlich zu sehen. Technisch und kosmetisch war die Antike, ebenso wie die Gegenwart.

★

Der echte Athener, Alexandriner oder Römer war nach Neuigkeiten ebenso begierig wie der echte Berliner. In den schattigen Laubengängen und Läden, auf dem Markt oder im Theater gab es ständig allerhand zu sehen und zu hören, zu lästern und zu lachen, während die alten Brunnen mit den Löwenköpfen dazu plätscherten. Oft ging der Streit über einen der modischen Stars, der Preisboxer, Fechter oder Rennfahrer, die die wahren Abgötter der Nation waren. Oder man erzählte einen der boshaften Witze weiter, für die Cicero berühmt war. Wer das Geld besaß und lesen konnte, kaufte sich eine Zeitung und nahm sie mit in den Stadtpark. Kein Geringerer als Cäsar hat 59 v. Chr. das erste große Blatt der Welt, die Acta Diurna, die „Römische Tageszeitung" gegründet. Leider ist keine Nummer davon auf uns gekommen. Aber die Römer sprechen in ihren Briefen und Schriften oft von ihr. „Wie ich neulich in der Zeitung las, ist Konsul Gajus Marcius nach Asien gegangen." Einen Unterhaltungsteil mit Rätselecke kannte man noch nicht — obwohl Rätsel im Altertum beliebt waren — aber wohl einen politischen Teil, der über die Maßnahmen der Reichsregierung, soweit das Volk sie erfahren sollte, die Reisen der hohen Beamten, die großen öffentlichen Bauten berichtete, ferner „Neues aus aller Welt", d. h. allerhand Unglücksfälle, und endlich Familiennachrichten, wo die Bürger einander mitteilten, wenn ein Kind geboren oder eine Tochter verheiratet war und wo die Hinterbliebenen auch „in tiefstem Schmerz" das Hinscheiden eines Anverwandten anzeigten. „Diurna" nannte man dies Blatt abgekürzt, daraus ist unser „Journal" geworden. Auch die Zeitung, die wir heute lesen, ist ein „Erbe der Alten".

Konnten denn die Menschen damals lesen und schreiben? Viel mehr, als man glaubt. Denn wir sehen in Pompeji, wie tausend Hände dort die Wände beschrieben haben. So war es auch in Rom, so im ganzen Reich. Hausinhaber und Geschäftsleute schrieben ihren Namen an die Tür, d. h. sie pinselten ihn mit roter Farbe an die Wand oder ritzten ihn mit einem Nagel oder Griffel ein (graphein heißt „kerben", scribere „ritzen", ebenso to write): „Hier wohnt der Tuchwalker Anthus." Oder es wird an die Hauswand inseriert: „Laden mit Zimmern und herrschaftliche Speisesäle zu vermieten. Man wende sich an den und den" oder „Bronzegefäß abhanden gekommen. Dem Wiederbringer hohe Belohnung." Kam die Zeit der Wahlkämpfe, so gaben die Gewerke am Innungshaus oder am Haus eines ihrer Vorsteher ihren Kandidaten bekannt: „Den Helvius Sabinus wünschen die Knoblauchhändler als Polizeidirektor." Die Bäcker, Bauern, Winzer, Salbenhändler, Obstkrämer, Maultiertreiber, Sackträger, Barbiere, Fuhrleute, Schneider, Filzmacher, Färber u. a. schlugen alle die Männer ihres „zünftigen" Vertrauens vor. In den Kreisen dieser provinziellen Kleinbürger muß man also lesen und schreiben gekonnt haben. Mit-

unter dienen die Wände der Häuser im Innern als Notizkalender und Kontobuch: „Oliven eingelegt am 16. Oktober“ oder „am 6. Juli ein Hemd gekauft für 15 Sesterzen“ lesen wir da und ein andermal „am 24. Mai war der Kaiser da, es war ein Sonntag“. Irgendwo kritzelte ein Diener hin: „Dies ist mein Platz, Tiburtinus.“ Wer in einem Gasthaus übernachtete, verewigte sich an der Wand „Venustus Soldat vom ersten Bataillon Garde“. Verband jemand damit eine mehr oder weniger derbe Kritik des Wirtes (wie „es war kein Nachttopf zur Hand“), so konnte es vorkommen, daß der nächste Gast darunter kritzelte: „Sehr richtig.“ Wer einen Nachbarn nicht mochte, schmierte ihm an die Wand: „Oppius, du Possenreißer, du Spitzbube“ oder „Häng dich auf, Cornelius“, und schließlich schnitt der Verliebte es schon damals gern in alle Wände ein „Süßes Seelchen, ich liebe dich“.

Also viele Griechen und Römer konnten schreiben und lesen. Sogar die Sklaven. Neben einer gewissen körperlichen Schulung gehörte das seit frühester Zeit zur allgemeinen Bildung. Das Volk pflegte zu sagen: „Der und der ist so ungebildet, er kann weder schwimmen noch schreiben.“ Ursprünglich waren in Sparta und Athen die Turnstunden die wichtigsten. Da galt Ringen mehr als Rechtschreiben. Das Gymnasium (von gymnos „nackt“) war ein Turnplatz. Schule, griech. schole, heißt eigentlich „Muße“. Wenn die Jungens zwischen den Übungen sich ausruhten, lernten sie etwas „Grammatik“ (von gramma „der Buchstabe“) und nationale Mythen und Lieder, also Lesen, Schreiben und Religion, wie einst in unserer Volksschule auch. Die Griechen haben die Volksschule, d. h. die Schule für alle geschaffen. Über Rom hat die Schule der Griechen sich die Welt erobert.

Zeitweise sah es im alten Hellas so aus, als sollte nur der Leib ertüchtigt werden. Der Sport, einst eine Liebhaberei der Reichen und Vornehmen, die Zeit hatten, tagsüber Hockey zu spielen und sich fürs Rennen zu trainieren, wurde zur großen Mode der Demokratie. Das Starwesen kam auf. Theugenes, ein Boxer und Läufer, der über tausend Siege errungen hatte und über zwei Meter lang war, wurde zum Heiligen erhoben. Die geistigen Führer der Nation erhoben Einspruch. Weder Sophokles noch Plato, weder Cicero noch Seneca haben sich je für die Olympischen Spiele begeistert. „Das überließ man den Massen.“ Das schloß nicht aus, daß Kaiser Augustus sich beim Handball von den Geschäften der Regierung erholte.

Die Ausbildung des Menschen und des Bürgers wurde in geistige Bahnen gelenkt. Auf dem Gymnasium und der ihm seit Plato angeschlossenen Akademie oder Universität sollte der junge Mensch richtig denken und klar sprechen lernen. Nur so konnte der Athener oder Römer vor Gericht, in der Volksversammlung, vor dem Senat oder Heer Erfolge erzielen. Wer nicht zu überzeugen verstand, wurde verlacht. Dieser guten Schulung im durchdachten Aufbau danken alle Werke der Antike den Reiz, der in ihrer Klarheit und guten Form liegt. Die großen Männer der Antike, Generäle, Staatsmänner, Kaiser, Perikles, Alexander, Scipio, Sulla, Lucullus, Cicero, Cäsar u. a. m. waren gebildete Geister, oft Meister des Wortes und der Feder. Polybius, Arrian,

Plinius und Seneca waren Staatsmänner oder Offiziere u n d Schriftsteller. Diese Verbindung war jenen Zeiten fast selbstverständlich. Tiberius hat in griechischer und lateinischer Sprache gedichtet. Claudius war ein wirklicher Gelehrter. Er hat große Geschichtswerke verfaßt. Titus war Sänger, Poet, Improvisator, Redner, sehr gewandter Stenograph. Nero hat ernsthafte Mühe an die Ausfeilung seiner Gedichte gewendet. Domitian tat wenigstens so, als habe er literarischen Sinn. Hadrian war ein hochgebildeter Herr, und Marc Aurel hat ein berühmtes philosophisches Werk geschrieben.

Die h ö h e r e n S c h u l e n d e r A n t i k e waren vielfach, z. B. in Priene und Pergamon, mit Säulenhallen, Waschräumen usw. so reichhaltig und geschmackvoll ausgestattet wie kein deutsches Gymnasium der Vorkriegszeit. Jede kleine Stadt hatte ihr Bad, ihr Theater und ihr Gymnasium. An Kaisers Geburtstag und anderen nationalen Festtagen, z. B. der Salamisfeier, war frei. Da machte die Schule einen Ausflug. Es gab Ferien, Prämien und mitunter auch Prügel. Sehr geschickt faßten Schulbücher mit Merkversen und Musteraufsätzen, die den antiken Sinn für das Wesentliche und Geordnete verraten, das gesamte Wissen der Zeit für die Jungen und Mädchen — die oft gemeinsam unterrichtet wurden — zusammen. Als Kaiser Justinian 529 n. Chr. die U n i v e r s i t ä t A t h e n als eine Hochburg freien heidnischen Denkens schließen ließ, wurde in Italien das Kloster Monte Cassino gegründet. Die Väter des heiligen Benedikt haben die Überlieferung des antiken Denkens, Wissens und Lehrens im Schema der „Sieben Freien Künste" an das Abendland weitergegeben.

Wie aber können in jener Zeit Tageblätter und Bücher sich so weit verbreitet haben, der Stand der Bildung im allgemeinen nicht niedrig gewesen sein, wo es doch keinen Buchdruck gab? Sind nicht erst seit Gutenberg Bücher wahrhaft ins Volk gedrungen? Im Verhältnis zum Mittelalter vielleicht, wo beinahe nur die Geistlichen lesen und schreiben konnten. Aber der B i l d u n g s h u n g e r d e r G r i e c h e n war schon vor zweitausendfünfhundert Jahren so groß, daß der Athener sich Bücher mitnahm, um die Langeweile der Seereise zu verkürzen. Es gab Bauern hinter dem Pflug, die den Plato lasen. Ein Syrer, Kaufmann seines Zeichens wie alle Syrer, namens Zenon, kam um 312 v. Chr. in einen Buchladen zu Athen und hörte da aus einem philosophischen Werk vorlesen. Was er vernahm, erschütterte ihn tief. Er gab seinen Beruf auf und wurde Stifter einer neuen Schule, der Stoiker, die sich die Welt erobert hat. D a s B u c h w a r e i n e M a c h t. Es drang auch in Rom ein. Die Römer ließen sich bei Tisch vorlesen. In den Klöstern besteht diese Sitte noch heute. Im Lager sah man den Stabsoffizier mit einem griechischen Roman in der Hand. Es war in Rom zur Zeit Ciceros wie bei uns im 18. Jahrhundert. Alle Welt las und sprach über Bücher. Man schrieb an Freunde und Frauen gereimte Billetts voll Esprit und mischte als Gebildeter gern (griechische) Fremdwörter und Zitate in Schrift und Rede.

Dies allgemeine Verlangen nach Bildung und Büchern rief den gewerbsmäßigen B u c h h a n d e l und die Stiftung öffentlicher Bibliotheken hervor.

Nicht nur Pergamon, Alexandria und Rom, auch viele Provinzorte hatten eine Bibliothek. Verleger sorgten für Vervielfältigung und Vertrieb. Ciceros Werke erschienen bei Attikus, der auch viele Griechen in guten Texten herausbrachte. Andere Autoren verlegten bei Gebrüder Sosius. Plinius, Gouverneur und Freund des Kaisers, hört in Lyon zu seiner Freude, daß da Buchhändler seine Werke verbreiten.

Freilich, Maschinen hatte man nicht, aber man hatte Menschen. Ein Verleger setzte hundert schnell schreibende Sklaven in einen Saal und diktierte ihnen aus dem Originalmanuskript den Vergil oder Varro. Er konnte in etwa zwei Wochen eine Auflage von tausend Stück herstellen. Man glaubt nicht, wie schnell sich irgend etwas handschriftlich verbreiten läßt. Cicero zeigte sich darin als Meister der politischen Propaganda, daß er zu seiner Rechtfertigung die Zeugenaussagen im Hochverratsprozeß gegen Catilina von zahlreichen Schreibern abschreiben und verschicken ließ. Binnen kurzer Zeit gab es kaum einen Ort im Reich, wohin die Abschriften nicht gelangt waren. Die Verleger und Buchhändler verdienten gut, aber der Dichter oder Denker hatte, wenn er nicht einen reichen „Maecenas" fand, wie Horaz, nichts von seiner Arbeit, so daß Martial klagte: „Selbst der Feldwebel an der kalten Gotenfront hält mein Buch in seinen halberfrorenen Händen, und in England liest man mich, nur mein Geldbeutel spürt nichts davon."

Die Alten schrieben auf Papier, das aus der ägyptischen Papyrusstaude gewonnen und in Rollen aufbewahrt wurde. Daher wird der Soldat noch heute in eine „Stammrolle" eingetragen. Später schrieben sie auf Tierfellen. Ein Text durfte nicht zu lang sein. Sonst ging er auf keine „Kuhhaut". Diese Beschreibstoffe wurden in bestimmten Güten und Größen fabrikmäßig hergestellt. Das Papier aus Fellen kam aus Pergamon und wurde daher Pergament genannt. Man schrieb mit Tinte und Feder wie wir, erst mit einer Feder aus Rohr, dem calamus, dann mit der Gänsefeder, der penna, einem Erbstück der Antike. Auch die Metallfeder begegnet uns in römischer Zeit, um dann erst seit 1840 ihren Siegeszug zu beginnen. Für Briefe, Notizen und Schularbeiten hatte man Wachstafeln, die man mit Hilfe eines Griffels oder stilus aus Metall beschrieb. Um gut zu schreiben, bedurfte es einen guten „Stiles". Am Schluß machte der Schreibende einen Stich in das Wachs, ein Punktum vom latein. pungere „stechen". Wenn der Schuster eine Rechnung brachte, war sie säuberlich auf einer Topfscherbe verzeichnet. Das Papier war nicht billig, daher gingen die Alten sparsam damit um, wenn sie auch minderwertige Sorten zum Einwickeln in Kaufläden verwendeten. Aber bis zu einer Papierrolle auf dem W. C. haben es selbst die „üppigen" Römer nicht gebracht.

PAUL ORTWIN RAVE

Friedrich Gilly

Johann Gottfried Schadow: Friedrich Gilly 1771—1800

Am 3. August 1800 starb Friedrich Gilly in Karlsbad. Sein wieder instand gesetzter Grabstein auf dem dortigen Andreasfriedhof wurde mit einer würdigen, vom Bunde der Deutschen in diesem Frühjahr veranstalteten Feier eingeweiht. Bei dieser Gelegenheit konnten auch zum erstenmal die Archivalien eingesehen und die näheren Umstände seines Todes erhellt werden, über die bisher Ungewißheit herrschte. In dem umfassend angelegten, 1935 erschienenen Buch von Alste Oncken über Friedrich Gilly, in dem Umkreis und Lebenswerk des großen preußischen Architekten erschöpfend behandelt wird, heißt es: das Lungenleiden, das (nach Schleiermachers Bericht) sich erst nach seiner Verheiratung gezeigt hätte, habe ihn gezwungen, im Juni des Jahres 1800 alle Arbeit aufzugeben, um Heilung in einem Aufenthalt zu Karlsbad zu suchen; am 22. Juni sei der letzte Bau-Rapport von ihm unterzeichnet worden. Mehr wußte man nicht. Das Karlsbader Meldungsprotokoll (jetzt im Stadtarchiv) verzeichnet, daß der Reisende „mit k. preuß. Paß dato Berlin d. 13. Juli 1800", und zwar am „27. Juli, zur Kur, mit Post angelangt", „mit Frau und Mutter nebst Gottlieb Schulze, Bedienter"; „Einkehrhaus: Nr. 209 St. Florian, und gedenkt sich hier aufzuhalten durch vier Wochen". Die Häuser in Karlsbad tragen bekanntlich alle Eigennamen. Haus St. Florian, dessen Besitzer seit 1797 der Zinngießer Josef Heilingötter war, steht nicht mehr, an seiner Stelle der „Nürnberger Hof". Im Pfarrarchiv findet sich dann noch folgende Eintragung (unter Nr. 209 des Jahrbandes 1800): „August, den 5. ist bey St. Andreä begraben worden Herr Friedrich Davit Gilly, Königl. Preyßischer Professor Architektur, bey der BauAkademie, Prodestant. Starb an der Verstopfung, alt 28 Jahr. In Gegenwart Herr Pater Stöhr."

Von seinem Leben zeugt kein hochragendes Bauwerk, kein Veitsdom wie der Parlers in Prag, kein Zwinger wie der Pöppelmanns in Dresden, kein Schloß- oder Klosterbau, wie sie so zahlreich in den Landen zwischen Elbe und Donau im Zeitalter des deutschen Barock aufblühten, auch kein Kunsttempel, wie sie Schinkel in Berlin oder Klenze in München und in der Walhalla bei Regensburg schufen, nicht einmal eine bescheidene Dorfkirche, kein Wohnhaus, kein Denkmal größeren Stiles — wenn man von dem heute noch erhaltenen und allerdings architektonisch höchst eindrucksvollen Grabhaus des Grafen Hoym zu Dyhernfurth bei Breslau absieht. Und doch genoß Friedrich Gilly zu seinen Lebzeiten einen Ruhm, der über die Anerkennung in einem beschränkten Künstlerkreis hinausging. Viele Zeugnisse lassen uns die Verehrung ahnen, von der ein Abglanz und Schimmer auch aus den Zeilen seines Grabsteines entgegenleuchtet: „Ein Liebling des Himmels und der Menschen, ein Künstler der edelsten Art... begabt mit der Fülle des Genies."

Die Gillys gehören zu den Hugenottenfamilien, die zur Zeit des Großen Kurfürsten zahlreich nach Preußen eingewandert sind. David Gilly hieß der Vater, und dessen beide Eltern entstammten südfranzösischen Refugiés, die infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes 1689 in der Mark Brandenburg eine neue Heimat gefunden hatten. Es ist ja nicht das schlechteste Blut gewesen, was da in die deutsch-slawisch gemischte und durch die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges verminderte und armselige Bewohnerschaft der Mark einströmte. Ganze Kerle waren diese glaubensstolzen Leute, tüchtige Handwerker, und vielfach wurden die zu Preußen gewordenen Männer treuste Staatsbürger und als Diener ihres Königs eifrige Beamte. Auch David Gilly ist ein treuer Diener seines, des großen Königs gewesen. Unter Friedrich dem Großen stieg er vom Landbaumeister zum Baudirektor einer preußischen Provinz auf, und vom pommerschen Baudirektor wurde er schließlich 1788 Mitglied der obersten königlichen Baubehörde in Berlin. Damit hatte er das umfassende Arbeitsbereich der Lenkung aller Bauangelegenheiten des Preußischen Staates vor sich, daneben war ihm manche private Bautätigkeit vergönnt. So hat der Vater Gilly eine nicht unbeträchtliche Zahl tüchtiger Leistungen hinterlassen, deren saubere Haltung den soliden Bauwillen der Zeit spiegelt.

Der Sohn, zum Ruhme des Alten Fritz auf den Namen Friedrich getauft, war bei der Übersiedlung nach Berlin gerade 16 Jahre alt geworden. Er war bereits während der Schaffenszeit des Vaters in Stettin von ihm in mannigfacher, auf die Erlernung des Baufaches zielenden Weise unterrichtet worden, war in praktischer Arbeit geschult, und, mitgenommen auf Dienstreisen, zum Sehen und Erkennen angehalten worden. Nun in Berlin konnte die Ausbildung durch Lehrgänge auf der Akademie nach der theoretischen wie praktischen Seite ergänzt und somit die glänzende Entfaltung seiner Fähigkeiten eingeleitet werden. Auch der Umgang mit einigen der bedeutendsten Architekten der Zeit, die von dem Nachfolger Friedrichs des Großen, von dem eleganten und geschmackvollen Friedrich Wilhelm II. in die Residenzstädte Berlin und Potsdam berufen worden waren, mag der Aufnahmefähigkeit des lernbegierigen Jünglings zugute gekom-

men sein, wie mit Langhans, dem Erbauer des Brandenburger Tores, und dem Freiherrn von Erdmannsdorff, der königliche Wohngemächer mit einer erlesenen Feinheit des antikischen Zierats ausstattete, wie sie bis dahin in Preußen noch ganz unbekannt gewesen war. Aber in dem jungen Friedrich Gilly brannte ein Feuer besonderer Art, in einer Begeisterung, wie wir sie uns heute kaum mehr vorzustellen vermögen, für Hellas. Griechenland war ihm, genau wie für den schwäbischen Zeit- und Altersgenossen Hölderlin, das erhabenste Denkbild des Menschentums. Hier fand er die Erfüllung dessen, was ihm vorschwebte: die Ausbildung eines höchsten, von allem Zufälligen befreiten Kunststiles als Ausdruck eines schönen und reichen Lebens. Er vertiefte sein Wissen durch gründliches Quellenstudium und verglich seine Kenntnisse mit der Anschauung, soweit ihm die damaligen Kupferstichwerke diese bieten konnten. So wurden ihm die Begriffe und Empfindungen des eigentlich klassischen Zeitalters eigen, das der Altmärker Winckelmann mit seinen Schriften begründet hatte, die Gilly nachweislich in verschiedenen Ausgaben in seiner Bibliothek besaß. Wie in der Hellasliebe Hölderlins das Kultbild von der Unschuld des klassischen Südens beschworen wird, so suchte Gilly nach dem verlorenen goldenen Zeitalter, nach der in sich selber seligen hellenischen Vollkommenheit. Ein solches Feuer im jugendlichen Herzen, muß er seinen Zeitgenossen als ganz wunderbarer Mensch erschienen sein, so wie es die Grabschrift kündet, die den urgriechischen Gedanken hervorhebt, den geheimen Quell des griechischen Wunders: nämlich, daß sich in ihm die Kunst mit dem Leben aufs innigste verband. Oder wie sein Freund, der zarte Romantiker Wackenroder, an Tieck brieflich berichtet, er habe die Bekanntschaft mit dem jungen Architekten Gilly gemacht, die nicht erfreulicher sein könne: „Das ist ein Künstler!" ruft er aus. „So ein verzehrender Enthusiasmus für alte griechische Simplizität! Ein göttlicher Mensch!" Und der alte trockene Schadow erinnert sich als Akademiedirektor des Phänomens und geht, ein seltener Fall, aus seiner reservierten Skepsis heraus, indem er schrieb: „Der junge Gilly galt für das größte Genie im Baufach."

Die Forschung, die sich mit Gilly besonders in den letzten Jahren wieder eingehend befaßt hat, kennt weit über ein halbes Tausend Zeichnungen seiner Hand, dazu viel Blätter von anderer Hand nach Originalen Gillys, einige eigenhändige graphische Arbeiten und nicht wenige Stiche von fremder Hand nach Entwürfen Gillys. In der Hauptsache finden wir da architektonische Entwürfe: Landhäuser und Stadthäuser, Badehäuser, Meiereien und Gartenhäuser, Theater und Bibliotheken, Grabanlagen und Friedhöfe, Torbauten und Brücken, ein Börsenhaus, ein Hochofen, dazu allerdings auch der Entwurf zu einem gewaltigen Denkmal Friedrichs des Großen, der einzige, der auf den ersten Blick zunächst ziemlich phantastisch erscheint.

Es handelt sich bei Gilly um die einfachsten Urformen baulichen Denkens, die basieren auf Grade und Rund, Viereck und Kreis; es handelt sich also um Block, Kugel und Zylinder, Formen, aus denen heraus Gilly alles entwickelt.

Gillys Skizzenblätter sind voll von Gestaltungsversuchen, mit den wenigsten Mitteln ein Höchstes an Gehalt zu erreichen. Innenraum wie die äußere Schale

sollen den Grundgedanken des baulichen Wollens groß und einfach aussprechen. Klar und unverwischt sollen die Beziehungen aller Teile zueinander zum Ausdruck kommen, und dem schmückenden Zierat wird nur so viel zugestanden, als es dazu dient, die Klarheit des Räumlichen, die Festigkeit des Tektonischen zu erhöhen. „Jeder Einzelteil des Körpergefüges und jede Einzelform hat eine ungemeine Eigenkraft und Selbstwucht. Quadersockel gegen Glattwand, Nische und Öffnung gegen Mauerstirn, waagrechtes Gesims gegen Flächenanstieg, alle diese Gegenspiele haben kraft der Reinheit ihrer Einzelwerte höchste Ausdrucksklarheit" (Wilhelm Niemeyer). Immer wieder gewahrt man an neuen Lösungen ähnlicher oder gleicher Aufgaben, wie das lebhafteste Gefühl für Gesetzmäßigkeit sein architektonisches Denken leitet. Auf einer großen Zahl von Einzelskizzen kann man auch verfolgen, mit welch eindeutiger Denkrichtigkeit Gilly zur endgültigen Gestaltung des Ehrenmals für Friedrich den Großen gelangt ist. Noch zu des Königs Lebzeiten waren bereits Wünsche nach einer Denkmalsehrung laut geworden, der Herrscher aber hatte nichts dergleichen erlauben wollen. Als nun gleich nach seinem Tode mannigfache Bestrebungen in dieser Hinsicht einsetzten, wetteiferten, unter Führung der Akademie, die Künstler, und nicht nur die preußischen, in mehr oder minder gelungenen Entwürfen. So wuchs auch der junge Gilly wie selbstverständlich mit der Kenntnis um diese Bestrebungen auf. In immer neuen Abwandlungen umkreist er die bedeutende Aufgabe. Ein Hauptgedanke beherrscht das Ganze: den Platz gegen das Gewühl in der Stadt wie gegen das Draußen vor der Stadt abzuschließen und auf der düsteren Schwere des Grabgewölbes das Heroon licht und strahlend emporzuheben, somit ein wahres Heiligtum zum Gedächtnis des großen Königs in seinem Volke zu schaffen.

Nicht die räumliche Größe des Erdachten hat verhindert, daß das Denkmal damals nicht zur Ausführung kam. Auch weniger umfangreiche Entwürfe anderer Künstler wurden nicht verwirklicht. Die Ungunst der Zeit, die Kriege mit Frankreich und preußische Sparsamkeit haben alle großgedachten Pläne unberücksichtigt

Entwurf zum Denkmal Friedrichs des Großen

gelassen, bis erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch das erzene Reiterbild des Königs Unter den Linden, von der Meisterhand Christian Rauchs, der Wunsch einer ganzen Nation seine Erfüllung fand. Gilly scheint selbst nicht einmal ernstlich die Verwirklichung seines Planes erstrebt zu haben. Aber dieser Denkmalsentwurf, wie er als Ausdruck der Verehrung für den großen König den Ruhm Gillys heute neu begründet, hat auch damals seinen Namen allgemein bekannt werden lassen.

Der neue regierende König bewilligte ihm großzügig die Mittel zu einer ausgedehnten Bildungsreise, die ihn in den Jahren 1797 und 1798 durch halb Europa führte, zunächst nach Frankreich und England, dann nach Süddeutschland und Österreich. Diesen seinen Wanderungen und Aufenthalten in den Städten verdanken wir Hunderte von Reiseskizzen. Auch sie verraten hervorragende Begabung des Künstlers, der so anhaltend und frisch im Beobachten war, so allseitig im Aufnehmen, genau bei den handwerklichen Einzelheiten, zielbewußt beim Sammeln dessen, was er für wichtig erachtete, ob es nun technische Besonderheiten sind, die er zeichnet, wie Ofenrohre und Sprengwagen, das Leben auf der Straße, seine Reisegenossen, merkwürdige Trachten, schöne Tiere, Ausblicke in Landschaften, auf Burgen und Ortschaften, oder ob er bedeutende Bauten skizziert, etwa Barockpaläste in Wien und Prag. Der eigentliche Zweck der Reise war, Vorarbeiten zu sammeln für ein großes Schauspielhaus, das in jenen Jahren in Berlin errichtet werden sollte, nach Gillys Tode tatsächlich dort von Langhans auch erbaut worden ist.

Das Ergebnis der Reise war außerordentlich, nämlich ein zur letzten Reife und Klärung geführter Theaterplan. Auch hier sind, wie bei den Entwürfen für das Friedrichsdenkmal, mehrere Fassungen zu unterscheiden, an denen sich das Werden und Finden der endgültigen Gestaltung verfolgen ließe. Ganz aus

dem Zweckgedanken heraus hat Gilly das Innere geschaffen: nämlich die architektonisch betonte Verbindung von Bühne mit Zuschauerraum unter Wahrung gleichmäßigen Schauvermögens für alle Besucher, und aus diesem genial ersonnenen Innenraum hat er das Äußere als gestaffelten Massenbau durchgeführt, in einer wie selbstverständlich wirkenden Schlichtheit und einfachen Größe, der dennoch in nichts klobig, sondern eher völlig edel wirkt, der wahrhaft lebendig ist und klingt, da sein vom Inneren her wirkender Sinn bis auf die Außenhaut des Baukörpers zu spüren ist, feingliedrig wie ein griechischer Marmor.

Der Theaterplan blieb unausgeführt, und das mag wohl uns schmerzlich bedünken, erschien aber dem Schöpfer des Entwurfes keineswegs tragisch. Auch hier hatte er, in einer Art Selbstschulung, beabsichtigt, das gültige Musterbeispiel aufzustellen, die beste Lösung rein in der Idee zu finden.

Wir haben seine beiden bedeutendsten Schöpfungen besprochen, das Friedrichdenkmal und den Theaterplan, und an ihnen die klare Eindeutigkeit seiner Formgebung kennengelernt. Man müßte, um das volle Gewicht dessen, was er war, zu ermessen, Blatt für Blatt vornehmen, und man könnte dann, im Vergleich mit den Schöpfungen seiner Zeitgenossen, seien es Entwurfszeichnungen oder ausgeführte Bauten, mit leichter Mühe zeigen, wie sein Genius alles übrige überragt, und zwar kraft seines untrüglichen Gefühls für die wie selbstverständlich wirkende Richtigkeit der Verhältnisse und Abmessungen, für die Verteilung der schweren und leichten Formen, für das rechte Maß, eben für das, was wir im höchsten Sinne Stil nennen. Darin übertraf er alle, die vor ihm und gleichzeitig mit ihm waren. Diese übernahmen antikes Formgut vielfach in äußerlicher Weise, ungeregelt oder auf dem Umwege über die Franzosen, anstatt es mit eigenem Geiste zu durchdringen und von innen her zu verlebendigen; sie erreichten daher wohl meist eine elegante gefällige Pracht (wie Langhans mit dem Brandenburger Tor), aber nicht die Grundsätzlichkeit stilistischer Haltung, wie sie Gilly eignete. Andere (wie Weinbrenner in Karlsruhe) pflegten zwar den geschlossenen Massenbau anzuwenden, kamen aber dabei nur schwer von einer gewissen ungefügen Klobigkeit los. Und auch in der Zeit nach ihm konnte die Höhe, die Gilly einmal erreicht hatte, auf die Dauer nicht gehalten werden. Vielmehr setzte allgemein eine Vorliebe dafür ein, die Bauten, auch die von bedeutendem Umfang, wieder kleinteiliger im Einzelnen zu halten, reicher zu gliedern, statt großer Form viel Zierat zu geben. Das war der gesetzmäßige Weg, den auch Gillys größter Schüler Karl Friedrich Schinkel ging.

Schinkel, rund zehn Jahre jünger als Gilly, hat ihn um mehr als ein Menschenalter überlebt, konnte so der wahre Fortsetzer und Vollender von Gillys Stil werden und vieles von dem Gedankengut des Lehrers in die Tat umsetzen. Schinkel selber hat es wiederholt schriftlich bezeugt, was er der Schulung durch Gilly verdankt. Bekannt ist ja die Wirkung, die der 1797 in der Akademie ausgestellte Entwurf Gillys für das Denkmal Friedrichs des Großen auf Schinkel ausübte: der damals 16jährige wurde durch den Anblick so getroffen, daß er von Stund an beschloß, Baumeister zu werden. Im Hause Gillys aufgenommen, konnte der Jüngling teilnehmen an der Entstehung des großen

Entwurf zum Berliner Schauspielhaus

Photos: Schinkel-Archiv der Nationalgalerie

Prachtwerks über die Marienburg, das in jener Jahrhundertwende zum ersten Male die Blicke eines erstaunten Europa auf das riesige Ordensschloß lenkte. Ehrfurcht und Liebe zu deutscher Art und Kunst blühte also hier in einem Kreise auf, in welchem rationale Sachlichkeit und wiedererstandenes Hellas Anfang und Ende von allem Denken war; und die Keime romantischen Fühlens hat Gilly, dem Berliner Frühromantikerkreise eng befreundet, noch selber in das Herz Schinkels einsenken können, bei dem die Romantik eine bestimmende Seite seines gesamten künstlerischen Schaffens werden sollte. Das leidenschaftliche Temperament des Älteren muß mit ungestümer Kraft auf das noch knabenhafte Gemüt Schinkels gewirkt haben. Noch in späterem Alter hat er von dem Grad seiner Bewunderung und Hingabe erzählt: er habe Gilly verehrt wie ein höheres Wesen, nur mit Zittern habe er sich ihm zu nahen vermocht. Er weiß es im Alter, wie nur menschliche Erschütterung, ein Aufrütteln des ganzen Menschen die Seele zur Kunst erweckt, er weiß, daß Kunst mit dem Leben sich innig verschlingt. Das ist wahrhaft romantisch gedacht, und romantisch ist der Glaube an den ewigen Kreislauf des Lebens, an die Unsterblichkeit des Genius. Und wenn wir in Schinkel die nächste und unmittelbarste Wirkung eines hellen und strahlenden Lebens über das Grab hinaus verehren, so wissen wir uns einig mit ihm in dem einen Gefühl, in das die inhaltvolle Inschrift des Grabsteins ausklingt: in dem Glauben an die ewige Weiterwirkung des menschlichen Genius. Jene damals wie wir heute wissen, weshalb ihm „dies Denkmal ewiger Schmerzen und ewiger Liebe geweiht wurde".

THEODOR HEUSS

Reinhard

War er nur ein Statist, den die Geschichte in eine Dauerstellung nahm, weil er gut aussah, allerhand Sprachen verstand und über mancherlei menschliche und sachliche Verdrossenheit hinweg sich immer zur Verfügung hielt, fleißig, gebildet, loyal? Sein Name gespenstert durch fast ein halbes Jahrhundert europäischer Politik, im französischen Sektor, doch hin und wieder deutlich aus ihm heraustretend: da erscheint er als ein Gast und kein unwesentlicher der deutschen Geistesgeschichte. Die Darstellungen der Zeit, von der Revolution über Napoleon zu den Bourbonen und dem Orleans, können nicht über ihn wegsehen: er steht immer irgendwo auf der Bühne, groß gewachsen, fast steif. „Il se tient si droit qu'il depasse la perpendiculaire", sagt Talleyrand von ihm. Das Schicksal will es, daß er einmal aus der Komparserie heraustritt, in die Mitte der Handelnden oder doch zum Handeln Berufenen: im September 1799 wird er Minister des Auswärtigen der französischen Republik. Das Schicksal? Nun ja, es heißt Talleyrand und Siéyès – der etwas plötzlich zum Minister Gewordene wird nicht durch Tatwillen und Ehrgeiz an diese Stelle getragen. Aus den Briefen, die seine Gattin, Enkelin des Hamburger Lessing-Reimarus, der Mutter schreibt, sieht man, daß dieser Minister – er ist damals 38 Jahre alt – seine Berufung als Ausweg personeller Verlegenheiten begreift. Die Anekdote dauert dann auch nur ein knappes Vierteljahr. Aber daß es sie überhaupt gibt, mußte immer die Phantasie entzünden; es sind wenig mehr als zwölf Jahre, freilich was für Jahre, da predigte dieser Mann als evangelischer Pfarrvikar in der kleinen Amtsstadt Balingen vor schwäbischen Ackerbürgern. In diesem Paradox, das einen jungen württembergischen Theologen zum französischen Diplomaten machte und das die Franzosen einen zwar sehr gebildeten, aber etwas unbeholfenen Stiftler in ihrem Außendienst verwenden und ertragen ließ, liegt eine ungewöhnliche Anziehung. Welcher Art war dieser Mann? Ein hingerissener Enthusiast, ein fanatischer Doktrinär, ein ehrgeiziger und bedenkenloser Abenteurer? Es gehört immer zum Verlauf von Revolutionen – wenn man will zu ihrer immanenten Technik – Herkünfte zu mengen, das Ungewohnte, das Widersprechende zu legitimisieren; es gehörte immer zu einer bizarren Verschwendungssucht Württembergs, seine Talente, die romantischen wie die exakten, in die Fremde zu entlassen, damit sich in der Begegnung von festem Erbe und wechselvoller Umwelt ein Schicksal forme – der Fall Reinhard ist der eigentümlichste. Nicht nur wegen der Spannweite des äußeren Lebens. Daß ein Stiftler in die Diplomatie geriet, sagt noch nicht viel – aus einem Stiftler kann alles werden. Noch weniger bedeutet der Abschied von der Theologie – der junge Reinhard war wohl mit Zeugnissen durch die Studien gegangen, die ihm einen glänzenden Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie sicherten, aber man hatte Rousseau gelesen, seine Gedichtsammlung, eine Tibull-Übersetzung in der Schweiz veröffentlicht, der Tübinger Kreis hatte

Freundschaften zu den jungen Leuten von der Karlsschule gefunden, Reinhard sucht den um zwei Jahre älteren Schiller auf — sein Leben, ja sein Ehrgeiz scheint in einer verwandten Richtung angelegt. Es fehlen auch nicht die Talente — gewiß läßt der französische Staatsmann keine Gedichte mehr drucken, aber der Privatmann, der Liebhaber schöner Dinge, begleitet bis ins Alter die Ereignisse des familiären, des freundschaftlichen Lebens mit lyrischen Kommentaren, Reflexionen, sicher in der antiken Metrik. Aber der Pfarrvikar, den sein Herzog zu einem Auslandsaufenthalt als Hauslehrer beurlaubt hatte, erlebte in Bordeaux den Ausbruch der großen Revolution, geriet in den Zirkel der provinzialen Radikalen, einige von ihnen werden bald als Führer der „Gironde" im Nationalkonvent eine Rolle spielen — der junge Schwabe läßt sich von der Aufbruchstimmung einer neuen Zeit tragen, die Geschehnisse in Frankreich erscheinen ihm als Wegbereiter zu einer neuen Völker- und Gesellschaftsordnung. Das ist alles nicht ungewöhnlich. Er gehörte nicht zu jenen Deutschen, die der französische Umsturz anzog, so daß sie die Heimat verließen, er erlebt seit 1787 seine Vorspiele, sein großes Pathos, seine erste Gefährdung — diese ist es, die ihn veranlaßt, französischer Staatsbürger zu werden: er will die Idee verteidigen, zu der er sich bekannt hat, und da diese Idee ihre Heimat in Frankreich genommen hat, will er Frankreich verteidigen. Dieser Entschluß des Einunddreißigjährigen vollzieht sich, wenn man die Dokumente richtig versteht, ohne Bruch. Was bedeutete ihm viel dies Herzogtum Württemberg, in dem er, Schillers Zeitgenosse, den Tyrannenhaß als Gesinnungsstil seiner Generation gelernt hatte! Man würde drüben in der Heimat ja auch noch von den Früchten genießen, wenn erst hier der Musterbetrieb der sozialen und politischen Zukunft hergestellt und gesichert wäre. Die Berichte, die er erst aus Bordeaux, später aus Paris in die Heimat schickt, haben den naiven Eifer des Propagandisten, des Belehrenden, des Rechtfertigenden. Muß man ihn zu Hause nicht beneiden, daß er dem Weltgeschehen so nahe ist? „Ich sah in der französischen Revolution", schrieb er im November 1791 an Schiller nach Jena, „nicht die Angelegenheit einer Nation, mit der ich vielleicht niemals ganz sympathisieren werde, sondern einen Riesenschritt in den Fortgängen des menschlichen Geistes überhaupt und eine glückliche Aussicht auf die Veredelung des ganzen Schicksals der Menschheit." Es scheint ihm der Genosse der Jugendjahre, als Historiker, „durch allzu großes Streben nach Unparteilichkeit zuweilen parteiisch geworden zu sein"; er will ihn in eindringlichen Darlegungen halten: „Mich dünkt, in einem Zeitpunkt, wo der große Prozeß zwischen den Herrschern und Beherrschten so laut zur Sprache gekommen ist, sollte von einem Manne, dessen Stimme so überwiegend ist wie die Ihrige, den Menschenrechten auch nicht ein Haarbreit vergeben werden, selbst nicht aus Furcht, ihren Mißbrauch zu begünstigen."

Der das schrieb — das Echo des Briefes ist nicht bekannt — fühlte sich noch frei von der Problematik, die seine Zukunft überschatten sollte. Daß die französische Revolution in wenigen Jahren ihre „menschheitlichen" Vorzeichen abwerfen, daß aus ihr der nationalpolitische Gedanke als neue, ein Jahrhundert und mehr bestimmende Geschichtsmächtigkeit heraustreten würde, konnte dem Dreißigjährigen

so wenig vor Augen stehen wie irgendeinem seiner Zeitgenossen. Wenige Monate nach dem Brief an Schiller nimmt Reinhard die Bestallung im französischen Staatsdienst entgegen; seine Freunde, die Girondisten, haben dem König ein Ministerium abgezwungen. Das Amt ist nicht erheblich, der junge Schwabe begleitet als erster Sekretär den neu ernannten Gesandten nach London. Die Tübinger hohe Schule hatte ihn nicht gerade zur Diplomatie vorbereitet, aber er besaß Sachkenntnisse, die seinem Kreis imponierten. Als Talleyrand dem eben verstorbenen Mitarbeiter 1838 die akademische Gedächtnisrede hielt, erinnerte er an den Vorrat von Wissen, den dieser Fremde in die Geschäfte mitbrachte: „Er kannte wohl fünf bis sechs Sprachen, deren Literaturen ihm vertraut waren. Er hätte sich als Dichter und Historiker, als Geograph berühmt machen können."

Daß er, war schon der Schritt getan, gerade ins Auswärtige Ministerium führte, mochte sich bald genug für Reinhard als eine Art von Lebenssicherung erweisen. Das Jahr in London, dem ein Jahr in Neapel folgte, brachte keinen Erfolg; beide Missionen, die eine Neutralitätspolitik der Staaten erreichen sollten, scheiterten, weil die Entwicklung in Paris die Vertrauenswürdigkeit des Regiments erschütterte. Aber eben diese Entwicklung, die den Terror einleitete, vernichtete auch die Männer, die ihn gerufen hatten. Daß er während der Katastrophe der Gironde im Ausland weilte, ließ ihn zunächst fast unbemerkt bleiben. Wohl amtete er von Ende 1793 in der Hauptstadt selber, man hatte ihn zum Bureauvorstand im Außenministerium ernannt, und diese mehr technische Funktion machte ihn politisch mehr oder weniger unsichtbar. Von Diplomatie im überkommenen Sinn konnte damals überhaupt nicht recht die Rede sein. Was Reinhard, der durch Robespierres Herrschaft vorübergehend gefährdet war, in dieser Zeit leistete, war eigentümlich genug: er hielt den Mechanismus der inneren Amtsapparatur in Gang, einigermaßen in Ordnung. Das ist d i e Leistung, die von den Franzosen in der Gesamtbewertung des Mannes wohl am deutlichsten gesehen und anerkannt wird. Und hier wieder das Paradox: das Schicksal mochte wohl gedacht haben, ein romanhaftes Abenteurertum einzuleiten, indem es diesen jungen Schwaben sehr nahe à la suite der wüsten und blutigen Händel eines bösen Machtkampfes stellte, aber es hatte sich vergriffen und einen sehr sorgsamen, sehr gebildeten, sehr sauberen, leicht pedantischen Beamten in die Hand bekommen. Die sonderbarste Bewährung: das „Geschenk Tübingens an Frankreich" hat ihn später der Nachruf in der Pairskammer genannt, der gebildete Lobredner dachte wohl an den geistigen Rang der hohen Schule, aus der für jene Generation Schelling und Hegel europäische Namen geworden waren; wir legen in das Wort noch jene geschulte Korrektheit, in der etwas von nüchternem Puritanertum steckt.

Man darf, auf den amtlichen Einsatz des Mannes blickend, nicht vergessen, daß das 17. und 18. Jahrhundert viel größere Beispiele kannte der politischen oder militärischen Dienstnahme im fremden Staats- und Volksbereich; erst das 19. Jahrhundert bringt mit seinem Anspruch der nationalpolitischen Bindung das Gefühl für das Ungemäße, ja Unmögliche. Reinhards symbolhafte Bedeutung wird es, hier im Schnittpunkt einer Entwicklung zu stehen. Seine Rolle tritt

in eine tiefe Fragwürdigkeit erst von dem Augenblick, da er in der französischen Diplomatie als Spezialist für die deutschen Dinge zu wirken beginnt, und daß er diese seine Rolle durchhält in einer Periode, die gerade diese Scheidung im Grundgefühl erlebt, um sie dann programmatisch ins Bewußtsein zu heben.

Die diplomatischen Außenposten, die er von 1795—1832 versieht — solange dauert der aktive Dienst, die Unterbrechungen durch Urlaub oder Nichtverwendung sind nur ganz gering — heißen Hamburg, Florenz, Bern, Hamburg, Jassy, Kassel, Frankfurt, Dresden. Davon fallen aber auf die außerdeutschen Stationen nur drei, freilich sehr bewegte Jahre: in Florenz ist er 1799 als Kommissar sozusagen Regent des Landes, bis er fliehen muß; in der Moldau wird er von den Russen gefangen und verschleppt. Die Tätigkeit in Deutschland ist ohne Abenteuer. Aber er erscheint nun in der Begleitung derer, die das alte Reich liquidieren, als Ratgeber oder Werkzeug. Kein Wunder, daß er in dem Kreise von Arndt als Apostat gelten mußte. Aber, was noch erstaunlicher ist, wenn man auf die Spanne der Jahre blickt: dieser Enthusiast der Menschenrechte von 1791, der Schiller beschwört, dient dem Direktorium, dem Konsul, dem Kaiser, geht für die Bourbonen nach Frankfurt zum Bundestag und läßt sich, nach der Julirevolution, von dem Orléans nach Dresden schicken. Ehrgeizig, machthungrig, charakterlos? Ein Kleber am Amt, an der Pfründe? Die persönlichen Zeugnisse verhindern ein solches Global-Urteil: nicht nur daß er ein völlig integres Leben führte, die achtungsvolle Freundschaft, die ihn mit politisch und geistig führenden Deutschen jener Jahre verband, lassen den Fall so kompliziert erscheinen. Er empfand selber den Kontrast seiner Existenz, wenn er ihn auch zumeist mit Schweigen verdeckte — gelegentlich mochte er sich, in den Verhandlungen mit Hamburg, in seiner Mitwirkung beim Schicksal der nordwestdeutschen Universitäten, die Sache so zurechtlegen, daß er mit Kenntnis, Geduld, Rat, Einwirkung nach beiden Seiten „Schlimmeres verhüte". Doch war es nicht so, daß nur die deutschen Patrioten, wenn sie dem Mann oder seinen Wirkungen begegneten, das Ungemäße dieser Partnerschaft empfanden. Auch für die Franzosen konnte er keine eindeutige Figur sein. Zwar war es für sie bequem, einen Mann zur Verfügung zu haben, dessen Sachkunde unbestritten war, der neben, vielmehr unter Talleyrand allmählich etwas wie eine Tradition der französischen Diplomatie darstellte. Aber es fehlte in kritischen Augenblicken nicht die mißtrauische Überlegung: das ist ja gar kein Franzose von Geblüt. Auch darum wußte Reinhard; seine Verteidigung ist die vollkommene Korrektheit, und jener hartnäckige Entschluß, der alle Reflexion abwehrt, bei der Pflicht zu verharren; sie war einmal Enthusiasmus, sie wurde dann Bindung und Gewöhnung, als er sich entschieden hatte, „Franzose zu werden".

Ist er denn nun aber „Franzose" geworden? In seinem dienstlichen Ehrgeiz gewiß, in seiner geistigen Haltung nicht. Da will er Deutscher bleiben, und, wenn er auch gelegentlich klagt über die Lücken, die seine Kenntnis der neueren deutschen Produktion besitze, sie beschäftigt ihn mit einer heimlichen Sehnsucht durch sein ganzes Leben. Über seine politische Eignung ein Urteil zu gewinnen, ist nicht leicht. Die französische Literatur über ihn, dessen Leben eine so außerordentliche Spanne französischer Geschichte umgreift, hat einen geringen Umfang. Die Revue des

Etudes Napoléoniennes hat einige der Kasseler Berichte abgedruckt, Hofintrigen, Hofgeschwätz, lebhafte, halbironische Festschilderungen — sie charakterisieren den Literaten, nicht den Diplomaten. Die Societé d'histoire Contemporaine hat ihm wohl vor ein paar Jahrzehnten einen schönen Band gewidmet, aber der ist in seiner Art der sonderlichste Erweis für die eigentümliche Lage: ein dicker Band mit den gescheiten und munteren Berichten, die Reinhards Gattin, Christine Reimarus, an ihre Mutter, an den Hamburger Freundeskreis sandte; die Enkelin hat die Sammlung herausgegeben, aber die Briefe waren natürlich deutsch geschrieben. So liegt die intimste Quelle über Reinhard nur in einer — Übersetzung vor. Er hat, oft dazu ermuntert, es abgelehnt, seine Erlebnisse niederzuschreiben. „Ja, viel hätte ich zu sagen gehabt über mich, über die Menschen, über die Dinge, aber ich habe es nicht gewollt", steht in einem Brief an den Freund vom Bundestag, Gagern; am 11. Dezember 1837 begonnen, blieb dies Schreiben unvollendet, am 25. Dezember starb er. „Ich habe es nicht gewollt". —

Treitschke spricht, über Napoleons hannoversche Politik handelnd, von dessen „vielgewandtem Reinhard". Das Wort will nicht recht passen zu den Berichten, die über eine gewisse ungelenke, manchmal verdrossene, oft versteinerte Art des Sich-Gebens erzählen. Talleyrand, der, sein eigener Schwanengesang, für Reinhard die Gedächtnisrede in der Akademie hielt und dabei gewiß in der Distanzierung ebensosehr an seinen Nachruhm dachte wie an die Charakterisierung des Mitarbeiters, meinte, daß ihm zum vollkommenen Diplomaten die Fähigkeit des mündlichen Ausdrucks mangelte: „Um diese Geschäfte auszuführen, brauchte sein Verstand mehr Zeit, als ihm in der Konversation zur Verfügung stand. Damit seine innere Rede leicht sich hervorbringen konnte, mußte er allein sein ohne Zwischenmann." Aber, hatte es vorher geheißen: „Sein geschriebenes Wort war reich, flüssig, geistvoll, pikant; von allen diplomatischen Korrespondenzen meiner Zeit war keine, der der Kaiser Napoleon, der schwer zu befriedigen war, nicht diejenige des Grafen Reinhard vorzog." Napoleon selber sprach in St. Helena über Reinhard als einen homme honnête et d'une capacité ordinaire. Das klingt nicht sehr freundlich. Das Zeugnis der Ehrenhaftigkeit mag freilich durch den Zeitpunkt, da es gesprochen wurde, einiges Gewicht erhalten: Napoleon sah damals den Mann, den er mit der fast delikatesten Aufgabe, der Überwachung und Lenkung des Bruders Jerome in Kassel, beauftragt hatte, in den Diensten des Bourbonen, und es wäre nicht erstaunlich, wenn er über Treulosigkeit geklagt hätte. Das Urteil über die durchschnittliche Begabung trifft gewiß nicht die intellektuelle Ausstattung, die ungewöhnlich war, aber sie zielt wohl auf einen eigentümlichen Mangel: in den Äußerungen Reinhards, soweit sie vorliegen — Wilhelm Lang in Stuttgart hat vor bald einem halben Jahrhundert seinem Landsmann eine stoffreiche Darstellung gewidmet — wird man vergeblich nach einer selbständigen politischen Konzeption von eingehender Kraft suchen. Er ist der geborene „zweite Mann", fleißig und loyal als Ratgeber, zuverlässig und geschickt als Ausführender, in den mittleren Dingen wohl auch der Freiheit der geschickten Nebenzüge und Auskünfte nicht entbehrend; aber...

Das Undeutliche ist das Schicksal des Mannes im Raum der Politik; für die Historie bleibt er eine Verlegenheit: sie sieht das Dilemma zwischen seiner amtlichen Existenz und seiner geistigen Haltung. Für die Franzosen bedeutet er im Grunde nicht sehr viel; daß die Bourbonen ihn zum „Grafen", daß der Orléans ihn zum Pair von Frankreich gemacht hat, ist nicht viel mehr als Arabeske dieses merkwürdigen Lebenslaufes; man mag darin eine eigentümliche Fügung sehen, daß in den letzten Jahren die pflegliche Sorge des ehemaligen Stiftlers der Pariser Hugenotten-Gemeinde gehörte. Er betreute ihre Verwaltung — das Theologische war verblaßt, das Religiöse nie sehr stark gewesen, aber in dem internationalen Weltmann hatte sich die Kindheitsatmosphäre nicht ganz verflüchtigt.

Für sein deutsches Sein aber gibt es ein merkwürdiges Denkmal: der Briefwechsel mit Goethe. Der hat ihn, wie ja schon die Jugendbeziehung zu Schiller, zu einer Randfigur der Literaturgeschichte gemacht. Faßt man ihn aber schärfer ins Auge, so ist er mehr. Im Frühsommer 1807, nachdem er aus der russischen Gefangenschaft freigelassen, hatte er in Karlsbad Erholung gesucht, Goethe weilte dort, und es entspann sich rasch ein freundschaftlicher Verkehr, sie waren Tag um Tag beisammen. „Schon der Moment", schrieb Goethe in den Tag- und Jahresheften, „in welchem sich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darstellte, war bedeutend genug, um alsbald eine nähere Verbindung zu bewirken." Fühlte er sich an Schiller erinnert? Als ein paar Monate später Reinhard in Weimar weilt, wird er vom Herzog, der Herzogin, von Frau von Wolzogen auf seine „auffallende Ähnlichkeit" mit Schiller angesprochen; er meint darüber zu Goethe, daß diese „wohl mehr in den Manieren als in den Zügen liegt". In der Tat gibt der Vergleich der Bildnisse nicht den Eindruck der Ähnlichkeit, von dem auch sonst Zeugnisse reden: Reinhards Schädel hat etwas Gedrungeneres. Aber die Weimarer Gesellschaft ist so bewegt von der Erinnerung, daß auch Schillers Witwe, die den Gast nicht antrifft, an Cotta darüber schreibt. Goethe nun faßt zu dem Mann des seltsamen Lebens eine interessierte Zuneigung, um so mehr, als dieser sonst auf manche Zurückhaltung stößt — die Jahre nach Austerlitz und Jena! — Reinhard aber findet in dieser Begegnung den festen Grund für sein seelisches Leben. Man kann wohl annehmen, daß er, da Goethe an ihm Gefallen zu finden schien, zunächst sich etwas an ihn anklammerte. Die Farbenlehre beherrscht in jener Zeit das Denken — Reinhard mit seinem ordentlichen Schulsack und bereiten Verstand, ist ein guter Zuhörer, Frager, Antworter; er bietet sich als Propagandist der neuen Thesen für Frankreich an, plant Übersetzungen, Hinweise, er will Goethe mit dankbarem Eifer dienstwillig sein. Doch ist das nur der Durchgang. In dem Brief, den er von Weimar an Goethe nach Karlsbad gerichtet hatte, schreibt er: „Hätte ich gewußt, daß Menschen, deren Wert von mir anerkannt hoch über dem meinigen stand, sich für mich und meine Schicksale interessieren, so würde der ganze Gang meines Lebens eine andere Wendung genommen haben. Aber dieses Geheimnis verbarg mir die Nemesis. Die Nation, unter der ich lebte, verdeckte mir die übrige Welt, und je tiefer ich fühlte, daß ich ihr nicht angehörte, um so mehr verzweifelte ich, anderswo eigenen Grund und Boden zu haben. Ich erschien mir in jedem Sinn als ein Mensch ohne Vater-

land... Was meinem Schicksal jene bizarre Wendung gab, darüber muß ich schweigen... Sie sind in jedem Sinn mein Wohltäter geworden, und ich gehöre Ihnen ewig an."

Im Jahre 1850 ist der Briefwechsel der beiden Männer veröffentlicht worden, er dauert an fünfundzwanzig Jahre, bis zu Goethes Tod, und umfaßt hundertundsiebzig Briefe. Einige Male gibt es längere Unterbrechung, dann Besuch und Begegnung; die Freundschaft wird symbolisch verfestigt, indem Reinhard zur Patenschaft beim zweiten Enkelsohn geladen ist. Die Sammlung trat ans Licht in einem Zeitpunkt, der ihr ungünstig war; sie wurde Material für Goethephilologie, blieb aber wenig beachtet (mühselig genug, sie heute beim Antiquar aufzutreiben) und gehört doch zu den schönen und bewegenden Briefwechseln. Gewiß hat er nicht den geistesgeschichtlichen Rang wie Goethes Austausch mit Schiller, Reinhard ist selber keine schöpferische Natur, aber seine Aufnahme ist produktiv, und man spürt, wie Goethe, der ihn in seine Pläne einweiht, der ihn rasch, unter den ersten, mit seinen Veröffentlichungen versorgt, darauf wartet, die klare, warme, gescheite und selbständige Beurteilung von dem fernen Freund zu empfangen. Die Weltgeschichte ist voll von Not und Drang und Spannung, der eine der Briefschreiber dem politischen Gehändel verhaftet – es läßt sich nicht ganz vermeiden, daß Erlebnis und Erfahrung auch in den Briefen gelegentlich einen Widerhall finden. Doch nur gelegentlich – Goethe, der Staatsminister, Reinhard, der Diplomat, sind Künstler des rücksichtsvollen und schonenden Taktes, es wird wenig gefragt, es wird, was die Dinge der groben Welt der Tageskämpfe betrifft, mehr angedeutet als ausgesprochen. Aber Reinhard hat sein Vaterland gefunden: Weimar. Von dem Bewußtsein, zu Goethes Welt zu gehören, zieht er die innere Kraft, es erlaubt ihm vor sich selber jenes andere kuriose oder verschlungene äußere Beamten- und Diplomatendasein – mochte es am Beginn seinen Reiz besessen haben, später scheint es nur eben technische Pflicht. Das kühle, manchmal verstimmte Leben des äußeren Getriebes scheint nichts gemein zu haben mit jenem anderen, das ihm durch Jahrzehnte das „eigentliche" geworden ist, von einer schönen Dankbarkeit durchwärmt. Dazu ein eifriges Mittlertum. Bei Bonn besaß Reinhard einen kleinen Sommersitz, Falkenlust – von dort hatte er in Friedrich Schlegels Kölner Zeit zu diesem interessierte Beziehungen gepflogen; mehr als interessiert konnte die Beziehung seiner Natur zur Romantik nicht sein, so stark die Sprachstudien der Schlegel Kongeniales berühren mochten. Aber er tritt auch Sulpiz Boisseré nahe, und es ist sein Anliegen, Goethe für den jungen und eifervollen Enthusiasten zu erobern. Das gelingt, und Reinhard wird hier der Helfer zu einer höchst fruchtbaren Verbindung. Doch nicht dies allein. Reinhard wird in dieser Luft innerlich frei: seine Verehrung für Goethe hält ihre eigene Würde, die weiß, daß der Beschenkte auch dem Spender zu geben habe aus der Fülle seiner Weltsicht und Bildung. Das Verkrampfte und Problematische, das der diplomatischen Sonderstellung immer verbunden blieb, sinkt weg; hier erscheint er, wenn auch anders als der heimatliche Jugendtraum in Schillers Nähe das gedacht hatte, als ein legitimes Glied der deutschen Geistesgeschichte.

PAUL FECHTER

Natur und Schauspiel

Pythagoras und seine Schüler teilten die Welt in eine Reihe von Gegensatzpaaren auf: das Gute, das Böse — das Männliche, das Weibliche — das Ungerade und das Gerade. Man könnte die Reihe ohne viel Mühe fortsetzen, vor allem wenn man als einen Pol die Natur, das Natürliche ansetzt. Es ist erstaunlich, wie viele Gegenpole diese eine Seite der Wirklichkeit erzeugt hat. Natur und Kunst, Natur und Geist, Natur und Kultur — es scheint zuweilen als ob fast alles, was zum eigentlich menschlichen Bereich gehört, ganz von selbst damit Gegenspieler, Verneinung oder zum mindesten Begrenzung des Naturbereichs wird. Man fragt sich zuweilen sogar, auf welche Seite der Tabelle man die so gegensatzreiche Natur stellen soll: auf die heimlich positive, auf der bei Pythagoras das Gute, das Männliche, das Ungerade stehen oder auf die andere, die das Böse, das Gerade, das Weibliche enthält. Die viel berufenen wahren Beziehungen zwischen Natur und Weiblichkeit sprechen für diese zweite Spalte als sinnvollen Eingliederungsort.

Sieht man näher zu, so ergibt sich, daß das vieldeutige Wort Natur im Zusammenhang mit seinen Gegensatzpartnern so etwas wie ein Grenzbegriff wird. Wo der Geist, die Kunst, die Kultur aufhören, da beginnt das Riesenreich des Natürlichen — im Menschen wie außerhalb des Menschen. Sie ist das ungeheure Arbeitsfeld, das ihm drinnen wie draußen überwiesen ist, gegen das er seine Welten und sich selber durchsetzen muß — zu der er immer wieder zu entweichen, zu flüchten versucht, wenn die Qual seiner Welten zu groß, die Pein des Kampfes gegen das, was er zuletzt im tiefsten doch ebenfalls ist, unerträglich wird. Sie ist die Materie, an der der Mensch seine Arbeit schafft: das, wovon er ausgeht und dem er doch je länger desto mehr seine Mittel und Mächte entgegenbaut — in den feindlichen, antinatürlichen Welten des Geistes, der Kunst, der Kultur, der Sitte. In dem Augenblick, in dem der Mensch jenseits der ersten primitivsten Natürlichkeit seiner Anfänge begann, das von sich durchzusetzen, was nicht mehr nur Natur an ihm war, begann er den Kampf gegen die Natur und damit gegen sich selber. Er drängte die Natur zurück, durch Geist, durch Kunst, durch Kultur, durch Sitte: er schuf sich seine menschliche Welt als eine unatürliche, antinatürliche — aus der er nur noch mit den großen Augen der Sehnsucht in das versunkene Reich des Natürlichen hinüberzuschauen vermochte, das er trotz aller Sehnsucht doch weiter und weiter bekämpfen, begrenzen, ja zerstören mußte — mit Mitteln, die ihm zum Teil die Natur selbst schon vorgemacht hatte, in ihren Geschöpfen, wie in ihrem Verhalten.

Was ist die Natur? Das Natürliche, Elementare, Ungehemmte, Ungeordnete, das Freie, sich selbst Überlassene — das lebendige Chaos. Wo gibt es das in der Natur? In Grenzbereichen — aus denen die Natur selbst es noch nicht vertrieben hat, die ohne Hilfe des Menschen sich dem Gesetze beugte, weil es die Ordnung ist, die allein Dauer und Bestand und damit Leben garantiert. Das

Chaos war vielleicht am Anfang: seine natürliche Ablösung hieß schon Kosmos. Es blieben nur die Dinge, die sich der Ordnung, dem Gesetze fügten, indem sie es verwirklichten — als Selbstschutz. Indem das Gesetz der Schwere sich selbst verwirklichte, ergab sich die relative Sicherheit der kosmischen Welt: was in Freiheit ausbrach, zerschellte; was sich fügte, bekam Ewigkeit. Die Unterordnung unter das Gesetz der eignen Form gab erste Form und damit erste Dauer. Das Unnatürliche wuchs schon aus der Natur selber — als ihr eigener Halt. Schon am Anfang steht die seltsame Tatsache, daß auch die Natur nur durch das Unnatürliche, Antinatürliche erhalten wird, wie später am Ende das seltsame Wort Naturschutz, ein Begriff, der Gesetz geworden, die ganze Entwicklung mit einem Schlag sichtbar macht.

Solange sie allein auf sich selber angewiesen war, überließ die Natur diese Selbstbegrenzung ihres dämonischen Reichs der immanenten Selbstverwirklichungskraft ihres eigenen Drangs nach Ewigkeit durch das Gesetz. In dem Moment, in dem der Mensch aufstieg und damit der große Gegner der Natur, setzt eine neue Phase ein: die Durchsetzung des Gesetzes von außen, gegen die Natur — die Formung des Natürlichen zu Wesenheiten außerhalb ihres Bereichs. Der Weg des Menschen zu seiner Welt ist ein Weg von der Natur fort — zur Form, zum Gesetz, zu etwas, das nicht mehr Natur ist. In ihrem letzten Geschöpf und durch dieses letzte Geschöpf muß die Natur noch einmal Kosmos werden, nicht aus sich selber, sondern nun von außen her, von Menschen geformt. Die Natur, einst umfassende Mutter des Ganzen, wird einsamer Pol nicht nur eines Gegensatzpaares: Geist, Kunst, Kultur, Sitte, alle Formwelten des menschlichen Denkens, Schaffens, Lebens stellen sich ihr entgegen — und halten ihr und damit zum Teil ohne es zu ahnen, sich selbst als Sprößlingen der Natur den Spiegel vor, den Spiegel des Bewußtseins, das das eigentliche Ende, die eigentliche Grenze des Natürlichen bedeutet, weil es dem Bild das Abbild, dem Wesen den Schein, dem Sein die Darstellung entgegenhält und damit dem Einbruch des Schauspiels in die Welt der Natur den Weg bereit hält.

Zwischen Natur und Schauspiel besteht eine ähnliche polare Feindschaft wie zwischen Natur und Geist, Natur und Sitte, Natur und Kultur. Aber doch nur eine ähnliche: denn Schauspiel, Spiel, Darstellung ist nicht ein Gegenspiel von Wesen, Ernst, Sein — sondern zugleich ein Mittler zwischen beiden, ein seltsames Erzeugnis der Natur, das ihr auf ihrem Weg zu sich selber, den sie immer nur über ihre Gegensätze und Gegenpole nehmen kann, die wichtigsten Dienste zu leisten hat.

Wie kommt Natur zu ihrem Gegenteil, zur Form? Zuerst aus sich selber — in der eigenen wilden Verwirklichung der Gesetze, die Dauer verbürgen: sodann aus der seltsamen Möglichkeit des Gesetzes, im Moment seiner Verwirklichung Spiel, Objekt der Darstellung zu werden. Wesentlichstes Mittel der Natur im eigenen Kampfe gegen sich ist die Entwirklichung ihrer selbst im Spiel, die zugleich erste Verwirklichung eines nicht mehr nur Natürlichen, erste Realisierung einer Form über der Natur ist. Das Theater im höchsten und tiefsten Sinn erweist sich als

Bindeglied zwischen der Natur und ihren gegensätzlichen Welten, der Kunst, der Sitte, der Kultur.

Es gibt eine große Dichtung, deren Hauptthema dieser tiefste Sinn des Theaters ist — das ist der Wilhelm Meister. Kampf gegen die Willkür der Natur, Ausgleich zwischen ihrer für das menschliche Dasein zuletzt vernichtenden Unmittelbarkeit und der Unwirklichkeit des Spiels, das seinen Sinn noch nicht begriffen hat — das ist der Untergrund der Geschichte von Wilhelm Meisters Ringen mit der Szene, um die Szene. Es geht bei Goethe nicht um das Theater als Kunst: es geht um das Schauspiel als Faktor des Lebens, als Waffe im Kampf gegen die Natur, als Mittel ihrer Begrenzung und Bändigung. Der Überbesitz von Natur im eigenen Innern ließ ihn die Gefährlichkeit des Unbegrenzten, Elementaren im eigenen Leben früh so stark erfahren, daß er auf Mittel sann, ihm Form und Festigkeit und Sicherung zu schaffen. Eines der wesentlichsten wird ihm das Theater, das in seiner metaphysischen Bedeutung für diesen Kampf um die menschliche Welt noch gar nicht begriffen ist. Wilhelm Meister ist überzeugt, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er sich zu geben wünscht, vollenden kann: diese Bildung aber ist für ihn Formung, Begrenzung seiner Natur, Schaffung einer zweiten, nicht mehr nur natürlichen, sondern entnatürlichten, gemilderten, einem gesteigerten Ideal unterstellten Natur. Aus einem fast zu reichen Besitz an Wesen und Sein wächst in Goethe die Einsicht in die Notwendigkeit des gespiegelten, gespielten, gebändigten Seins — des Schauspiels. Er sieht die Tragödie der Wahrheit im Reigen der Vielfalt: daß eine Koexistenz nur von Naturen in der Welt nicht zu verwirklichen ist. „In einer Gesellschaft, in der man sich nicht verstellt, in welcher jedes nur seinem Sinn folgt, kann Anmut und Zufriedenheit nicht lange wohnen", so formuliert er die Notwendigkeit des Spiels, das die Wirklichkeit erträglich machen muß — die eigene wie die der andern. Schauspiel ist ihm Mittel zur Begrenzung und Zurücknahme der eigenen Natur, das jeder anwenden muß, dem an einem Existenzraum für eine menschliche Vielheit gelegen ist. Die bloße Natur ist schön — aber als Schauspiel für die andern; Mignon ist Natur, ist Element, von einer andern Seite her Philine — darum bleiben sie isoliert — trotz Gefühl und Bindungsversuchen. Wer in der Welt leben will, muß sich dem Spiel des ganzen einfügen — mit den Mitteln des Spiels. Das natürliche Dasein heißt gegenseitiges Verdrängen und Vernichten: eine menschliche Form des Lebens kann sich nur ergeben, wenn jeder im begrenzten Raum der Gemeinsamkeit eine selbstbegrenzende Rolle spielt. Das große Vorbild ist das Theater — fast noch mehr die Musik. „Wieviel Lob verdienen die Tonkünstler! Wie sind sie bemüht, ihre Instrumente übereinzustimmen, wie genau halten sie Takt, wie zart wissen sie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken. Jeder sucht in dem Geist und Sinne des Komponisten zu spielen und jeder das, was ihm aufgetragen ist, es mag viel oder wenig sein, gut auszudrücken." Die Schauspieler wollen es ebenso machen — „da sie eine Kunst treiben, die noch viel zarter als jede Art von Musik ist": sie sind das Abbild und Vorbild des Lebens, dem sie die Notwendigkeit der Formung und Begrenzung des nur Natürlichen am eindringlichsten ins Bewußtsein bringen. In der Musik bestimmt der Wille des

Komponisten Takt und Haltung jedes Einzelnen, auf dem Theater der Geist des Autors die Gesamtheit der Rollen: im Leben herrscht, insofern ist es auch wiederum Natur, die Notwendigkeit eines menschlichen Kosmos, die Unerläßlichkeit der Ordnung, der gegenseitigen Beziehung, die wiederum daraus ihre Verwirklichung erhält, daß jeder nicht nur sein Wesen, sein Sein gewissermaßen der Welt hinhält, sondern von seinen Voraussetzungen und dann von der Stelle aus, an der er steht, seine Rolle im Drama des Lebens so gut und wirksam wie möglich zu spielen sucht.

Denn diese Rolle, das, was der Mensch von seiner menschlich geistigen, wollenden Existenz zu seiner Natur hinzutut oder von ihr fortnimmt – sie ist das eigentlich Formende, das bildende und damit das steigernde Moment des Lebens, das was jedem die Möglichkeit gibt, sich von den Begrenzungen der Natur freizumachen und über sie zu erheben. Goethe formuliert die Aufgabe am Bilde des Gegensatzes von Edelmann und Bürger: „Jener darf und soll scheinen; dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich oder abgeschmackt. Jener soll tun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sei, noch sein dürfe, weil er, um sich auf e i n e Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muß.“ An diesem Unterschied sei die Verfassung der Gesellschaft selbst schuld: er, Wilhelm, aber habe zu jener harmonischen Ausbildung, die ihm die Geburt versagt habe, eine unwiderstehliche Neigung – und das Mittel dazu sei das Theater, die Rolle. Der gentil'uomo ist das Sinnbild der erstrebten Totalität gegen die unharmonische Natur: indem der Mensch seinem Wesen bewußt Schranken und Formen anlegt, selbst bestimmt, wie er wirken will, selbst wenn sein Wesen dem entgegensteht, steigert er sich aus den Grenzen des nur Natürlichen in einen Lebensbereich der Form, der nun vielleicht die schärfste Begrenzung des Natürlichen darstellt. Über dem Menschen des Denkens, der Kunst, der Kultur öffnet sich hier das Reich des gebildeten Menschen, die Welt des Menschen, der sich zum Herrn nicht nur der Natur, sondern auch seiner selbst erhoben hat, der über dem Ganzen steht und selbst die Form bestimmt, die sein Dasein in der Welt haben, vor sich selbst und den andern auswirken soll. Der Mensch, der sich nicht mit den Grenzen der Natur begnügen will, formt selbst das Theater seines Lebens und löst sich mit ihm aus den Fesseln der Gegebenheiten, die er mitbrachte.

Lebensbetrachtung einer versunkenen Zeit, die ein lange überwundenes Persönlichkeitsideal über sich stellte? So scheint es nur. In Wirklichkeit umschreibt der Wilhelm Meister viel weniger ein Ideal als den allgemeinen Lebensablauf: er zeigt an einem Sonderfall die ungeheure Rolle, die das Spiel, die Rolle im Bereich des menschlichen Daseins spielt. Nicht umsonst steht Hamlet im Mittelpunkt der Diskussion, das Drama, das das gleiche Thema wie der Roman hat, wie er vom Sinn des Schauspiels im Leben – und zugleich von der Tragödie des schauspielerischen Menschen handelt. „Alle Fehler des Menschen verzeihe ich dem Schauspieler, keine Fehler des Schauspielers verzeih' ich dem Menschen.“ Dies Wort Jarnos könnte ebensogut von Hamlet gesprochen sein und über dem Hamlet

stehen. Goethe zeigt die Rolle des Schauspiels im Leben am Schauspiel selbst: das Spiel als Begrenzung der Natur, Spiel im weitesten Sinn findet sich aber als formgebendes, Form und Dauer sicherndes Moment in jedem Lebensgebiet. Überall wo Leben sich Formen gibt, schafft es Rollen, die Menschen unabhängig von ihrer Natur im Rahmen eines Ganzen spielen müssen, dem sie durch eben diesen festgelegten Ablauf eines Verhaltens Dauer, Gültigkeit über den Moment hinaus, Verfestigung jenseits vom nur Natürlichen, das immer einmalig ist, geben wollen. Nicht umsonst hat die Sprache die Worte des Theaters, des Schauspiels der Rolle auf diese Formwelten des Lebens übertragen: man spricht von Festakten, von einem feierlichen Akt, von einem militärischen Schauspiel. Überall, wo die Ordnung der Natur entgegentritt, wo am Wirklichen, aus Wirklichem, aus einer bloßen Vielheit und Masse geordnete, gegliederte Vielheit irgendein „Gebilde" geschaffen wird, eine Ordnung vor allem, die nicht nur sich selbst, sondern darüber hinaus eine tiefere Bedeutung darstellt, steigt aus der bloßen Verwirklichung des Notwendigen von selbst die große Welt der Darstellung, des Spiels — des Antinatürlichen und Verändernden. Über dem nur Wirklichen steigt, sich selber sichtbar machend und in der Sichtbarkeit auswirkend, die Welt dessen auf, was schon in der Natur an zuletzt nicht nur Natürlichem lebt, das, was über das jeweils Einmalige Dauer in Form und Gesetz, Sinn und Darstellung eines Sinns schon im Bereich des begrenzten Lebens verlangt. Die Natur erweist sich trotz alles Elementaren, ungeordnet Chaotischen, zuletzt bereits als die große Trägerin und Hüterin des Unnatürlichen, nicht nur Natürlichen. Nicht umsonst spiegelt sie sich am größten in der elementaren Ordnung des Kosmischen — soviel primitive Natur auch in dessen Gesetzen noch mitschwingen mag. Nicht umsonst ist sie Natur nur auf Grund von Gesetzen und Ordnungen, denen sie sich schon fügt und selber unterordnet, lange bevor der Mensch, ihr getreuester und ungetreuester Sohn, sich aus ihrem Schoße löst und die mütterliche Welt zu begrenzen beginnt. Vielleicht ist sie im Grunde sogar selbst Heimat und Urgrund auch des Spiels und Schauspiels, das sich in der Menschenwelt nachher so souverän dem panischen Reich des Elementaren entgegenstellt. Vielleicht sieht die Sprache auch hier wieder tiefer als der Einzelne, wenn sie vom großen Schauspiel der Natur spricht, sobald ein Gewitter, ein Orkan, ein Erdbeben über die Welt dahinrast. Sie zeigt damit zugleich, daß das ursprüngliche, das natürliche Schauspiel in einem sehr anderen Bereich des Lebens daheim ist als das gesteigerte und steigernde Theater Wilhelm Meisters. Der will dem Schauspieler den scharfen Dolch nehmen und die Gewalt stärken, die er über sich selber hat: wenn die Natur den Vorhang aufzieht über ihren Tragödien und Staatsaktionen, reißt sie alle Grenzen ein und läßt das uralte Chaos sich selber darstellen, daß den Menschen der Schauder packt vor den Abgründen, denen er einst entstieg und er eine Ahnung bekommt, wie weit der Weg von hier bis zur halbwegs glaubhaft gespielten Rolle eines menschlichen, nicht nur naturbestimmten Daseins war.

JUSTUS HASHAGEN

Um Machiavelli

(1469–1527)

Den Machiavellismus glaubt man zu kennen. Er scheint vollkommen eindeutig zu sein. Wenigstens bekreuzigt sich jeder ehrbare und anständige Volksgenosse (früher Staatsbürger) vor ihm. Schwieriger steht es mit dem seltsamen Manne, von dem der Machiavellismus seinen Namen trägt. Wer war Niccolò Machiavelli. War er ein großer Mann oder nur ein Großmaul oder gar ein Scharlatan?

Er hat eine Nachgeschichte, wie sie selten einem Sterblichen beschieden gewesen ist. Um Machiavelli streiten sich die Menschen noch immer. Es sind von jeher nicht nur die kleinen Geister, die sich um ihn bemühen. Männer der Tat und Männer der Feder von nicht gewöhnlichem Format drängen sich um ihn mit ihrem Hasse und mit ihrer Liebe. Auch die Historiker konnten sich über ihn nicht einigen. Ihr Altmeister Leopold von Ranke hatte ein Faible für Machiavelli. Deshalb suchte er ihn im Anschluß an Herder insofern zu „retten", als er seinem berüchtigten Buche vom „Fürsten" einen edleren Anstrich zu geben versuchte, indem er vor den durch dies Buch beunruhigten und entsetzten Lesern mit der ihm angeborenen freundlichen Ruhe das weniger berüchtigte, aber sehr berühmte Schlußkapitel des verfemten Werkes aufschlug, in dem Machiavelli für die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft und für seine Einigung einen flammenden Aufruf erlassen hatte. Einem so glühenden Patrioten mußte man schon etwas nachsehen. So lautete Rankes klassischer Satz: „Machiavelli suchte die Heilung Italiens, doch der Zustand desselben erschien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben." Das Gift, das er in andern Kapiteln des Fürsten reichlich genug verspritzt hatte. Es war eine „Rettung" Machiavellis in aller Form. Aber sie fand trotz der großen Autorität des Altmeisters bei liberalen deutschen Historikern wenig Anklang.

Wie war es in Wirklichkeit? Man wird darüber die Entstehungsgeschichte des „Fürsten" befragen, wie Meinecke sie zum ersten Male klargestellt hat. Einem der vielen Briefe seines römischen Diplomatenfreundes Francesco Vettori vom 12. Juli 1513 entnahm Machiavelli die ihn brennend interessierende Mitteilung, daß der neue Mediceerpapst Leo X. zwecks Erweiterung seiner schwachen Macht mit dem Gedanken umgehe, seinen Nepoten Landgebiete zur Beherrschung zu übergeben. Dieser nicht einmal überraschende Plan des Papstes gab Machiavelli die Anregung, eine Denkschrift darüber zu verfassen, was ein Fürstentum sei, wieviel Arten es gäbe, wie man solche Herrschaften erwerben und behaupten könne. Mit dieser sinnvoll ursprünglich von ihm selbst „De Principatibus" betitelten Denkschrift beschäftigte sich Machiavelli in den nächsten Monaten eifrig und war schon drauf und dran, da er auch auf seinen eigenen Wiederaufstieg bedacht sein mußte (er wollte wieder in die Welle kommen), seine Studie einem der zu beglückenden Mediceer, dem Papstbruder Giuliano, zu widmen, als dieser am

17. März 1516 vom Tode hinweggerafft wurde. Aber da war noch ein anderer aus dem gesegneten Geschlechte verfügbar, der Papstneffe Lorenzo, Herr von Florenz, nicht zu verwechseln mit seinem „prächtigen" Großvater, er selbst der Vater der Katharina v. Medici (gest. 1519). Die Widmung mußte also umgeschrieben werden und eine neue Adresse erhalten. Lorenzo wurde jetzt damit erfreut. Das muß im Sommer 1516 geschehen sein; denn am 18. August wurde Lorenzo Herzog von Urbino, worauf Machiavelli in seiner Widmung noch keinen Bezug nimmt. Sie muß also vorher abgefaßt worden sein, nachdem inzwischen das ganze Buch fertig geworden war, an dem Machiavelli also mindestens drei Jahre gearbeitet hatte. Veröffentlicht wurde das bisher nur handschriftlich verbreitete anstößige Werk erst lange nach seinem Tode im Jahre 1532. Auf den römischen Index kam es zusammen mit dem ganzen übrigen verruchten Oeuvre erst 1552.

Nach der äußeren Entstehungsgeschichte müßte also der „Fürst" eine Schrift sein, die nur den je nach Bedarf auswechselbaren päpstlichen Nepoten eine praktische Anweisung zur Gewinnung und Bewahrung der Herrschaft gäbe. Dem ist aber nicht so. Denn schon im sechsten Kapitel läßt der Autor Moses, Cyrus, Romulus und Theseus auftreten. Und wie er ihre Gestalten in mächtiger Begeisterung strahlend aufleuchten läßt, treibt er sie über das Ausmaß italienischer Kleinfürsten weit hinaus, so daß man denjenigen Fürsten, die ihrem erhabenen Vorbilde folgten, Befreiung und Einigung Italiens wohl zutrauen kann. Hier sind Geist und Tendenz des strittigen Schlußkapitels, in dem auch Moses wieder erscheint, und das sich auch sonst organisch in das ganze Werk einfügt, bereits vorweggenommen. Dies prächtige sechste Kapitel gehört aber schon der ältesten Fassung der Schrift aus dem Jahre 1513 an, die wahrscheinlich bis zum elften Kapitel gediehen war. Die weiteren Kapitel 12—26 sind später hinzugekommen, darunter auch „die spezifisch machiavellistischen" Kapitel 15—18, die in dem bösen siebenten Kapitel der ersten Fassung über den idealisierten „Basilisken" Cesare Borgia als Vorbild schon einen furchtbaren Vorklang finden.

Der Gegensatz zwischen unverfälschtem Machiavellismus und gesamtitalienischem Idealpatriotismus hat sich also nicht etwa von der ersten zur zweiten Fassung des „Fürsten" in der Weise entwickelt, daß das ursprüngliche niedrige Gift des Machiavellismus später durch den Idealtrank des hohen Patriotismus abgeschwächt worden wäre, sondern der Befund zeigt ein anderes Ergebnis, wie Meinecke es formuliert: „Die beiden aufeinandergefügten Stufen seiner Lehre: der schmutzige Weg zur Macht und das reine, große Ziel der Macht... begegnen... neben- und miteinander ebensowohl in der Urform des Principe wie in der späteren Erweiterung wie auch in den Discorsi, wie eben überhaupt in Geist und Seele Machiavellis"...

So ist es Meinecke in vorbildlicher Untersuchung gelungen, von minutiöser Einzelforschung aus an das Grundproblem von Geist und Seele Machiavellis heranzukommen und damit dem ganzen Kampfe um Machiavelli eine feste Grundlage zu geben und ihn von dem simplistischen Felde der „Rettungen" und Verdammungen wegzuführen.

Darauf fußend, hat dann Hermann Hefele im Jahre 1927, als der vierhundertjährige Todestag des Florentiners abermals die Federn in Bewegung setzte, in Geist und Seele des rätselhaften Mannes drei verschiedene Schichten unterscheiden wollen: unter der harten Schale des homo politicus und unter dem kalten Streben nach Macht einen fein entwickelten künstlerischen Sinn für die Ordnung und noch tiefer einen demütigen Naturalismus, worin Machiavelli schon als glühender Prophet der allgemeinen Wehrpflicht zu jedem Opfer für das geliebte Vaterland bereit ist, auch wenn er schwere Kränkung von ihm erfahren hat. Der Patriot Machiavelli wurde auch ohne Machiavellismus noch später von den Führern des Risorgimento gefeiert.

Auch in Zukunft werden die Psychologen an Machiavelli ihre Kunst üben. Tritt man ihm näher, so wird man zunächst von tiefsten Gegensätzen getroffen, die in Leben und Werk klaffen. Sie zeigen sich als unausgleichbar sogar innerhalb der einzelnen Werke, vor allem aber zwischen ihnen, zumal zwischen den höchst ernsthaften Schriften einerseits und den lockeren Briefen andererseits. Derselbe Mann hat gleichzeitig die republikanischen Discorsi und den monarchistischen Principe geschrieben: nicht zu verschiedenen Zeiten, auf verschiedenen Entwicklungsstufen, in verschiedenen Stimmungen oder grillenhaften Stunden. Sondern die beiden feindlichen Brüder stammen aus demselben Leibe, gehören unauflöslich zusammen und haben dieselbe Erbmasse. Freilich hat auch der Autor Wandlungen durchgemacht. Den Zynismus des Principe hat er später, als er sich noch mehr in die Toga des positiven Reformators hüllte, zurückgestellt.

Am auffallendsten ist Machiavellis widerspruchsvolles Verhalten zum Christentum. Meineckes geistvoller Schüler Eduard Wilhelm Mayer sagt darüber: „Der realpolitische Utilitarismus unterliegt . . . sehr oft einer (kritischen) Beurteilung im Sinn der christlichen Ethik . . . Die . . . sittlichen Forderungen (des Christentums), deren Befolgung nach seiner Ansicht den Politiker zum Untergang führen muß, behalten als Norm der Beurteilung vollauf ihre Gültigkeit für ihn . . . Das Bewußtsein der sittlichen Minderwertigkeit dessen, was ihm als (praktisch richtunggebende) Tatsächlichkeit erscheint, (ist bei ihm) in schärfster Form vorhanden. Die Begriffe Gut und Böse, an denen Machiavelli so häufig seine eigenen Lehren beurteilt, sind von den traditionellen (d. h. christlichen) nicht verschieden. Er sucht seine Vorschriften nie sittlich zurechtfertigen, sondern charakterisiert ihre Unsittlichkeit mit den schärfsten Ausdrücken... Der eigentlich satanische Eindruck (seiner Lehren) entsteht erst durch die Kreuzung einer rein utilitarischen und einer in ethischem Sinne pessimistischen Wertung des Handelns: dieselbe Handlung wird . . . als böse charakterisiert und doch im Interesse des Erfolges gefordert . . . Er macht den Hergang des wirklichen Lebens zum unbedingten Gesetz; aber . . . ihre (der Wirklichkeit) Unsittlichkeit wird scharf beleuchtet" . . .

Das alles ist, übrigens nach dem Vorgange Treitschkes, vortrefflich beobachtet und gibt einen festen Anhaltspunkt für Erkenntnis und Beurteilung des Widerspruchsvollen in Machiavelli. Da darf man aber auch den Vielgeschmähten selber hören, der seinem Freunde Vettori über seinen „Fürsten" schreibt: „Wer . . . meine Schrift liest, wird sehen, daß ich die fünfzehn Jahre, die ich in der Praxis

der Staatskunst zugebracht, weder verschlafen noch vertändelt habe"... Aus seinen Erfahrungen stammen die furchtbaren Sätze aus dem fünfzehnten Kapitel des „Fürsten": „Es ist ein großer Unterschied, wie man lebt, und wie man leben sollte. Wer sich an das hält, was geschehen sollte, statt an das, was in Wirklichkeit geschieht, der schafft mehr für seinen Untergang als für seine Erhaltung. Ein Mensch, der immer und überall... das Gute tun will, muß inmitten so vieler Menschen, die nicht gut sind, schließlich zugrunde gehen. Darum muß ein Staatsmann, der sich durchsetzen will, lernen, gegebenenfalls auch nicht gut zu sein."...

Die furchtbaren Folgen dieser Lehre hat Meinecke in seinem schönen Buche über die Staatsräson (1924) unwiderleglich gekennzeichnet: „Es war etwas wesentlich anderes, ob man das Sittengesetz in der Politik nun tatsächlich übertrat, oder ob man sich... rechtfertigen konnte mit einer unausweichlichen ‚Notwendigkeit'. Im ersten Falle blieb das Sittengesetz in seiner absoluten Heiligkeit selber unversehrt als eine überempirische Notwendigkeit. Jetzt aber wurde diese überempirische Notwendigkeit durchbrochen durch eine empirische Notwendigkeit, und das Böse erstritt sich einen Platz neben dem Guten, wo es nun auch als ein Gut, wenigstens als ein unentbehrliches Mittel zur Erhaltung eines Gutes sich gebärdete. Die durch die christliche Ethik grundsätzlich gebändigten Mächte der Sünde erfochten einen [ebenso] grundsätzlichen Teilsieg: der Teufel drang in Gottes Reich ein. Die ganze Zwiespältigkeit der modernen Kultur, der Dualismus überempirischer und empirischer... Wertmaßstäbe, an dem sie leidet, begann... Religion und Moral konnte auch (der moderne Staat)... nicht entbehren als Grundlagen seiner Existenz und ging nun doch selber mit dem üblen Beispiele voran, sie dann zu verletzen, wenn die Notwendigkeit staatlicher Selbstbehauptung es forderte."

Aber nach außen müssen Staat und Fürst immer einen guten Eindruck machen. „Es ist nicht nötig", heißt es im achtzehnten Kapitel des „Fürsten", in dem Machiavelli keinen Anstand nimmt, der menschlichen Natur des Fürsten eine bestialische Ergänzung zu geben, „daß ein Staatsmann alle guten Eigenschaften in Wirklichkeit besitze; wohl aber ist es sehr nötig, daß er sie zu besitzen scheine... Im allgemeinen urteilen die Menschen nach dem Augenschein und nicht nach der konkreten Wirklichkeit; denn zu sehen vermag jeder, zu begreifen nur wenige: jeder sieht, was du scheinst, wenige nur begreifen, was du bist. Und diese wenigen können es nicht wagen, der Meinung der vielen zu widersprechen, auf deren Seite schützend die Majestät des Staates steht... Der Pöbel läuft nur nach dem Schein... Und alles auf der Welt ist Pöbel."... Vor allem erteilt Machiavelli seinem Fürsten immer wieder den dringenden Rat, die Religion als das beste Staatsfundament zu fördern, auch wenn sie schlecht ist und er selbst nicht daran glaubt. Als er 1521 den seltsamen Auftrag erhielt, vom Generalkapitel der Franziskaner einen Fastenprediger für den Dom in Florenz zu erbitten, meint er gleichwohl, er möchte anstatt eines Geistlichen, der den Weg zum Paradiese zeige, lieber einen, der in die Hölle wiese...

Rebenfelder bei Aigues-Mortes

RUDOLF PECHEL

Quer durch das Massif Central

Begegnungen mit der Geographie

Mit der Geographie ist das eine merkwürdige Sache: das Gelernte sieht — wie auch auf anderen Gebieten — in der Praxis immer ganz anders aus. Wie alle Schüler eines humanistischen Gymnasiums des Vorkriegsdeutschland hatte ich viel zuwenig Geographiestunden in der Schule, kannte mich aber trotzdem auf den Karten gut aus. Die schmerzliche Konfrontierung meiner Person mit der geographischen Wirklichkeit in der Landschaft, die mir von der Karte her vertraut war, erfolgte erst später. Denn zuerst interessierte mich das Land nur als Ansteuerungspunkte für das Schiff, auf dem ich als Kaiserlicher Seekadett fuhr. Aber schon hier zeigte sich mein Unvermögen, das dreidimensionale Bild der Landschaft mit dem Kartenbild zur Deckung zu bringen. Als wir nach einem langen Seetörn die Insel Tobago in Westindien ansteuerten, als erstes Land nach dem endlosen Ozean, befahl unser Kommandant, daß wir von dieser Insel eine Vertonung machen sollten. Offen gestanden ahnte ich überhaupt nicht, was das war. Die klügeren Leser werden wissen, daß eine Vertonung das Festhalten der Umrisse der Landschaft in einer Zeichnung bedeutet, wobei der Vordergrund stark, die entfernteren Teile weniger stark getönt oder schraffiert hervorzuheben

sind. Mein schüchterner Versuch erhielt vom Kommandanten ein Prädikat, das mir ein für allemal die Lust zu weiteren Versuchen nahm. Unter meiner Zeichnung stand in der eindeutigen Sprache eines alten Seebären: „Das ist keine Vertonung, sondern eine Schweinerei!"

Die weitere Auseinandersetzung mit der Geographie war im Anfang meiner notgedrungenen infanteristischen Tätigkeit nicht weniger schwierig. Immer wurde von Geländefalten und ähnlichen Sachen geredet, die man zur Deckung gegen Sicht und feindliches Feuer ausnutzen sollte — auf der Karte war das alles vermerkt — in der Landschaft habe ich nie eine Geländefalte gesehen. Das wurde im Kriege gründlich anders. Die Sorge für die eigenen Leute machte mich schnell hellsichtig, und das Verhältnis zur Geographie wurde ein persönliches.

Auf einer neuerlichen Autofahrt durch Frankreich ergab sich aber, daß auch diese neue Beziehung noch keine endgültige war. Zu meiner Zeit lernte man in der Schule die Gebirge westlich der Rhone schlechthin als Cevennen, und durch verbotene Lektüre aus der Schülerbibliothek während der Unterrichtsstunden formte sich in meinem Geiste ein außerordentlich romantisches Bild dieser wilden Angelegenheit, in der edle Menschen gegen brutale Gewalt um ihres Glaubens willen kämpften. Jetzt erst weiß ich wieder, daß ich damals Ludwig Tiecks „Aufruhr in den Cevennen" gelesen habe. Und nun sollte ich sie durch Zufall erleben. Durch Zufall, anscheinend nämlich hat auch das Autofahren meine Beziehungen zur Dame Geographie noch nicht ganz korrekt gestaltet. Denn sonst wäre es mir sicher nicht passiert, daß ich auf der vorzüglichen französischen Straßenkarte für den Autofahrer, die gottlob keinerlei Höhenangaben enthält, den geradesten Weg von Montpellier nach Orléans auf der Karte

Cevennen, Chaos von Rajol

Blick auf das Massif Central bei Anfahrt von der Küste

absetzte, ohne auch nur daran zu denken, daß er mich mitten ins Gebirge führen müßte. So kamen wir nach Durchquerung der Cevennen in ein phantastisches Bergland, das für mich die Cevennen bleibt, trotzdem es legitim Massif Central heißt. Das Erleben war so märchenhaft schön, daß Karte und Geographie hinter der Wirklichkeit der Landschaft völlig verblaßten.

Aber hier soll in etwas die Erdkunde doch zu ihrem verbrieften Recht kommen, für Leser, die auf Exaktheit und Korrektheit Wert legen. Das Massif Central ist — laut Seydlitz — ein Bergland auf kristallinem Grund, zum Teil von Lavamasse überdeckt, die Täler durch Eiszeitgletscher umgestaltet, die Lavadecke durch Flüsse zerrissen und ausgewaschen, so daß ein großartiges Terrassensystem entstanden ist mit Felsbastionen und einzelnen Bergpfeilern. Quellgebiet der Loire und vieler anderer Flüsse, von Norden über Westen und Süden nach Osten: von Allier, Dore, Sioule, Creuse, Vienne, Auvezène, Vezène, Corrèze, Dordogne, Lot, Truyère, Doudou, Aveyron, Viaur, Tarn, Orb, Hérault, Gard, Ardèche und anderer Nebenflüsse der Rhone und Saône. Diese Flüsse stellen sich in dem höflichen Frankreich alle selber vor durch ihre Visitenkarten auf den Brücken. Sie bestimmen die Wirtschaftsbindung der einzelnen Landschaften an die großen Gebiete.

Am Massif Central haben viele Departements teil: Loire, Haute-Loire, Allier, Puy de Dome, Creuse, Haute-Vienne, Corrèze, Cantal, Aveyron, Lozère und im Vorland Cher, Indre, Vienne, Charente, Dordogne, Lot, Tarn, Hérault, Gard, Ardèche, Rhone und Saône et Loire. Das Massif besteht infolge der verschiedenen Höhen-, Boden- und Klimaverhältnisse aus mehreren

Friedhof im Tal bei Le Caylar

Landschaften, jede von der andern unterschieden und jede von besonderer Eigenart. Am stärksten ist der Unterschied zwischen den kristallinen Hochflächen im Westen und Osten und dem Vulkangebiet der Auvergne. Die Scheide zwischen Westen und Osten bildet die vulkanische Zone vom Mont Dore bis zum Cantal. Hier ist eine Kette von Kratervulkanen von wilder Großartigkeit. Die Chaîne des Puys, der Mont Dore und Cantal haben schmale Kämme und pyramidenförmige Gipfel, sie sind stark zerrissen; der Cantal war ein Vulkan von den Ausmaßen des Ätna. Die mittlere Höhe des Massif beträgt 500 m, der Puy de Dome, westlich von Clermont-Ferrand ist 1465 m, der Cantal 1858 m und die größte Erhebung, der Mont Dore, 1886 m hoch.

Völlige Einöden mit Wüstencharakter wechseln ab mit Getreide- und Gartenlandschaften, wie die Auvergne mit Nadelwäldern, Ginster und Heidekraut, reichen Bergweiden, der südliche Cantal mit Gerste- und Roggenäckern und der Garten der Limagne, eine Bodensenkung am oberen Allier. Auf dem fruchtbaren Vulkanboden und dank des feuchtigkeitsreichen Klimas kann in der Auvergne und andernorts Rinderzucht gut gedeihen. Eine besondere Art sind die weißen Rinder, die bergtüchtig wie Ziegen sind. Die Bewohner des Massif Central haben in ihrer Abgeschlossenheit länger als die anderer Gegenden Frankreichs ihre Eigenart und eine völlige wirtschaftliche Autarkie bewahrt. Jetzt ist seit Jahren ein volkswirtschaftlich hochinteressanter Prozeß im Gange. Die Industrie auf den gewaltigen Kohlenlagern bei St. Etienne und Le Creusot, die Gummi-Industrie in Clermont-Ferrand, wo die große Firma Michelin ihren Sitz hat, bewirken Umstellung und Ausgleich, berühren aber anscheinend nicht die Eigenart der Bewohner, die man kennen muß, will man einen richtigen Begriff vom Franzosen haben. Berühmt ist die Hausindustrie: Spitzen in Le Puy und Craponne, Schmiedearbeiten in St. Flour und Thiers, dem französischen Solingen;

berühmt auch der Käse in Cantal und am Mont Dore. Auch die Papierindustrie ist bekannt, sie datiert ins Mittelalter zurück. Westlich der Vulkanzone steht das etwas eintönige Granitplateau schon unter ozeanischem Einfluß, reichliche Vegetation, viele Kastanienwälder; im Süden sind Kalktafeln vorgelagert mit großartigen Tälern, wie in den Cevennen und den Causses du Larzac, Noir, Sauveterre, Comtal, Bas-Gévaudan. Hier findet man hoch hinauf Maulbeer- und Olivenbäume, nachdem die unübersehbaren Rebenfelder aufgehört haben.

Früher zogen Schafherden bis zu 300000 Stück über die Hochflächen und durch die Täler. Sie haben die ganze Landschaft aufgefressen und fast jede Vegetation zerstört, so daß die Existenzbasis zu schmal wurde und viele Menschen abwanderten. Bis endlich der Kampf eines Mannes, Georges Fabre, dem ein Ende machte, so daß man wieder an die Aufforstung ging, nachdem der Großteil der wandernden Herden zerniert war. Aber ganz ist die Gefahr der Entvölkerung und der Eindruck der Einöde in manchen Gegenden nicht beschworen. Die wirtschaftliche Zukunft des Massif Central wird davon abhängen, ob die Verbesserung der Verkehrswege, die Viehzucht, die Aufforstung, die Entwicklung der Industrie mit Energie weiter verfolgt werden, wie man es jetzt begonnen hat.

Dann wird freilich von dem Reiz der Landschaft in ihrer wunderbaren Einsamkeit und Unberührtheit manches verlorengehen, aber damit hat es vorerst noch gute Weile. Noch kann man ganz allein sich an diesem einzigartigen Erdenfleck freuen: reich, weit, großartig, wild, lieblich. Man kann die Vorzüge des Thüringer Waldes oder des Harzes und der Dolomiten in Einem genießen. Täler von stillem Frieden und romantischer, düsterer Enge wechseln ab mit steinernen Festungen aus der Riesenzeit. Man sieht Steinmassen, die wie Ruinen-

Gegend von La Cavalerie

städte wirken in bizarrsten Formen, als ob der Schöpfungsakt plötzlich unterbrochen sei oder Giganten sich gegenseitig ihre Behausungen zertrümmert hätten oder ein Unhold bei einem phantastischem Umbauplan gestört wäre.

In Frankreich weiß man im allgemeinen recht wenig von der eigenartigen Schönheit des Massif. Es gilt als „une zone que l'on contourne et non que l'on traverse". Gesegnet sei der Zufall und meine geographische Unbescholtenheit, die mich diesen Landstrich mir erwerben half!

Von Aigues Mortes ging die Fahrt durch Rebenfelder von unübersehbarer Ausdehnung nach Montpellier, aus der Ferne grüßten die Berge. Der großartige Jardin des Plantes, die noble Promenade du Peyrou mit einem herrlichen Weitblick ins Land und der zweietagige, viele Kilometer lange Aquädukt wurden gebührend bewundert. Dann ging's in die Höhe, und schneller als gedacht konnte man seine Kenntnisse im Bergfahren in den Haarnadelkurven und im ewigen Auf und Ab repetieren: Montpellier 50, Lodève 165 — von hier kann man leicht eine der schönsten Strecken Frankreichs besuchen: die Gorges du Tarn und die Corniche des Cevennes — Le Caylar 487, La Cavalerie 800, Millau 379, Sévérac 750, Marvejols 659, Aumont 1043, St. Chély d'Apcher 1000, St. Flour 881 m. Weiter ging's an dem Tag nicht, und man blieb gerne in St. Flour, das auf einem gewaltigen Basaltfelsen mit senkrechtem Absturz gebaut ist, um so mehr als Unterkunft und Verpflegung trefflich waren. Freilich vin du pays, nach dem ich auf Grund der guten Erfahrungen fragte, gab's nicht in 880 m Höhe, wie man mir nachsichtig bedeutete, aber sonst war

Gegend bei La Cavalerie

Zwischen St. Flour und Clermont-Ferrand

alles da. Man hätte auf der Strecke immer wieder verweilen mögen, so reizvoll und abwechslungsreich war die Fahrt über die Causses und durch die Täler, so kühn die Straßen, an deren Kehren verfallene Burgen, einzelne noch aus der Gallierzeit, standen, unter deren Schutz sich die kleinen Orte duckten. So wild waren die Gebirgskämme, so freundlich die Wälder, so grandios die Wolken, so kunstvoll und mutig der Viaduc du Garabit, der die Truyère überquert, 654 m lang mit einem gewaltigen Mittelbogen von 165 m Spannung, den Eiffel, der Mann des Turmes, erbaute. Überall in den Städten und Städtchen gab es auch auf der Weiterfahrt mittelalterliche Häuser, aber organisch eingefügt in den unromantischen tätigen Tag.

Von St. Flour sah man im Westen den Plomb du Cantal, der mit seiner Umgebung die erwünschte Vorstellung entstehen ließ, es seien die Pyrenäen, die man bei klarem Wetter sehen soll. (Na ja: „hier oder nirgends ist Amerika." Also waren es die Pyrenäen!) Von St. Fluor ging's abwärts, d. h. die Höhenlage der Städte gerechnet, sonst wechselte Berg und Tal. Die Ausfahrt von St. Flour Richtung Issoire ist wunderhübsch, in Issoire eine schöne Kirche, St. Paul geweiht, aus dem 12. Jahrhundert, und dann nimmt das laute und fröhliche Marktgetriebe in Clermont-Ferrand den Reisenden auf mit seinen mehr als 100000 Einwohnern, seinen alten Kirchen und der Statue des Vercingetorix. Hier ist altes keltisches Siedlungsland, und von hier ging einst ein Ruf aus, der das ganze Abendland bis in seine Tiefen aufwühlte: die Predigt des ersten Kreuzzuges! Hierher wurde Boulanger, der „General Revanche", 1887 strafversetzt von Paris. Clermont-Ferrand liegt noch 358 m über dem Meere,

von dort rollt der Wagen über Riom und Ganat (337), Moulin (221), Nevers (186) gemächlich ins breite Tal der Loire, aus der Ferne grüßen die Berge — sie bleiben unvergessen wie ein Trost und eine Verheißung.

Immer in der Geschichte ist das Massif Central, vor allem die Cevennen und die Auvergne, Zufluchtsort Verfolgter gewesen. Als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes 1685 widerrief, erhoben sich die Hugenotten in den Cevennen mit starkem Zustrom aus andern Gebieten unter Jean Cavalier, geboren 1680, gestorben 1740 in Chelsea in der Fremde. 1702—1710 dauerte der Cevennenkrieg der Kamisarden; er endete nicht, als Cavalier 1704 die Waffen niederlegte, weil man ihm halbe Toleranz und die Bildung eines eigenen Regiments aus Kamisarden in königlichem Sold versprach. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung geführt. In dem unwegsamen Gelände, das mit tiefen Höhlen und Grotten unzugängliche Unterschlupfe bietet, wurden königliche Heerhaufen völlig vernichtet. Endlich erstickten Villard und Berbick den Aufstand der Glaubensstreiter im Blut.

Die Zähigkeit und der Stolz der Bergbewohner und die Sonderart des Landes blieben ungebrochen, und daher mag wohl der Eindruck kommen, daß auch heute Zuflucht, Sicherheit, Einsamkeit und Ruhe, wenn wiederum nach dem Gebot der Gewalt der eigene Glaube einem genommen werden sollte und man seinetwegen verfolgt würde, in den Cevennen zu finden wären, die nach dem Gebot der Geographie ein Teil des Massif Central sind, das wie eine letzte, uneinnehmbare Bastion des Charakters wirkt.

Gegend von Clermont-Ferrand

Photos: W. Fessmann

PAUL STRECKER

Suzanne vom Montmartre

Als wir an jenem kalten 9. April dieses Jahres oben auf dem Montmartre, wo sie gelebt hatte, am Sarg der Suzanne Valadon standen, da waren wir wenigen, die wir uns anmaßen, diese Frau nach ihrer wahren Bedeutung geliebt und bewundert zu haben, uns klar, daß Frankreich mit ihr einen seiner seltensten, echtesten Künstler verlor. Spätere Generationen werden von selbst Versäumnisse nachholen, Erscheinungen wie diese an den richtigen Platz stellen, die Verehrung, die man der Lebenden versagte, an ihrem Gedächtnis gutmachen.

Es wurden viel wohlgeformte und gescheite Reden zu ihrem Nachruf gehalten, aber die gezügelte Sprache schien nicht am Platz bei einer leidenschaftlichen Kreatur wie ihr, auf die allein das volle Maß paßt, der nur die großen Worte mitreißender Begeisterung gerecht werden.

Für die meisten war sie nur die Mutter des Utrillo, dessen Ruhm den ihren verdunkelte, ein altes, eigensinniges, unleidliches Weib. Sie starb, gerade als das Leben lichter für sie zu werden schien, als der französische Staat sich ihrer zu erinnern anfing und sie mit Aufträgen bedachte, bei der Greisin riesige Wandbilder bestellte, als der Schmerz der Mutter über die Trennung von dem geliebten Sohn nachzulassen begann, zurückgedrängt durch die Freude über die bevorstehende neue Tätigkeit und die Aussicht auf materielle Sicherung.

Die Geschichte der Valadon läßt sich nicht von der des Sohnes trennen, und stets wird man Utrillo mit hineinbeziehen müssen, wenn man von ihr spricht. Er war alles für sie gewesen. Dreiundfünfzig Jahre lang hatte er bei ihr gelebt, sie, die große Malerin, hatte aus ihm einen großen Maler gemacht, hatte ihn, der unfähig war, sein Leben selbständig zu leiten, über ein halbes Jahrhundert lang betreut und behütet.

Was Wunder, daß sie, als dieser Sohn von ihr gehen, sein Leben mit einer andern Frau führen wollte, dem Wahnsinn nahe war, ihn in sein Zimmer einsperrte, ihm seine Kleider wegnahm, um ihn am Ausgehen zu hindern, so daß er, umgekehrt wie bei sonstigen Entführungen, von seiner Zukünftigen im Schlafanzug aus dem Fenster geholt und in das bereitstehende Auto verladen wurde.

Sie konnte prächtig böse sein, die Valadon! Ungerecht bis zur Verblendung, ausschließlich, allem Halben abgeneigt, dabei hintergründig wie eine Hexe! Im Mittelalter hätte man sie wohl als solche verbrannt. Sie war in Limoges geboren, wurde aber frühzeitig nach Paris, auf den Montmartre verpflanzt. Schon das kleine Mädchen muß seltsam gewirkt haben mit dem energischen, breiten Kinn und dem wilden Tierblick. Ein Stück Kreide dient ihrer ersten künstlerischen Betätigung. Den Teufel, der ihr im Leib steckt, stößt sie aus sich heraus, indem sie Mauern, Wände, Trottoirs vollzeichnet mit Armen, Beinen, Gestalten, von denen sie besessen ist. Unwillkürlich denkt man an das Dürersche Wort: „Innerlich voller Figur sein ..." Die Achtjährige beobachtet ganze Sonntage lang, auf

dem Bauch liegend, vom Dach des hohen Arbeiterhauses am Boulevard Rochechouart, die Straße, die vielen kleinen, sich bewegenden Punkte da unten, alle die kuriosen Dinge, die es von da oben zu sehen gibt, zwischen den Kaminen hindurch, die Paris beräuchern, die schwarzen Stäubchen in die Fenster schicken, aber auch die Konturen der Häuser umspielen, sie einhüllen in farbigen Dunst, der ein kleines Mädchen träumen läßt . . .

Suzanne soll Putzmacherin werden. Aber sie fühlt, das ist nicht das Richtige. Eine ihrer Freundinnen ist Akrobatin. Ja, das ist schon etwas anderes. Sie übt sich sechs Monate lang am Trapez, wo sie alle Berufsgenossen erstaunt durch ihre Geschicklichkeit und ihren stahlharten Körper. Eines Tages stürzt sie, bricht sich alle Knochen und wird halbtot aus der Manege getragen.

Segnen wir diesen Unfall! Vielleicht verdanken wir ihm die Malerin Valadon. – Aber noch ist deren Stunde nicht gekommen. Die Sechzehnjährige muß ihren Lebensunterhalt verdienen. Sie wird Modell, steht bei Puvis de Chavannes, der so angetan ist von diesem intelligenten Geschöpf, daß er keine Arbeit mehr ohne sie unternimmt, sie nicht nur die Frauen, sondern sogar die Jünglinge auf seinen großen Kompositionen posieren läßt. – Sie kommt zu Renoir, zu Toulouse-Lautrec, der zufällig erfährt, daß das kleine Modell, das so geduldig und unermüdlich stillhält, in seiner freien Zeit zeichnet. Er läßt sich die Blätter zeigen, ist begeistert von dieser instinktiven Begabung, der Reinheit der Linie und der Frische der Anschauung, schickt sie mit ihrem Karton zu dem gestrengen Degas, der kaum seinen Augen traut, die Blätter dreht und wendet und sich nicht genug tun kann vor Bewunderung. Er hilft, berät, zeigt ihr, was sie noch zu lernen hat, verkauft ihr einiges, so daß sie weiter arbeiten kann. Denn nicht nur für sich muß sie sorgen, sondern auch für ihren kleinen Maurice, der ein begabtes, träumerisches Kind ist, aber auch ein Kind, das ihr Sorge macht, denn schon künden sich in ihm schlimme Neigungen an. Die Großmutter war schuld daran gewesen. Diese gewöhnte den Knaben, dem sie nichts abschlagen konnte, an den schönen, roten Wein, den er so gern trank. Die Mutter war damals fast den ganzen Tag außer Haus. Immer wieder und selbst hinter dem Rücken der Großmutter wußte der Kleine die Flasche zu finden. Böse Mäuler behaupten, die Valadon habe die unselige Anlage Utrillos gefördert, dem Kind abends Kognak eingeflößt, um es schneller zum Schlafen zu bringen, wenn sie ausgehen wollte. Aber das dürfte Verleumdung sein.

Die Schenkwirte der Butte Montmartre kannten alle den jungen Mann. Oft wurde er besinnungslos bezecht von der Straße aufgelesen und der Mutter ins Haus gebracht. Sie kommt auf den Ausweg, dem Jungen, mit dem man sonst nichts anfangen kann, ein paar Buntstifte in die Hand zu geben, um ihn zu beschäftigen. Und siehe da, der Fünfzehnjährige offenbart eine starke Begabung. – Suzanne, die mittlerweile sich durchgekämpft hat, eine Malerin geworden ist, zeigt dem Jungen, wie man mit Leinwand und Pinsel umgeht, bereitet ihm seine Palette, wählt seine Farben und lehrt ihn, sie zu mischen. Aber sie braucht ihm gar nicht viel zu sagen. Der Junge begreift aus sich heraus, konterfeit, was er vor Augen hat, den Blick aus dem Fenster, die Sicht auf die Türme des Sacré-Coeur und

auch den Blick auf das rote Eckhaus, in dem Wein ausgeschenkt wird. Und aus der Straße, den Türmen von Sacré-Coeur, dem roten Eckhaus des Weinwirts werden Visionen voller Rätsel, Gleichnisse hintergründigen Lebens, Sinnbilder einer unwirklichen Realität . . . Atavismus.

Der Sohn wird als Genie ausgerufen. Seine Jugendwerke, besonders die der sogenannten „weißen Periode", die er seinerzeit für wenige Franken auf der Straße feilbot oder den Weinwirten von Montmartre gegen ein paar Liter Rotwein überließ, werden von der ganzen Welt mit Gold aufgewogen. Aber weder er noch seine Mutter haben teil an dieser Hausse. Die Bilder sind aus dem Haus, verschleudert, und die immer stärker werdende Trunksucht Utrillos und seine oft notwendige Internierung in Entziehungsanstalten kosten Geld und lassen ihn nicht regelmäßig zur Arbeit kommen.

Soweit der Sohn. Er bedeutet für die Mutter Sorgen über Sorgen. Sie ist zwar, wie schon gesagt, eine Malerin und auch bekannt geworden, aber man liebt eigentlich ihre Bilder nicht und kauft sie nur selten. Porträtaufträge hatten ihr nur Enttäuschungen eingetragen, denn wie Goya sah sie durch die Menschen hindurch, und die Ergebnisse dieser Hellsichtigkeit entsprachen selten den Erwartungen der Besteller.

Die Menschen sind unverhüllten Wahrheiten abgeneigt.

Die Porträts wurden ihr nicht abgenommen. In der Renaissancezeit hatten die Künstler mehr Autorität. Dürer schreibt seinem Mäzen, er habe ihm wegen der schmählichen Entlohnung seiner Arbeit ein „gemein Gemähl" gemacht, und Tizian dem seinigen, daß er seinen ganzen Schmerz über die geringe Bezahlung in das Antlitz der zu liefernden Madonna gelegt habe.

Die Valadon hat es nie verstanden, materiellen Vorteil aus ihrer Arbeit zu ziehen, und als einmal, zur Zeit der Hochkonjunktur, die Gelder ihr reichlicher zuflossen, wußte sie nicht damit umzugehen und ließ sie wieder aus den Händen fließen, großzügig und weltfern, wie alle, die nach innen leben, die innerlich Reichen.

Für ihre Katze, die sich verlaufen hatte, gab sie alles aus, was sie besaß; um wieder in den Besitz des Tierchens zu kommen, schickte sie halb Frankreich auf die Jagd. Aber auch im Wohltun war sie ohne Grenzen.

Als ich sie kennenlernte, hatte sie schon den Ruhm, den sie zum guten Teil ihrer und Utrillos Legende verdankte, hinter sich und war — die Menschheit ist sensationshungrig, undankbar und vergeßlich — der Aktualität entrückt, interessierte nicht mehr. Sie war eine Frau von fast siebzig Jahren, deren harte, unweibliche Kunst eigentlich nur von den Malern gewertet wurde. Die Kunstliebhaber hätten die Valadon vor Hunger krepieren lassen, jene Herrschaften mit den überzarten Nerven und dem robusten Gefühl, die dem Maler so wohlwollend auf die Schulter klopfen können, ihn aber nicht fragen, ob er ein warmes Essen im Leib hat. Wie hätten sie auch die Kunst der Valadon begreifen sollen, die aus dem Volkstum geschöpfte und von ihr neu aufgebaute Welt, die in ihrer nackten Wirklichkeit so ärmlich und alltäglich scheint: ein Blumentopf, die Zuckerdose, ein paar Äpfel oder Zitronen, das Töchterchen der Concierge, Mädchen, die sich baden, ankleiden, die

Haare aufstecken, Frauen mit welken Brüsten, unschönen, zu großen Füßen und knochigen Wirbelsäulen, andere, die dem Beschauer ein übervolles Gesäß präsentieren, wie die Weiber des Dürer oder des Baldung Grien. Oft wird die Form mit einer dunkelblauen oder schwarzen Linie umrissen, bei vielen unberufenen Malern eine unerfreuliche Prozedur. Bei ihr hilft es, den aufregenden Ausdruck noch zu verstärken, zu unterstreichen, dem Betrachtenden eine Geste unnachsichtig einzuhämmern.

Eines ihrer Modelle habe ich gekannt, es war eine Tänzerin aus Braunschweig, ein hübsches, blondes Geschöpf. Auf den Bildern nach ihr war sie mit einer sonst nur den germanischen Künstlern eigenen Unerbittlichkeit dargestellt, da war nichts ausgelassen, nichts übersehen, keine Bauchfalte poetisiert. Aber unter dem Pinsel der Valadon werden die müden verarbeiteten Hände der Nähterin, die gewöhnliche, gehäkelte Decke, die geblümte, billige Tapete bei fast schreckhaft genauer Wiedergabe zum kostbaren Geschmeide, verwandeln sich dank dem Wunder der Schöpfung aus trauriger Armut in seltene Kleinodien. Allerdings nur für die, die zu sehen imstande sind. Für die anderen bleibt das geschilderte Milieu eine Welt übelriechender Dürftigkeit. – Denn die Zahl derer, die ein Kunstwerk nach seiner formalen Haltung, seinem Stilwert, seiner Ausdruckskraft, kurz seinem inneren Gehalt zu sehen vermögen, ist äußerst gering. Immer wieder bleibt selbst so mancher Fachmann an Äußerlichkeiten haften; immer wieder verwechselt er Gegenstand und Darstellung, das Detail mit dem Ganzen, genießt er isoliert einen ihm genehmen Farbwert wie ein Bonbon (ach, das schöne Rot!) und übersieht das Eigentliche: den Mikrokosmos, den der Künstler geschaffen hat. – Soll man erstaunt sein, daß die Valadon nicht gefiel, daß man keine teuren Louis-Quinze-Rahmen um ihre Bilder tat oder sie auf seidene Tapeten hing? –

Die kompromißlose Natur der Malerin erschwerte den Zugang zu ihr und ihrem Werk. Ihr Sohn Utrillo zog allen Ruhm auf sich, und ich habe mich oft gefragt, ob sie nicht bei aller Liebe für den S o h n im Innern eifersüchtig auf den M a l e r war.

An jenem Winterabend, als ich sie zum erstenmal sah, war sie in einer Krise des Haders gegen Gott und die Welt, eine keifende kleine alte Frau, deren Augen hinter ihren Brillengläsern gefährlich aufblitzten. Sie malt nicht mehr, da sie keiner dazu ermutigt, sondern beschäftigt sich den ganzen Tag mit Hausarbeit. Utrillo spricht nicht mit ihr, ist böse. Man hört ihn wie ein Tier draußen treppauf, treppab laufen. Das sich gleichförmig wiederholende Geräusch der schlurfenden Filzpantoffel verstärkt den beunruhigenden Eindruck des Hauses. Schließlich kommt er ins Zimmer mit sehr altem Gesicht. Man könnte ihn viel eher für den Bruder der Valadon halten. Wir gehen in das Atelier hinunter, einen kahlen, grau getünchten, freudlosen Raum, der von einem Gasofen spärlich durchwärmt wird. Das Haus besitzt zwar Heizungsanlage sowie Badeeinrichtung, beides ist aber nie benutzt worden. Wir setzen uns in eine Ecke des Raumes und sehen Utrillo zu, der sich an die Staffelei gesetzt hat und in kleinen, nervösen Strichen an einer Landschaft malt. Mit Suzanne ist eine Veränderung vor sich

gegangen. Bei näherem Zusehen entdeckt man hinter den Brillengläsern der zänkischen Hexe wundervolle blaue Augen voll inneren Feuers, voll schalkhafter Teufelei, die welken Züge werden fest und faltenlos, sobald man von Malerei spricht und sie Verständnis fühlt. Ihre Bewegungen verraten ein unbändiges Temperament, sie wird fast kokett, möchte gefallen.

Sie spricht von ihrer Jugend, von der Art, wie man ein Bild anpacken muß, in einer Sprache, die es heute gar nicht mehr gibt, weil die heutigen Maler nicht mehr wissen, was sie alles weiß. – Sie weiß auch genau, was sie wert ist. Ihr einziger Ehrgeiz ist, einmal im Louvre zu hängen, und sei es in der dunkelsten Ecke. „On verra mon tableau quand même."

Ich möchte etwas von ihr sehen. Sie hat nur ein paar alte Bilder da, aber was für Bilder! Ihr Selbstbildnis als Fünfzehnjährige, ein fanatisches Jungmädchengesicht mit eckigen Zügen und einem energiegeladenen Mund, ein Bild ihrer Mutter mit dem jungen Utrillo, gemalt wie ein Clouet, ein Bild ihrer Mutter in Küchenschürze, das heute im Musée du Luxembourg hängt. Sie ist glücklich, daß man ihre Arbeit liebt. Wir bleiben lange vor den Bildern sitzen.

Aus der Ferne hört man die Drehorgeln vom Boulevard des Batignolles.

Draußen geht der Mond auf über den Häusern vom Montmartre.

Ein andermal: Suzanne Valadon hat mich zum Essen eingeladen. Sie erscheint in einer hellblauen, verwaschenen Nachtjacke, da sie nichts anderes mehr zum Anziehen hat, nicht einmal mehr ein Hemd. Immerhin sind ihre Bäckchen hellrosa, der Mund zinnoberrot angemalt. Es ist Samstagabend. Morgen darf Utrillo sich besaufen, darf heute abend sogar damit anfangen. Auf dem Boden, auf dem Bord des Büffets, auf dem Tisch, überall stehen Flaschen mit Rotwein, der in seinem Leben eine so große Rolle gespielt hat. Außerdem stellt Suzanne noch zwei volle Flaschen Kognak auf den Tisch. In dem kleinen Eßzimmer mit der scheußlichen roten Tapete ist es sehr kalt, trotzdem der Kamin brennt. Das Essen ist einfach, aber ausgezeichnet. Salami mit Brot und Butter zum Apéritif, dann Kalbsbraten mit Endivien, harte Eier, die für einen Salat bestimmt sind, den es aber nicht gibt, Käse und Obst. Kaffee von vorzüglicher Qualität.

Es kommt zu keiner rechten Unterhaltung. Die Valadon ist dauernd auf dem Weg in die Küche, der Maler L., der neben mir sitzt, taub, seine Frau wechselt die Teller, Utrillo redet kaum und stützt seinen Kopf schwermütig auf den Arm und diesen auf den Tisch, wobei dieser Kopf auf einmal unerhört schön wird wie ein mittelalterlicher Christus. Vorher war es ein graues, schwammiges Beamtengesicht. Seine Mutter hat ihn schlecht gemacht, als wir einen Augenblick allein waren, sie sagt, er sei gänzlich verändert seit einem Jahr, sie gebraucht die Worte: „Vulgaire, mesquin, jaloux", und beklagt sich über seine Geldgier, er, der nie gewußt habe, was Geld war. Aber ich glaube, er denkt viel mehr an den Sonntagsrausch, den ihm die Mutter gestattet. Als ich ihm von Süditalien erzähle, daß man dort zehn Liter Wein für zwei Lire haben kann, horcht er auf, erwacht er aus seiner Lethargie, seine Augen strahlen. Dann sammelt er alle herumstehenden, noch gefüllten Flaschen mit Rotwein ein und trägt sie in sein Zimmer, wo er sich bald einschließt, um vor Montagmorgen nicht mehr zu erscheinen.

Es ist spät geworden; draußen schneit es. Ich habe noch einen weiten Weg bis aufs linke Ufer. Die Valadon bietet mir an, die Nacht in ihrem Haus zu verbringen. Sie führt mich im oberen Stock in ein eiskaltes, notdürftig möbliertes Zimmer und gibt mir als Decke einen herrlichen Persianermantel, der aber gänzlich verfleckt und zerrissen ist. Dann geht sie wieder in ihre Küche und hat endlich, gegen halb zwei Uhr, ausrumort. Sie setzt sich zu mir, denn Schlaf kennt sie nicht, bringt eine Pappschachtel, holt daraus alte Fotos und zeigt sie mir. Da ist die junge Suzanne mit ihrem Kind, eine herbe, stolze siebzehnjährige Madonna von zeitloser, schmerzlicher Schönheit. Sicher fand man sie damals mager und anmutlos. Ein anderes Foto: Suzanne mit einem Blumenhut in der Tournure der achtziger Jahre, wie Renoir sie gemalt hat. Sie will diese Dokumente verbrennen, sie sollen sie nicht überleben. Ob sie es wohl getan hat? – Sie zeigt auch Fotos von Miguel Utrillo, dem Vater von Maurice, einem schönen Spanier, mit dem der Sohn unverkennbare Ähnlichkeit hat, was den von den Kunsthändlern entfachten Streit um die Abstammung des Malers, die man der Reihe nach Degas, Renoir, Lautrec oder allen dreien zugleich zuschrieb, wohl endgültig erledigt.

Das liegt alles weit zurück. Später hat sie sich noch einmal mit einem jüngeren Mann verheiratet, aber der ist inzwischen auf und davon gegangen mit einem leichten Mädchen vom Montmartre, nachdem er der guten Suzanne alle Bilder abgenommen hat. Manchmal kommt er noch vorbei, um nachzusehen, ob nicht wieder etwas zu holen ist.

Die Valadon erzählt ... Die Nacht schreitet vor ... Kälte schleicht aus allen Winkeln des unsagbar schmutzigen Hauses.

Monate später. Es ist wieder Winter. Ich klopfe bei Suzanne an. Sie ist in größter Not, man hat ihr das Gas gesperrt. Freunde hatten mich darauf vorbereitet, eine halb Irre vorzufinden. Nichts von alledem. Sie empfängt mich wie eine große Dame, mit einer Haltung, die seltsam zu ihrem vernachlässigten Äußern paßt. Die Augen lebhaft wie immer hinter den großen Brillengläsern. Nach Utrillos Heirat hat sie sich, jeglicher Mittel beraubt, wieder ans Malen begeben. Auf der Staffelei in dem großen, kahlen Atelier steht ihre letzte Arbeit: ein Blumenstrauß. – Aus dem Leibmotiv malender älterer Damen macht die alte Suzanne ein seltsames Etwas, das einen zusammenschrecken läßt. Auf diesem Bild, das über die Werke ihrer besten Zeit hinauswächst, recken und winden sich die Stengel und Blätter wie in Schmerzen, und die purpurroten Blumen bluten einem anklagend entgegen wie verwundete Tiere.

Trotz ihrer Misere ist die Valadon bester Laune. Sie plaudert, als sei es von gestern, von ihrem Lehrmeister Degas, dem vergrämten, blasenkranken Grandseigneur, der so gut zu ihr war, trotz seiner zur Schau getragenen Kälte und der nach ihr gezeichnet und gemalt hat, zwar nicht seine Tänzerinnen, aber seine Jockeys. Er setzte sie rittlings auf einen hohen, peluchebezogenen Bock und gab ihr eine Peitsche in die Hand.

„Gib deinem Gaul die Sporen", sagt er, sie macht die Bewegung, fällt, heult auf vor Schmerz, daß Fußgelenk ist verstaucht. „Bleib liegen", sagt Degas und zeichnet nach ihr den „vom Sattel gefallenen Reiter".

Für Renoir posiert sie die kleinen Frauen auf den Bougival-Bildern, sie steht für ihn nackt in seinem Garten am Montmartre, verdeckt durch einen Busch vor den Mönchen, die nebenan wohnen.

Mit sicherem Instinkt sucht sie den Umgang der großen, damals noch unbekannten Maler, mit untrüglichem Gefühl vermeidet sie die Beziehungen zu den falschen Göttern jener Zeit, den Bouguereau, Carolus-Duran, Rochegrosse. Bei den sonntäglichen Zusammenkünften in Lautrecs Atelier lernte sie van Gogh kennen, einen jungen, unbekannten Holländer, der von den Pariser Kollegen nicht ganz für voll genommen wurde. Allerdings war das im Jahre 87, und der Maler wußte noch nichts von Arles. Van Gogh brachte seine Bilder mit und stellte sie scheu in einer Ecke des Lautrecschen Ateliers auf, in der Hoffnung, daß die von ihm so bewunderten Pariser Maler davon Notiz nähmen. Sie taten es nicht, niemand sah hin, aber das kleine Modell Suzanne Valadon fühlte sich zu diesem merkwürdigen rothaarigen Mann, in dem sie vielleicht Affinitäten spürte, hingezogen. Sie fand die Bilder des Ansehens wert, war wohl die Einzige, die sie aufmerksam betrachtete.

Doch den entscheidenden Eindruck in ihrem Leben empfing sie von Cranach. Und wenn wir uns in ihre Kunst vertiefen, verstehen wir, warum. Zwei wesensverwandte Maler reichen sich durch die Jahrhunderte und über alle Grenzen hinweg die Hände.

Ich wühle in meinen Taschen. Ich finde eine Hundertfrankennote. Es wird langen, um den Gashahn wieder in Bewegung zu setzen.

Wieder vergehen Monate. Es geht der Valadon besser.

Oft nehme ich mir vor, sie zu besuchen. Man glaubt stets, man habe wichtige Dinge zu tun. Das Wichtigste aber tut man nicht. Die Weite eines Wegs wird willkommener Vorwand eigener Bequemlichkeit.

Ich habe die Valadon nicht mehr wiedergesehen.

Und dann stand ich plötzlich an ihrem Sarg. Es waren Minister anwesend und der Kammerpräsident, und der Hof der Kirche St. Pierre de Montmartre war schwarz von Menschen. In den Fenstern der niedrigen Häuser um Sacré-Coeur herum hingen die Weiber und Kinder und schauten etwas erstaunt auf das offizielle Begräbnis herunter. Sie haben alle die kleine, bewegliche Frau gekannt, die fast siebzig Jahre auf der Butte Montmartre gewohnt hat. Sie hatten wohl auch gehört, diese Frau habe Bilder gemalt. Aber was will das schon heißen in einer Stadt, wo es 60000 Maler gibt? – Morgen werden sie wieder in den Fenstern liegen und einem andern Begräbnis zuschauen.

Der Flieder war schon hervorgekrochen trotz der frühen Jahreszeit, der Flieder, der an diesem kalten Apriltag unwirklich über die Mauer des Hofes der Kirche hing, der Flieder, den die Valadon so geliebt und den sie auf ihr letztes Bild gemalt hat.

Rundschau

Auf schmalem Grad. Wenn man die Pressestimmen und manche Rundfunkmeldungen der jüngsten Zeit zusammenhält, so kann der Eindruck entstehen, daß in kürzester Frist die Entscheidung bevorsteht, ob die Welt erneut in einen sinnlosen Vernichtungskrieg stürzen soll oder ob es noch in letzter Stunde gelingt, durch eine freimütige und rückhaltlose Erörterung der Lebensprobleme aller Völker und ihre Lösung in großzügiger und loyaler Gesinnung das namenlose Unglück eines Völkerringens zu beschwören und endlich den Frieden auf eine sichere Grundlage zu stellen. Der gegenwärtige Zustand ist für die Nerven keines Volkes mehr lange tragbar, die Gefahr eines Kurzschlusses ist unmittelbar gegeben. Um so verantwortungsloser ist die Hetze derjenigen, die durch unrichtige Meldungen die internationale Atmosphäre immer mehr vergiften. Das Monatsende stand im wesentlichen unter dem Eindruck des englischen Königsbesuches in der Begleitung des englischen Außenministers in Frankreich. Die dabei gehaltenen Reden lassen nicht den geringsten Zweifel offen an dem festen Willen der Regierungen beider Völker, ihre Geschicke in guten und bösen Tagen fest aneinandergebunden zu halten. Das englisch-französische Bündnis ist eine Realität, mit der jeder Staatsmann zu rechnen hat, aus der aber niemand voreilig und unüberlegt die Meinung ableiten sollte, daß man die beiden großen Mächte in fremdem Interesse zwangsläufig in einen Krieg verwickeln könnte. Die früheren Erklärungen von Chamberlain und Daladier bekräftigten erneut ihr Verantwortungsgefühl und ihren Willen zu einem dauerhaften Frieden in der Welt. So scheint die Tür zu einer wirklich bereinigenden Aussprache trotz aller Presseunruhe noch nicht ins Schloß gefallen zu sein, wenn auch zu ihr wohl nur noch kurze Frist gegeben ist. Die Folgerung müßte zunächst die Tschechoslowakei ziehen, deren ständige Verschleppung einer klaren Entscheidung in der Minderheitenfrage die europäischen Schwierigkeiten in unheilvollster Weise verschärft. Auch in Spanien stößt anscheinend die Arbeit auf Grund der Beschlüsse des Nichteinmischungsausschusses auf erhebliche Schwierigkeiten, so daß nicht mit einer baldigen Bereinigung der Freiwilligenfrage zu rechnen ist. Die Truppen Francos haben weitere militärische Fortschritte gemacht, aber bei der Eigenart des spanischen Bürgerkrieges können auch sie kurzfristig Entscheidungen nicht bringen. Auch von den andern Unruheherden ist keinerlei Entspannung zu melden: das Sandschak-Abkommen hat wohl die Beziehungen zwischen Frankreich und der Türkei erheblich verbessert, aber die Bevölkerung Syriens ist nicht mit ihm einverstanden. In Palästina ist keinerlei Beruhigung eingetreten, der Ernst der Lage wird durch die Entsendung englischer Kriegsschiffe militärisch unterstrichen. Im Fernen Osten tauchte zwischen Japan und Frankreich ein Gefahrenpunkt auf durch die Besetzung der Paracel-Inseln durch Frankreich, aber das energische und eindeutige Vorgehen der Franzosen wird auf japanischer Seite gegenwärtig kaum Weiterungen auslösen. Ernster liegt der Fall des Eindringens sowjetrussischer Truppen in Mandschukuo, die trotz schärfsten japanischen Protestes nicht daran denken, den Rückzug anzutreten. Das japanische Vorgehen gegen Hankau ist auf

starken chinesischen Widerstand gestoßen, und eine Entscheidung liegt noch in weitem Felde. Auch dort ist die Möglichkeit gegeben, daß durch Einmischung anderer Mächte in die große kriegerische Auseinandersetzung der Brand auf die Welt übergreift. Auf der politischen Börse stehen die Wetten auf Krieg höher als die auf eine friedliche Lösung. Für diese spricht eigentlich nur noch die Hoffnung der Völker. Die Ereignisse sind überall im Fluß, sie können sehr schnell ein Tempo annehmen, das alle Voraussetzungen und Hoffnungen überholt.

Organisation des Friedens? Während in der ganzen Welt die Überlegungen sich um die Organisierung des totalen Krieges drehen, verdient eine Stimme, auch wenn es die eines bedeutenden „Outsiders" ist, besondere Beachtung, die nach der Organisation des Friedens ruft, gewiß eine Stimme im Sturm, deren Mahnung verwehen kann, aber nicht zu verwehen braucht, wenn andere die Mahnung aufnehmen. Die eine besondere Bedeutung dadurch erhält, daß es die Stimme eines Soldaten ist, der als einer der ersten das Wesen des modernen Krieges begriff, und der ein hoher englischer Offizier ist. Mit dem gleichen Freimut, mit dem er seine Erinnerungen schrieb, nimmt Major-General S. F. C. Fuller in seinem Buch "The first of the League Wars" (deutsche Übersetzung erschienen bei Rowohlt, Berlin) seinen Kampf auf gegen das „quacksalberische Gift", das nach seiner Ansicht der Völkerbund ist, der der schwerkranken Welt als Medizin verschrieben wurde, ohne daß man die wahren Ursachen der Krankheit vorher untersucht und festgestellt hätte. Fuller hat den abessinischen Krieg als Sonderkorrespondent der „Daily Mail" mitgemacht, seine Ursachen und seinen Ablauf unter einer großen Konzeption betrachtet und tritt nun zu einem schonungslosen Kampf gegen die Kräfte an, die ihm als die Schuldigen am gegenwärtigen Zustand der Welt und als Interessenten an einer Verhinderung der europäischen Genesung erscheinen: den Bolschewismus, die entartete Demokratie und ihr Instrument, die Genfer Liga. Er geht aber mit einer starken geistigen Leidenschaft noch einen Schritt weiter und entwirft die Grundlagen einer neuen Weltordnung, die stärkste Aufmerksamkeit verdienen. Dieser Engländer wird Italien wie Deutschland gerecht durch eine objektive Feststellung der gegebenen Tatsachen, wirtschaftlichen wie psychologischen, aus dem sich ihr Handeln bei dem Beharren der andern im Irrtum zwangsläufig ergibt. Für sein Zukunftsbild zieht er als Eideshelfer Lewis Rumford und sein erregendes Buch "Technics and Civilisation" heran. Er zeigt, um zu einer neuen Friedenstechnik zu gelangen, die Realitäten der neuen Weltordnung. Er weiß, daß die westliche Welt nicht groß genug ist, um zwei sich feindliche, gegensätzliche Weltanschauungen zu fassen, daß der Krieg weder durch Abrüstung noch durch kollektive Sicherheit zu beschränken ist, daß die Gewaltherrschaft des Geldes gebrochen werden muß, daß man weder die treibenden Kräfte des Christentums: die Nächstenliebe, den Mut, den Glauben an ein Ideal, noch die demokratische Ordnung in ihren Hauptwerten: der geistigen Freiheit des Individuums, ungestraft beiseitestellen darf, die erst das heutige „wissenschaftliche" Zeitalter mit seiner früher unmöglichen Zusammenfassung von Millionen menschlicher Verschiedenheiten ermög-

licht hat, daß eine Zukunftslösung nur möglich ist durch die Lösung des Problems der Ökonomie der menschlichen Kräfte im Sinne ihrer Einspannung, wie man Gebirgsströme zur Nutzbarmachung ihrer Energie einspannt. Er entwirft das System des „dreifachen Staates", aufgebaut auf den Elementen des korporativen Staates: einer Kulturkammer, einer politischen Kammer und einer Wirtschaftskammer. Dieser dreifache Staat ist ihm der Weg zum schöpferischen Frieden. Man soll nicht mit dem Soldaten rechten, ob er die philosophisch-geistigen Waffen ebenso exakt zu handhaben weiß, wie die militärischen und die Boxhandschuhe seiner Gedanken, mit denen er seinen Gegnern so erbarmungslos zu Leibe geht. Für uns ist wesentlich, daß hier aus einem ganz anderen Erleben heraus als dem deutscher Politiker und Denker der Nachkriegszeit, die durch Leiden wissend geworden waren, ein Engländer Gedanken leidenschaftlich vorträgt, die eine Aussprache auf einer neuen Ebene ermöglichen. Interessant auch deshalb, weil er Theorien vertritt, die, in der Praxis angewandt, anderswo ein den Absichten ihrer Vertreter recht fremdes Gesicht inzwischen gezeigt haben. Ihm ist das letzte Problem geistiger, nicht physischer, wirtschaftlicher, selbst nicht moralischer, sondern superrationaler Natur: „das Gefühl, daß alle Dinge eins sind, und daß die menschliche Rasse im Geiste eins ist, daß der Dreifache Staat sich ausbreiten muß, bis aus den dunklen Höhlen des ungeahnten Seins jenes Wunder aufsteigt, das heute nur eine Stimme im Sturm ist."

Gedanken, die Gedanken machen. Bei der Formung des französischen Geistes darf man von einer Art nationalen Instinktes sprechen, der ihn zur Ausbildung einiger wesenhafter Grundelemente leitete: Neigung und Fähigkeit zu feinster psychologischer Beobachtung und Zergliederung, ein empfindliches Organ für Fragen der Moral in ihrem weitesten und höchsten Sinne und eine natürliche Begabung für alle Fragen, die mit der Erkenntnis des Menschen und seiner Art zusammenhängen. Daraus ergeben sich die unleugbare und oft schlechthin bewundernswerte Fähigkeit des Franzosen zu folgerichtigem, auch in der Nuance niemals die feine Linie zwischen Klarheit und Unklarheit verlassenden Denkens, der ausgesprochen nüchterne Wirklichkeitssinn und die Neigung, alles nach einer großen sittlichen Linie auszurichten. Nur bei einer solchen Veranlagung war es möglich, daß große Denker dem französischen Geist eine allgemein gültige und wohl endgültige Prägung geben konnten. Zu diesen Großen des Geistes, die bestimmend für ein ganzes Volk wurden, gehören Montaigne, Franz von Sales, Descartes, La Rochefoucauld und Blaise Pascal. Bei dem Bemühen, den französischen Geist wirklich zu begreifen und zu verstehen, sind in jüngster Zeit uns Deutschen wesentliche Helfer erwachsen. Der bekannte französische Literaturgeschichtler an der Sorbonne, F o r t u n a t S t r o w s k i, hat ein prachtvoll klares Buch geschrieben „La sagesse française", das nun in einer guten Übersetzung von Hans Hennecke erschienen ist (München, R. Oldenbourg. RM 4,80). Als Eideshelfer für die Richtigkeit seiner Auffassung vom Wesen des französischen Geistes führt er die fünf genannten großen Franzosen an und zeigt, wie jeder Einzelne von ihnen sein Werk im Grunde an der Moral ausrichtete. Die geistige Schärfe und

abgeklärte Ruhe La Rochefoucaulds, die sich in Formulierungen grandioser Ironie gegen die Quelle alles Übels, die menschliche Eigenliebe, wenden, bestimmen den französischen Geist ebenso wie Descartes' wundervolle Klarheit, Montaignes Zweifel an der menschlichen Vernunft gegenüber der göttlichen Offenbarung in der ganzen Kraft, Fülle und Anmut seines Geistes, die reinste Essenz humanistischer Bildung bei Franz von Sales und Pascals religiöses Genie in unlöslicher Verbundenheit mit der Klarheit des mathematisch-wissenschaftlichen Denkens. Jeder von ihnen fand für die Krisen seiner Zeit, die Krisen des Humanismus, der Religion, der Wissenschaft, der Lebenshaltung die dem französischen Geiste organische Lösung. Möglich, daß Strowski zur Erzielung eines einheitlichen Bildes verwickelte Dinge vereinfacht hat, an dem Wert des Buches ändert das nichts.

Zu gleicher Zeit finden sich noch andere deutsche Bücher zusammen, um dem gleichen Zweck, dem Begreifen des französischen Geistes, zu dienen. Und das ist mehr als Zufall. Pascals Pensées hat Ewald Wasmuth übertragen und herausgegeben mit einem gründlichen Nachwort und einer knappen Einleitung, die das Eindringen in die erhabene Gedankenwelt leicht machen (Berlin-Dahlem, Lambert Schneider. RM 6,–). Eines weiteren Helfers freut man sich besonders: Gustav R. Hocke hat mit einer gescheiten Abhandlung über den französischen Essay unter dem Titel „Der französische Geist" die besten französischen Essays von Montaigne über Fénelon, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau, Chamfort, Stendhal, Michelet, Taine, Renan bis zu den heutigen Valéry, Giraudoux und Thibaudet, um einige Namen zu nennen, dankenswerterweise in zweisprachigem Text herausgegeben (Leipzig, Karl Rauch. RM 8,50). Diese Selbstzeugnisse der klaren Geister Frankreichs mit ihrer prachtvollen Meisterschaft, geistige Schärfe mit höchster Formvollendung zu verbinden, öffnen den Menschen guten Willens weit die Tore für das Verständnis des französischen Geistes.

Schwingt hier schon unendlich viel von französischer Anmut mit, so bringt ein letztes Büchlein sie in ihrer ganzen Fülle: die von Josef Hofmiller gesammelten „Chansons d'amour", die in einer Büttenpapierausgabe erschienen sind und deren Reiz kaum auszuschöpfen ist (Leipzig, Karl Rauch. RM 4,20).

Hamann, der „Magus im Norden", dessen Todestag jetzt zum 150. Male wiederkehrte, war lange Jahrzehnte eine in den Archiven der Literaturgeschichte eingesargte, dem Gedächtnis der Nachwelt entschwundene Gestalt der deutschen Geistesgeschichte, bis eine echte Renaissance aus religiösem Antrieb ihm den Platz angewiesen hat, der seiner Bedeutung entspricht. Alles was „dunkel" und unverständlich in dem vielschichtigen Werke des abseitigen Ostpreußen scheint, das skurrile Gewand, in das er seine schriftstellerischen Husarenritte wider den Geist seiner Zeit kleidet, die Lust, den Leser zu verwirren und zu narren – Kennzeichen eines polemischen Denkers, der ein homo literatus ist, die Praktiken der Tagesschriftstellerei glanzvoll handhabt und zugleich die Zukunft verachtet, verweisen auf den einen entscheidenden Gesichtspunkt zu seinem Verständnis: im unbeugsamen Verharren in einem aus der Schrift gespeisten lutherischen Glauben enthüllt sich

das zentrale Motiv, in dem alles Proteïsche der Existenz Hamanns aufgehoben ist. Darum auch ist die Erneuerung seines Werkes im Bewußtsein der Gegenwart eine echte Renaissance, weil sie aus der Erkenntnis der religiösen Impulse, die Hamanns Werk bestimmen, gespeist ist.

„Bibellesen und Beten ist die Arbeit eines Christen. Jedes Buch ist mir eine Bibel und jedes Geschäft ein Gebet[1]." In einer Zeit, die die Religion zu einer flachen Morallehre herabzuwürdigen sich bemühte, mußte Hamanns konsequentes Christentum, das sich grundsätzlich von jeglichem Streit um dogmatische Fragen abhob, nahezu unverständlich wirken – aber auch abgelöst vom Hintergrunde der aufklärerischen Epoche ist die Strenge und Tiefe der echten Frömmigkeit, aus der der Mann und sein Werk leben, nur mit den edelsten Maßstäben meßbar: Baader oder Kierkegaard. Hamanns Glaube ist der Glaube des Bekehrten, dem ein so übermächtiges Erlebnis Gottes widerfahren ist, daß das ganze Leben aus dieser einen Erfahrung gelebt wird. Er hat die erschütternde Stunde seiner „Erweckung" und „Wiedergeburt" in ekstatischen – und bei aller Erregung geistig nüchternen – Worten beschrieben, jene Stunden in London, in denen ihm über der Lektüre der Heiligen Schrift das Geheimnis sich entschleierte, so daß aus dem vielseitig interessierten, aber mittelpunktlosen Literaten ein Christ wurde. – „Christliche Existenz" ist das kennzeichnende Wort, das Hamanns Grund und Mitte bezeichnet. Weil er sicher im Glauben war, darum konnte er keiner Ideologie, komme sie nun von den Aufklärern und ihrer Philosophie oder von den Literaten jeglicher Observanz seines tintenkleckſenden saeculi, unterliegen. Darum ist es auch letztens gleichgültig, woran Hamanns Polemik sich entzündet: „Ohne sich auf Grundsätze zu verlassen, die mehrenteils auf Vorurteilen unseres Zeitalters beruhen, noch selbige zu verschmähen, weil sie zu den Elementen der gegenwärtigen Welt und unseres Zusammenhangs mit derselben gehören, ist wohl der sicherste und unerschütterlichste Grund aller Ruhe, sich mit kindlicher Einfalt an der lauteren Milch des Evangelii zu begnügen, sich nach der von Gott, nicht von den Menschen gegebenen Leuchte zu richten." So konnte es ihm nicht geschehen, daß er die Standpunkte des Tages mit denen der Jahrhunderte verwechselte; so konnte er Geschichte treiben, Sprachphilosophie und Ästhetik, weil er Zeit und Ewigkeit wohl zu scheiden wußte. „Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir sehn, sondern das zukünftige, das uns unsichtbar ist, soll uns begeistern." Das ist Denken aus eschatologischem Geiste. Darum auch konnte Hamann einen vertieften Sinn der Ironie gewinnen, darum konnte er ein Magus sein, das heißt: einer, der „den Stern gesehen" hat und ihm unbeirrbar folgt wie einst die drei „Magi aus dem Morgenland" und dessen Dunkelheit gewiß keiner schriftstellerischen Eigenwilligkeit entspringt, sondern der paulinischen Erkenntnis: „wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Wort".

---

[1] Die Zitate sind der vorzüglichen Teilausgabe „Hamann, Magus des Nordens, Hauptschriften", herausgegeben von Otto Mann, Band X der Sammlung Dieterich, Dieterichs Verlag, Leipzig 1937, entnommen. Von der geplanten kritischen Ausgabe der Werke Hamanns, die die veralteten Sammlungen ersetzen soll, ist bisher nur die programmatische Schrift Josef Nadlers „Die Hamannausgabe. Vermächtnis – Bemühungen – Vollzug" erschienen.

Aus Hamanns Schriften

Falls jede Ungerechtigkeit alle Bürger eines Staates so sehr aufbringen möchte als denjenigen, welchem sie eigentlich widerfahren ist; falls sich alle für gleich beleidigt hielten und sich sowohl zu Rächern des Unterdrückten als zu Feinden des Frevlers erklärten, und die Liebe zum Vaterland sich hierauf gegründet hätte: so wäre sie eine Tugend, die man den Alten und ihren weisen Gesetzgebern neiden müßte.

*

Der Zuschnitt unserer Ämter hat gleichfalls gedient, die Gemüter vom gemeinen Besten abzuziehen. Um einer Bedienung wert zu scheinen, die selten den Wunsch eines vernünftigen Wesens reizen kann, legt man sich früh ich weiß nicht in was für Falten. Wie mancher entschließt sich des täglichen Brotes wegen und aus Menschenfurcht knechtisch zu kriechen und meineidig zu werden.

*

Das allgemeine Beste des Staates wird von den Almosen der Untertanen unterhalten.

*

Die beste Kunst zu regieren gründet sich, wie die Beredsamkeit, auf die Sittenlehre.

*

Vaterland und Mutterkirche sind die beiden Angeln meines Patriotismus.

*

Sobald Menschen einander verstehen, können sie arbeiten.

*

Man muß den Verdacht der Unverschämtheit nicht achten, wenn man dadurch eine Gelegenheit gewinnen kann, nützlichere Wahrheiten zu sagen, als das Privaturteil unserer Bescheidenheit wirken kann.

*

Wie sehr hängt es von unserem Gebrauch der Menschen ab, sie bös oder gut zu machen, Leben oder Tod aus ihnen zu ziehen!

*

Wer erstaunt nicht, wenn die größten Völker der Erde in ihren Kriegen und Eroberungen, in ihren Siegen und Verwüstungen zu nichts als Propheten unsichtbarer Dinge, zu einem Puppenspiel der göttlichen Vorsehung gedient haben, um sich den Gläubigen durch diese Zeichen zu offenbaren! Wir müssen die ganze Erde nur als eine Himmelskugel der Sternseher betrachten und die ganze Geschichte derselben als eine Landkarte oder als einen mathematischen Riß zu einer Aufgabe der höheren Meß- und Bewegungskunst.

INA SEIDEL

Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines jungen Tobias 1726

(Schluß)

III.

Die Erregung, in der Tobias das Pfarrhaus verließ, war so verschieden von dem Zustand, in dem er es betreten hatte, wie Morgenröte von Abendglut. In der Tat schien ihm nicht nur der gestrige Abend samt der qualvollen Nacht, die darauf gefolgt war – es schien ihm auch der heutige Tag, soweit er sich vor der Begegnung mit Hahn abgespielt hatte, in einer Wesenlosigkeit vergangen zu sein, daß er dem Erinnerungsbild der eigenen Erscheinung – der Erscheinung eines Unglücklichen, Verwirrten und Ratlosen, wie sie vor wenig mehr als einer Stunde neben dem väterlichen führenden Mann diese Stufen emporgestiegen war – begegnete wie der eines fragwürdigen Fremden. Mochte das so sein, weil er fürs erste nicht die geringste Versuchung verspürte, das Erlebnis mit den Geschwistern aus Böhmen und den Zauber ihrer Gestalten neu aus seinem Gedächtnis heraufzubeschwören. Aber im Gefühl der ihn frisch durchströmenden Kraft konnte er nicht daran zweifeln, daß er auch dann, wenn der schöne Aufruhr durch das Gespräch mit Hahn sich in ihm gelegt haben würde, der Vorstellung jenes Erlebnisses gewachsen sein würde, wie den Schemen eines heftigen, aber mit dem Erwachen erloschenen Traumes. Wenn ihn dies aber wie die Überwindung eines Alpdrucks aufatmen ließ, so erfüllte ihn etwas andres mit Befremden, mit Staunen, mit einem Gefühl, als sei er bis heute wie ein Blinder durchs Leben gegangen und als schmerzten ihn nun die Augen von einer neuen, nie geübten Art des Erkennens. Er wußte auf einmal, und wußte es mit der Fraglosigkeit eines Menschen, der die hinter ihm liegende Finsternis an dem Grad und der Fülle der ihm zuteil gewordenen Erleuchtung ermißt, daß dieselbe Vergangenheit, in der das Erlebnis von gestern versunken war, auch sein ganzes bisheriges Leben mit umschloß, dieses heitere, fromme und fleißige Leben, vor dem die Gemeinschaft mit den böhmischen Tanzkindern, in die er sich eingelassen hatte, ihm zunächst als der Sündenfall, als Verrat an der göttlichen Führung hatte erscheinen wollen. Aber wo war er denn in seinem bisherigen Leben überhaupt einer Führung wissend gefolgt?! Hatte er sich nicht allenthalben einfach tragen lassen, tragen und treiben, immer von der stärksten Strömung, die ihn gerade ergriff? Und mochte diese Strömung vom Geist seines Vaterhauses, vom Brudergeist der heimischen Gemeinde oder von Zinzendorfs unmittelbar quellender, sinnenhaft durchdrungener Jesusliebe – mochte sie von Musik und Dichtung und von der durch sie verklärten Natur ausgegangen sein oder aber wie gestern von dem erst-

malig erlebten Zauber der Bühne und der Schönheit der jungen Fremden: es war alles eins, weil er selbst sich dem einen wie dem andren überlassen hatte wie eine Pflanze dem jeweiligen Wetter, weil er durch die Wahllosigkeit seiner Hingabe eins durch das andre um Wert und Wirkung gebracht hatte. Die jähe Einsicht, daß zwischen dem Bereich seiner in selbstgenügsamer Unberührtheit verbrachten Jugend und dem in prachtvoller Regellosigkeit brandenden und wogenden Meer der Welt sowenig eine Grenze bestand, wie zwischen einer Hafenbucht und dem offenen Ozean — daß es ein Element war, das ihn trug und alle Gerechten und Ungerechten — eine Luft, auf die er und alles, was im Fleische atmete, angewiesen war — daß er nicht bewahrt, nicht erlesen, nicht gut war, weil er meinte, niemals Böses gewollt zu haben, sondern daß er nur — bestenfalls — unschädlich, nicht aber schuldlos war — diese Einsicht, weit entfernt davon, ihn zu entmutigen, überwältigte ihn wie der Anbruch eines neuen Tags unter einem endlich voll enthüllten Gestirn. „Christentum kann nicht aus Büchern gelernt werden", hatte er Francke einmal sagen hören; Christentum konnte auch nicht erblich übernommen werden, als ein Vermögen, das selbsttätig Zinsen trug, er wußte es jetzt. Glaube — ja, Glaube war Gnade, und dieser Gnade war er teilhaftig. Aber welche nie gehörte Stimme war es, die er nun auf einmal vernehmen konnte, die Stimme, die da dröhnte: Nehmt das Pfund von ihm — von dem unnützen Knecht?!

Bei seiner ziellosen Wanderung war er ein einziges Mal angehalten und angesprochen worden; es war nicht weit von der Kirche gewesen, daß ein Mann ihm den Weg vertrat und ihn fragte: „Nichts für ungut, mein Herr, Sie kommen aus dem Pfarrhaus — ist der Herr Archidiakonus Hahn jetzt zu sprechen?" Aus seinen Gedanken aufschreckend hatte Tobias mit Unwillen den Trabanten Laubler erkannt, und es war mehr als Unwillen — es war ein Zurückschaudern wie vor etwas tierhaft Bösartigem, das er empfand, als der keuchende Atem der Frage ihm ins Gesicht stieß, denn der Mensch war ihm so nahe gerückt, als es nur anging, als befürchte er, sonst um die Antwort zu kommen. Er gab unwillig Auskunft: Der Herr Archidiakonus sei, soviel er wisse, bei Tisch, und er würde wohl so bald niemand vorlassen können. Dann war er beschleunigt weitergegangen, im Rücken das Gefühl, daß der Kerl ihm nachstarrte, wenn nicht gar folgte. Als er bei der nächsten Ecke zurückgesehen hatte, hatte der sich jedoch in der Richtung auf den Kirchplatz zu in Bewegung gesetzt. Der Anhauch des Unreinen, der Ausdruck niedriger, kriechender, hinterhältiger Gesinnung, und zudem noch die Empfindung von etwas unnennbar Gefährlichem, das ihn gestreift hatte, hatten Tobias berührt wie der lähmende Blick eines stoßbereiten Reptils, und schufen ihm so lange ein Übermaß von Abscheu und Ekel, bis es ihm gelang, die Begegnung als das zu sehen, was sie ihm in dieser Stunde vielleicht bedeuten sollte: als Hinweis, daß auch solche Geschöpfe im Raum der Kirche nicht nur geduldet wurden, sondern daß sie es waren, um derentwillen Kirche sein mußte — Kirche auf Erden, als der Ort des Umschlags, des Ausgleichs, der unermüdlichen, eifervollen Durchdringung von Welt und Gottesreich, von Kreatur und Seele — Ort der Läuterung, wo sich die Klärung der rohen Erze von ihren

Schlacken in unablässiger Aufopferung, in glühender Hingabe der Wissenden an die aus der schwelenden Dumpfheit der Erde triebhaft emporverlangenden Geschöpfe vollzog. Und darum: Kirche! Und darum nicht: Gemeinschaft der Heiligen schon diesseits des Grabes, sondern einzig Tischgemeinschaft der Zöllner und Sünder, der Bettler, der Blinden, der Krüppel und Lahmen an Leib und Seele, bei der die erwählten Kinder des Lichtes durch nichts ausgezeichnet waren, als dadurch, daß sie den andren die Füße waschen, ihnen dienen und sich ihnen in willigem Verströmen ihrer Erkenntnis und ihrer Liebe hingeben durften. Wer aber — mochte Gott ihm auch über Bitten und Verstehen gnädig begegnet sein — war dessen würdig, zum Dienst an solcher Kirche berufen zu sein? Wer bedurfte nicht selbst ihres Dienstes in der Erfahrung der eigenen Unzulänglichkeit und Schwäche, dem eigenen Verfallensein an das Wesen der Welt? Der Archidiakonus — er war solcher Berufung gewürdigt worden. Brüderlich, ohne ihn zu demütigen, hatte er sich seiner Überheblichkeit angenommen; in Sanftmut gab er sich mit Unholden ab, denen wie diesem Laubler die Unordnung des Gemüts und der gärende böse Wille auf dem Antlitz geschrieben standen. Er widerstrebte dem Übel nicht, er gab sich ihm hin und durchdrang es mit Milde, bis es sich wandelte. Und eher würde er im Kampf mit den Mächten der Finsternis unterliegen, ehe er das Joch abgeworfen, der Last sich entzogen hätte...

Ich muß ihn predigen hören, sagte Tobias sich leidenschaftlich: ich will ihn bitten, mich in die Schule zu nehmen. Wo er mich hinstellt, will ich die Arbeit aufnehmen. Er hatte eine Weile auf einer Bank an der Elbe gesessen, die Zeit war ihm unmerklich vergangen. Die Straßen, die eine Weile leer und still in der Sonne gelegen hatten, belebten sich wieder: Mittag mußte vorüber sein. Von den Türmen begann es zu schlagen; er zählte — es war zwei Uhr. Die Abreise war zwischen ihm und Methmann auf fünf Uhr verabredet worden, sie wollten die Nacht durchreiten und in der Sonntagsfrühe zu Hause eintreffen. Er überlegte. Wenn er dem Vater durch Methmann Nachricht schickte, aus welchem Grunde er über den Sonntag fortbliebe, würde er seines Einverständnisses sicher sein können. Der Vater hatte es ihm ja sogar nahegelegt, wenn möglich in eine Predigt zu gehen und ihm davon zu berichten. Gestern abend hatte in der Kreuzkirche kein Gottesdienst stattgefunden; wäre es der Fall gewesen, sein Aufenthalt hätte sich anders gestaltet, dachte Tobias flüchtig. Ja — er hatte sich treiben lassen. Aber Gott hatte die Ströme gelenkt und ihn dorthin getrieben, wo der Retter am Ufer stand... Er würde jetzt Methmann zu treffen suchen; vielleicht war er noch in dem Speisehaus, wohin sie sich zu Mittag verabredet hatten. Auf dem Wege würde er feststellen, wer morgen den Hauptgottesdienst in der Kreuzkirche zu versehen hatte, und ob am heutigen Abend nicht eine Erbauungsstunde stattfände. Irgendeine Gelegenheit, Hahn sprechen zu hören, würde sich schon ergeben. Und hinterher würde er ihn dann noch einmal aufsuchen und ihn um seinen Rat für die nächste Zukunft bitten.

Er war langsam und immer langsamer gegangen. Drückende Schwüle stand zwischen den Häuserreihen, und er ward sich plötzlich einer Ermüdung bewußt, als müsse er mühselig gegen einen von erstickenden Dämpfen erfüllten schweren

Wind ankämpfen. Er blieb stehen; die Luft war ohne Bewegung. Um ihn her aber und in einer Richtung mit ihm war, wie ihm schien, wieder ein Heer von Menschen unterwegs, das ständig Zulauf aus Seitenstraßen und Haustüren fand. „Oh, welche Stadt!" Er ging weiter. Gab es irgendwo etwas zu sehen? Fand schon wieder ein Fest statt? Mußten sie immer etwas vorhaben, Männer, Weiber und Kinder? Aber niemand war festlich gekleidet und vornehme Leute waren nicht unterwegs: vom Schusterschemel und von der Hobelbank weg, in der Hand noch den Hammer, die Zange oder die Kelle — in Schurzfell und Malerkittel — die Frauen hochgeschürzt, in Pantoffeln, wie sie vom Waschfaß oder vom Herde her kamen — dazwischen ehrsame Bürger, das Hauskäppchen auf dem Kopf und ohne Perücke... Was war in die Leute gefahren — wohin wollten sie, was erregte sie so? Tobias schien es, als wüßten viele gleich ihm nicht, um was es eigentlich ging; sie liefen nur mit und wußten keine Auskunft auf die Fragen zu geben, die andre Neugierige ihnen aus den Fenstern zuriefen. Dann lief ein Wort durch die Massen, es sprang im Zickzack über die Köpfe hin wie ein grell aufzuckender Blitz und war verloht, noch ehe es recht zu erfassen war. Aber es kehrte wieder — hallte wider wie in nachrollendem Donner, dräuend, anschwellend, von Grauen gesättigt. M o r d ... „Wer?" schrie Tobias auf — „w e r ist ermordet?!" Er schrie es ins Leere. Nur wie sinnlos höhnendes Echo schien es wiederum hin und her von den Mauern zu hallen: „Mord!" — und dumpf und gellend nur: „Mord! Was ihn sonst noch von Worten umschwirrte, begriff er sowenig, als sei es in eine fremde Sprache gekleidet. Oder sträubte sich sein Gehör, aufzufassen, was verzerrte Münder sich nun allerorts zuriefen? Er zwang sich, hinzuhorchen. „Das haben die Schwarzröcke angezettelt, die verdammten Jesuiten..." — „Der arme gute Herr!" — „Fünf Kinder — unversorgt..." — „Soll es dahier jetzt angehen wie zu Thorn?" — „Die werden nicht Ruhe geben, bis es im ganzen Reich wieder lichterloh brennt!" — „Einer von den Reitenden Trabanten..." — „So ein Sauluder! So ein papistischer Henkersknecht! Totschlagen sollte man den wie ein Stück Vieh!" — „Denen wer'n wir's schon zeigen, denen Leisetretern, denen Heimlichtuern..."

Je näher es auf die Kreuzkirche zuging, desto dichter ward das Gedränge. Militär zog auf. Die Menge staute sich, um dann über den Marktplatz auszuschwärmen, sich zu zerstreuen und sich in der zum Kirchplatz führenden Gasse wieder zusammenzuballen. Tobias lief nun wie alle anderen; alle rannten sie, als könnte sonst etwas versäumt werden, was es im ganzen Leben kein zweites Mal zu sehen geben würde. Tobias war es nicht um einen Anblick zu tun. Eine fürchterliche Sorge, die er vor sich selbst kaum bei Namen zu nennen wagte, war es, die ihn vorwärtsjagte: er mußte Gewißheit haben, daß ein irrer Angsttraum ihn täuschte. Das — d a s durfte nicht wahr sein — d a s konnte Gott doch nicht zugelassen haben! Gleichzeitig war er sich bewußt, in unbegreiflicher Gelassenheit die Frage gestellt zu haben: Und w e n n Gott es nun zugelassen h ä t t e — hätte er dadurch nicht sein Siegel gesetzt? Der Herr kennet die Seinen und die, so würdig sind, entrückt zu werden... Aber ohne sich zuzugeben, daß in seinem Innersten die Gewißheit schon stand, und nicht mit Heulen und Zähneklappern, sondern in

silberweißem Triumph aufgerichtet wie eine Posaune des Sieges, flehte er lautlos: „Laß mich nicht zu spät kommen – ach, daß ich's ihm nur noch sagen kann...“ wobei er sich selber kaum klar darüber war, was er denn Hahn noch zu sagen gehabt hätte. Nur, daß noch etwas zu sagen gewesen wäre, das fühlte er wie einen Stachel in seinem Herzen.

In der Kreuzgasse standen die Menschen Kopf bei Kopf. Gemurmel hing in der Luft wie eine dichte Wolke schwärmender Bienen. „Lassen Sie mich durch!“ flehte Tobias; „ich muß ins Pfarrhaus!“ – „Da möchten wir alle hin, Herr! Wir möchten alle unsren guten Herrn Diakonus noch einmal sehen! Das könn'n Sie glauben! Sehn Sie denn nicht, daß 'n Posten vorm Predigerhause steht? Und daß die Soldaten Kette gemacht haben und auf zwanzig Schritt keinen 'ranlassen? Die Hohe Gerichtsbarkeit ist drinne zur Totenschau. Nä, aber über so was aber auch!“

Tobias keuchte hervor: „Was ist denn geschehen?“

Die Frau, die vor ihm stand, wandte sich ihm zu, so weit das in dem Gedränge nur anging. „Herchäses, das wissen Sie nicht, mein Herr? Ist hier noch einer, der es nicht weiß? Das hat sich doch 'rumgesprochen wie laufendes Feuer! Mein guter Herr, Sie sind wohl fremd hier in Dresden? Sie sind wohl von Pirna? Oder – sind Sie etwa gar ein Verwandter von unsrem seligen Herrn Diakonus?“

Tobias schüttelte stumm den Kopf. Er brauchte nichts weiter zu hören. Aber nun redete die Frau unaufhaltsam, die Hand vor dem Munde, als könnte sie dadurch das Furchtbare ihrer Worte abdämpfen. Alle Augen der nächsten Umgebung starrten gierig auf Lennacker, um im Anblick der Wirkung des Berichtes das eigene Grauen neu zu beleben. „Es hat 'n einer umgebracht – dotgemacht hat 'n einer, unsren Herrn Diakonus Hahn! Von Seiner Kurfürstlichen Gnaden Trabanten ist es einer gewesen. So ein wetterwend'scher Kunde – erst war er päpstlich – dann ist er bei uns zur Kirche gekommen – dann ist er wieder zu den Schwarzen gelaufen. Mein gutester Herr – ich wer' mir den Mund nicht verbrennen – aber wer dem das eingeblasen hat, unsrem Herrn Diakonus das Messer in'n Leib zu rennen – das kann nur der Satan selber gewesen sein!“

Was Messer! wollte ein Maurer wissen, der neben ihr stand. Mit drei langen Nägeln hätte er den Herrn Diakonus an die Wand gespießt! Gekreuzigt hätte er ihn und dann abgestochen... Die Treppe schwämme in Blut; unter der Haustür durch sei es rot auf die Straße geronnen, rief ein andrer Mann über mehrere Köpfe hinweg. Und das schreie nach Vergeltung! Aug um Auge, Zahn um Zahn! Und wenn man den Laubler aufhinge und räderte, hieße das noch nicht, daß die wahren Schuldigen getroffen wären! Vor den erzbischöflichen Palast sollte man ziehen, damit die Klerisei merkte, daß die Dresdner keine Duckmäuser seien!

Tobias fühlte seine Knie nicht mehr. Hätte er nicht von allen Seiten eingekeilt dagestanden, er wäre umgesunken und hätte sich dem gnädigen Dunkel hingegeben, das in weichen Wirbeln seine Sinne umfluten und alles Denken in ihm auslöschen wollte. Jetzt aber schallten scharfe Kommandorufe und eine stoßende, stampfende Bewegung ging durch die Menge. „Die Hohe Gerichtsbarkeit – und der Herr Superintendent...“ hörte Tobias raunen. Militär erzwang sich Raum,

die Leute wichen gegen die Häuser zu auseinander und bildeten eine Gasse. Tobias stand in der ersten Reihe und sah. Hinter den blitzenden Röcken der Grenadiere folgten die Perücken und schwarzen Mäntel der Amtspersonen; der da mit dem lederbezogenen Kasten unter dem Arm mochte der Chirurgus sein; sie alle blickten geradeaus, als seien ihre fahlen Gesichter versteinert, ihre Augen aus beschlagenem Glas. Als Letzter kam Löscher. Der kleine Mann im schwarzen Predigerrock legte durch kein äußeres Abzeichen seine hohe Amtswürde an den Tag; dennoch wurde seine Erscheinung von einer Bewegung des Volkes begleitet, die der Ausdruck größter Ehrfurcht und zugleich einer Verbundenheit war, wie sie unter Menschen zutage tritt, die von einem gemeinsamen Unglück betroffen sind. Hüte wurden gesenkt, Frauen knicksten tief, halblaute Anrufe und Fragen wurden an ihn gerichtet; hier und da ward ein Schluchzen laut, als löste sich bei seinem Anblick endlich eine unerträgliche Spannung. Obgleich auch sein hageres Gesicht bis zur Spitze der langen vorspringenden Nase kalkig erbleicht war, glühten seine dunklen Augen in übernatürlichem Leben. Er erwiderte die Grüße mit ernstem Neigen des Hauptes, hob mehrmals die Hand zum Segen und sprach mit behinderter Stimme Worte wie: „Faßt euch, meine Kinder! Geht in eure Häuser! An eure Arbeit! Betet!" Da er niemand besonders ins Auge zu fassen schien, Tobias auch nichts weniger erwartete, als in dieser Stunde von ihm wiedererkannt zu werden, hatte er sich seinerseits nicht angeschickt, sich zu verneigen. In einem Zustand von Willenslähmung starrte er dem Näherkommenden entgegen, und erst, als er plötzlich gewahr wurde, daß der Superintendent ihn, gerade ihn, mit fragendem Blick voll ansah, durchzuckte es ihn, so daß er einen Schritt vortrat, immer noch ohne zu grüßen, aber mit einer Bewegung beider Hände, als erflehe er fassungslos eine Anrede. Löscher war jetzt herangekommen; ohne Tobias aus den Augen zu lassen, ohne aber auch seinen Schritt zu verlangsamen, sagte er im Vorübergehen leise, doch sehr bestimmt: „Magister Lennacker — ich erwarte Sie in der Superintendentur!"

Tobias brauchte eine halbe Minute, um zu begreifen, daß er wirklich gemeint sei. Dann raffte er sich zusammen und folgte, so schnell die wieder durcheinanderwogende Menge es zuließ.

Er blieb eine Weile allein in dem Zimmer, in das ihn der in der Kanzlei beschäftigte Küster schweigend gewiesen hatte — in demselben Zimmer, das er vor vierundzwanzig Stunden in einer Gemütsverfassung betreten hatte, an die er sich jetzt nur noch wie an die ihm unzugängliche innere Welt eines Fremden erinnern konnte. Er hing aber dieser Erinnerung gar nicht nach. Erst als er aufschrak, weil jemand hereinkam, bemerkte er, daß er auf einem Stuhl neben der Türe zusammengesunken war, das Gesicht in den Händen geborgen, und daß Gesicht und Hände naß von Tränen waren. Er trat ans Fenster, um seinen Zustand vor der Magd zu verbergen, die ein mit Wein gefülltes Glas auf den Tisch setzte und mit einer von Schluchzen erstickten Stimme sagte, der Herr Superintendent bäte den Herrn Magister, sich noch etwas zu gedulden und sich einstweilen zu stärken — worauf sie hinausging. Tobias war gleich wieder vom Fenster zurückgetreten, weil ein Teil der Leute da draußen sich um die Super-

intendentur geschart hatte und weil unzählige Gesichter mit so viel Trauer und tiefer Bedürftigkeit auf die Fenster gerichtet waren, daß er von neuem erschüttert die Hände gegen die Brust preßte. Zugleich aber wußte er, daß sein eigener Schmerz in dem Augenblick gestillt sein würde, wo er dieser verlassenen Herde hätte helfen und raten dürfen. Wie aber hätte er ihnen Trost bieten können, wenn er im Grunde nicht selbst längst getröstet gewesen wäre? Und er empfand ihn wieder, wie ein Entrückter in der Mitte des Zimmers stehend: den silbernen Triumph über den schwarzrot dampfenden Tod, diesen Siegesjubel, der gar nichts andres sein konnte, als Abglanz und Widerhall der Freiheit dessen, dem die Mörderhand vielleicht den brüderlichsten Dienst erwiesen hatte, als sie Bande durchschnitt, die der Seele schon lange nur noch Fesseln bedeutet hatten. Tod — wo ist dein Stachel? Hölle — wo ist dein Sieg?

Die Knie wankten ihm wieder; er setzte sich nieder. Er griff nach dem Glase und trank. Seltsamerweise fühlte er sich nüchterner werden, je mehr sich nun sein Blut erwärmte und wieder mit vollerem Pulsschlag durch seine vor Erregung fröstelnden Glieder zu kreisen begann. Er atmete tiefer und ruhiger, blickte um sich und nahm das Bild des Raumes, in dem alles von Dienst und Arbeit, von strengem geistigem Leben zeugte, in sich auf, als gelte es, Kräfte aus dieser Umgebung zu saugen. Immer noch hing das gedämpfte Murren und Brausen, das Schleifen der vielen unruhigen Füße auf dem Pflaster in der Luft; Chaos brodelte — führerlose Seelen schwärmten — wer das Wort wußte, das Ordnung zu schaffen vermochte, wer den Weg weisen konnte — mußte der nicht hinaus und ans Werk? Ungeduld packte ihn. Wo blieb Löscher? Was er Hahn hatte fragen wollen, das war beantwortet mit einer Antwort, die, wie ihm deuchte, alle Antworten auf alle Fragen des Lebens vorweggenommen hatte. An Löscher hatte er nur noch eine Bitte zu richten. —

Er sollte nicht dazu kommen, sie auszusprechen. Der Superintendent trat ein; die tiefe Fassung, die gelassene Sammlung, die er ausstrahlte, trugen so unverkennbar die Feierlichkeit der Gebetsstille, in der er die letzte Viertelstunde verbracht haben mochte, daß Tobias sich nur wortlos verneigen konnte. Als er dann seine Hand von der schmalen kühlen und trockenen Hand des anderen umschlossen fühlte und in die Augen sah, die prüfend und gebieterisch zugleich auf ihn gerichtet waren, wußte er, daß er hier nicht zu bitten — nur zu gehorchen haben würde. Löscher sagte: „Sie sind über das Vorgefallene im allgemeinen im Bilde? Ich will Ihnen Einzelheiten sagen, aus denen Sie ganz ermessen können, welchen Tod unser Bruder sterben mußte. Sein Mörder war ein Soldat des Kurfürsten, ein Mann aus Bayern, römischer Konfession, der sich mit dem Wunsch, im evangelischen Glauben unterrichtet zu werden, an den Archidiakonus gewandt hatte. Hahn nahm sich seiner liebreich an, hatte viel Geduld mit dem schwierigen Patron, unterwies ihn und nahm ihn, als er ihn dessen für würdig hielt, in die Abendmahlsgemeinschaft auf. Der Laubler hat sich dann noch etliche Male in unserer Kirche sehen lassen; dann blieb er fort. Die Leute sagen, er hätte sich wieder zu den Jesuiten gehalten... Junger Lennacker — ich bitte Sie, zu bemerken, daß ich es unterlasse, hieraus irgendwelche Schlußfolgerungen zu ziehen!

Laubler ist heute, da Hahn mit den Seinen zu Tische saß, in sein Haus gekommen und hat ihn zu sprechen begehrt. Er hat sich nicht abweisen lassen, und Hahn ist zu ihm herausgegangen, um im Vorraum mit ihm zu verhandeln. Die Magd hat nicht verstanden, um was es ging, will aber gehört haben, daß der Laubler, als er endlich zur Treppe ging, gefragt habe: ob denn der Herr Archidiakonus auch ein solcher Hirte sei, der für seine Schafe sein Leben lassen würde? Worauf Hahn, wie sie meint, heiteren Mutes geantwortet habe: „Warum nicht, wenn ich meinem Herrn durch meinen Tod dienen kann!“ Und auf diese Antwort hin habe sich der Mordbube unversehens mit seinem Schlachtmesser auf ihn geworfen... Hahn hat sich nicht mehr wehren können. Er ist bestialisch zugerichtet. Als ich hinüberkam, hatte er schon ausgeatmet. Mit Jesu Namen auf den Lippen soll er das Leben ausgehaucht haben. Bei dem Mörder hat man drei lange Nägel gefunden — er hat zugegeben, daß er Hahn hätte kreuzigen wollen, wäre er nur mit ihm alleine gewesen...“

„Ein Wahnsinniger!“ stöhnte Tobias auf.

Löscher hatte sich abgewandt. „Das möchten die päpstlichen Herren wohl wahr haben!“ sagte er hart.

Dann sah er Lennacker wieder voll ins Gesicht. „Ich sage nicht, daß ich Ihre Auffassung bestreite, Herr Magister. Ich bin sogar geneigt, sie zu teilen. Ich werde nicht nachforschen, ob — jemand diesen Wahnsinn geschürt hat. Aber wir haben damit zu rechnen, daß die Thorner Schreckenstage noch allzu frisch in der Erinnerung des Volkes sind, und daß jetzt die Meinung entstehen könnte, der Kampf um das Evangelium, den wir hier seit dem Übertritt des Kurfürsten zu führen genötigt sind, hätte an diesem heutigen Tage die Bluttaufe durch das Opfer eines kostbaren Märtyrers empfangen. Unsere Bürger sind nicht leicht aus dem Schlaf ihrer selbstzufriedenen Trägheit zu wecken, aber wo das unschuldig vergossene Blut eines Gott wohlgefälligen Abel zum Himmel schreit, da kann heute in rasende Schwärmerei umschlagen, was noch gestern nach Indifferentismus aussah... Genug!“

Er machte eine Bewegung, als wollte er unzeitige Sorgen abweisen. „Das eine nur weiß ich gewiß: wir werden Arbeit und Mühe haben, um mit Gottes Hilfe das Volk wieder zu beruhigen und Schlimmeres zu verhüten. Auf den Dresdener Kanzeln wird jeder auf seinem Posten sein — aber das wird nicht genügen — ich brauche Hilfskräfte. Dem einzigen Mann, der mir zur Zeit zur Verfügung steht, dem Magister Funke, habe ich die Frühpredigt übergeben, die Hahn morgen halten sollte; dafür muß jemand die Erbauungsstunde im Hospital übernehmen, zu der Funke sich schon verpflichtet hatte. Magister Lennacker — Sie sagten mir gestern in diesem Zimmer, daß Sie auf einen Ruf warteten, um die Arbeit im Weinberg anzutreten. Wie steht es heute mit Ihnen? Wollen Sie in Ihr otium cum dignitate nach Reinerswaldau zurückkehren — oder wollen Sie sich zum Dienst melden? Aber, bedenken Sie, Mann: Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes!“

Tobias Lennacker konnte endlich aussprechen, was sein Herz seit der Mittagsstunde erfüllte. Es waren nicht mehr als drei Worte. Er sagte: „Ich bin bereit.“

Literarische Rundschau

Zur deutschen Verkehrspolitik

Noch im laufenden Jahre wird der Mittellandkanal im wesentlichen fertiggestellt sein. Zusammen mit seinen Ergänzungen (Elster-Saale-Kanal, Adolf-Hitler-Kanal in Oberschlesien, Regulierung der mittleren Oder, Erweiterung des Hohenzollern- und des Dortmund-Ems-Kanals) wird er für Deutschland einen Wasserstraßenbesitz herstellen, der zum erstenmal den Namen eines Wasserstraßennetzes einigermaßen verdient. Mit der Fertigstellung der Reichsautobahn, mit der für absehbare Zeit zu rechnen ist, wird dann vollends die Frage akut, wie die verschiedenen Mittel des binnenländischen Transportes zueinander sich stellen werden. Auch in der Seeschiffahrt hat sich in den letzten Jahren manches Problem ergeben, das neu zu erörtern ist.

Solcher Lage entspricht es, daß auch die Wirtschaftswissenschaft sich neuerdings besonders stark dem Verkehrswesen zugewandt hat. Das Reichsverkehrsministerium hat sich einen verkehrswissenschaftlichen Forschungsrat angegliedert. An einer größeren Anzahl deutscher Hochschulen sind besonders Institute zur Pflege dieses Wissenschaftszweiges errichtet worden. Mehrere Schriftenreihen, zum Teil von jenem Forschungsrat und diesen Instituten herausgegeben, bringen die Ergebnisse der neuen Forschungen an das Tageslicht der Öffentlichkeit. Es wird also dafür gesorgt, daß auch die Laienwelt von vornherein auf das Neue sich richtig einstelle und ein zuverlässiges Urteil über die zu erwartenden Leistungen gewinne.

Aus diesen Schriftenreihen sei hier auf eine die Aufmerksamkeit gelenkt. Sie beschäftigt sich zwar auch mit anderen Sachgebieten als dem Transportwesen. In einer größeren Zahl von Einzelheften, die je zum Preis von RM –,60 im Buchhandel zu haben sind, hat aber die Wirtschaftskammer Hessen als „Beihefte der Rhein-Mainischen Wirtschaftszeitung" unter der Herausgeberschaft von Prof. Dr. Carl Luer (Frankfurt a. M., Verlag H. L. Brönners Druckerei) den ganzen Bereich des Verkehrswesens von solchen Männern behandeln lassen, die aus ihrer amtlichen Stellung eine besonders gute Übersicht über die heute wichtigen Fragen besitzen.

So hat Ministerialdirektor Leibbrand, der Leiter der Betriebsabteilung im Reichs- und Preußischen Verkehrsministerium, die Entwicklung des Reichsbahnbetriebs in neuer Zeit in Heft 4 aus reichster Erfahrung heraus dargelegt und hierbei namentlich den Aufgaben seine Aufmerksamkeit gewidmet, die sich für die Reichsbahn aus der Entwicklung der andern Transportmittel schon ergeben haben und noch ergeben werden. Alles kommt darauf an, daß durch die Betriebsgestaltung die Nachteile der Spurgebundenheit ausgeglichen werden: ihre Billigkeit, Schnelligkeit und Zuverlässigkeit lassen die Eisenbahn auch weiterhin den Hauptträger des Verkehrs bleiben. Demgemäß werden die Gestaltung der Fahrpläne, das Verhältnis der Frachten zu den Selbstkosten, die Fahr- und die Reisegeschwindigkeit von der technischen ebenso wie von der wirtschaftlichen Seite her behandelt.

In Heft 5 folgt eine Darlegung über die Lage der deutschen Seeschiffahrt, erstattet von Staatsrat Eßberger, dem Leiter der Reichsverkehrsgruppe Seeschiffahrt. Hier wird mit aller Offenheit all der besonderen Schwierigkeiten gedacht, mit denen gerade die deutsche Seeschiffahrt dank den Umwälzungen des Internationalen Güteraustausches zu rechnen hat, und es werden auch in aller Kürze Winke gegeben, wie man all des Schweren wohl Herr werden kann. Für den Laien ist besonders wichtig die Hervorhebung jener Unterschiede, die sich aus der verschiedenen Art der Güter auch für die Bedienung der verschiedenen Erdgebiete ergeben, die also nicht einfach die an einer Stelle nicht beschäftigten Seeschiffe in andern Richtungen einsetzen lassen. Aus dem hohen Grad von Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, der gegenüber plötzlich auftretenden Verkehrsverschiebungen unerläßlich ist, zieht Staatsrat Eßberger den wichtigen Schluß, daß auf die Dauer nur eine solche Schiffahrtspolitik Erfolg verspreche, welche die Initiative des Privatreeders und nicht etwa

eine staatliche Schiffahrtsregie in den Mittelpunkt stelle.

Heft 6 bringt aus der Feder von Geheimrat Koenigs, den Staatssekretär im Reichs- und Preußischen Verkehrsministerium, eine Abhandlung über die Notlage der Binnenschiffahrt und ihre Bekämpfung. Hier werden die Maßnahmen geschildert, mit denen die Reichsregierung durch die Errichtung von öffentlich-rechtlichen Zwangsverbänden der Schiffahrttreibenden und durch die Festsetzung von Mindest- und Höchstentgelten sowie durch Bestimmungen über die Verteilung des Frachtguts der schweren Notlage entgegengetreten ist. Glaubte man zunächst, daß die Notverordnung vom 23. Dez. 1931 nur eine vorübergehende Maßnahme darstellen werde, so sind die Vollmachten des Reichsverkehrsministers durch ein Gesetz vom 19. Juni 1933 noch erweitert worden. Sehr plastisch tritt hier die Wandlung hervor, die sich in der ganzen wirtschaftspsychischen Einstellung der Schiffahrttreibenden vollzogen hat. Andererseits betont Staatssekretär Koenigs stark, daß in der Binnenschiffahrt zwar der Kahnbesitzer in der Art der Betriebsführung freibleiben müsse, daß es aber Aufgabe des Staates sei, die Binnenschiffahrt als Ganzes — vor allem in ihrer Frachtengestaltung — in ein Gesamtsystem der Transporteinrichtungen einzureihen.

In Heft 7 behandelt Freiherr von Gablenz, Direktor der Deutschen Lufthansa, die Stellung, die Deutschland im Weltluftverkehr einnimmt. Auch hier wird die Entwicklung der Technik so weit geschildert, wie es zum Verständnis der Verkehrsleistungen notwendig ist. Peinlich werden Übertreibungen vermieden, und dennoch tritt das Gewaltige der schon erreichten Leistung und ihre weit über das Wirtschaftliche hinausgehende Bedeutung klar hervor. Von besonderem Interesse ist endlich noch Heft 8 der Schriftenreihe. Hier wird von Dr. Wesemann, Direktor der Hauptverwaltung des Reichskraftwagenbetriebsverbandes, Aufbau und Organisation des Gewerblichen Güterfernverkehrs behandelt. Der Betriebsverband, der auf Grund eines Gesetzes vom 26. Juni 1935 gebildet worden ist, umfaßt als Zwangsorganisation sämtliche Unternehmungen des gewerblichen Güterfernverkehrs mit der Aufgabe, diesen Verkehr in eine übersehbare Ordnung zu bringen und zugleich für die Einhaltung der mit der Reichsbahn in Übereinstimmung zu bringenden Frachtsätze zu sorgen. Die Möglichkeiten, die dem gewerblichen Güterfernverkehr gegeben erscheinen, werden ohne Überschwang erörtert. Nicht zuletzt sind es die Ziffern über die tatsächliche Verkehrsentwicklung, die hier ein allgemeines Interesse beanspruchen können. Es ergibt sich ein immerhin schon klares Bild, wie sich der Güterkraftwagen in das allgemeine Transportsystem Deutschlands wird einzugliedern haben; was nicht ausschließt, daß auch in diesem Verkehr — wie bei den Eisenbahnen — nur ein allmähliches Vorwärtstasten die Frachttarife in ein angemessenes Verhältnis zu den Selbstkosten des Gesamtbetriebs auf der einen und zu den Tarifen der Reichsbahn auf der andern Seite bringen kann.

Aus all diesen Abhandlungen geht das eine mit vollster Deutlichkeit hervor: wir brauchen auf dem Gebiete des Transportwesens, wenn anders vom Ganzen die höchste Leistung erzielt werden soll, eine Abstimmung der verschiedenen Transportmittel aufeinander, wofür die Grundlage in der Tarifgestaltung der Reichsbahn gegeben erscheint. Deshalb sei hier noch auf ein kleines Büchlein hingewiesen, das einer der besten Sachkenner über die Stellung der Reichsbahn im Gesamtorganismus des deutschen Wirtschaftslebens kürzlich veröffentlicht hat: Staatssekretär a. D. Vogt, der frühere Direktor der Verkehrs- und Tarifabteilung in der Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn, hat seine Erfahrungen in den Grundfragen der heutigen Verkehrs- und Tarifpolitik in Deutschland niedergelegt (Berlin, Verlag der Verkehrswissenschaftlichen Lehrmittelgesellschaft. Kart. RM 4,20). Auch dies ist ein Buch, das aus Vorlesungen entstanden und in der Hauptsache für Laien bestimmt ist. Man bekommt ein klares Bild von den Bedingungen, unter denen der Verkehr überhaupt sich abwickelt, und nicht zuletzt von den eigentümlichen, in keinem andern Wirtschaftszweig sich wiederholenden Verhältnissen, die für die Preisbildung des Verkehrs bestimmend sind. Dem Wettbewerb zwischen den verschiedenen Verkehrsmitteln, vor allem aber deren Zusammenarbeiten werden ausführliche Erörterungen gewidmet. So erscheint hier das Ganze

des Transportwesens in einer Darstellung, die alle wichtigeren Seiten umfaßt und, obwohl vom Eisenbahnfachmann geschrieben, doch von aller Einseitigkeit sich freihält.

Kurt Wiedenfeld.

Zug der Gestalten

Angesichts des im zeitgenössischen Roman so verbreiteten Historismus ist es Brauch geworden, sehr wohlwollend von dieser Art Schrifttum als von unterhaltsamen Geschichtsstunden zu sprechen: eine halbkritische Vokabel, die zwar einige Kraft der Werbung besitzt, worin aber doch sehr merklich die Frage nach dem Nutzen und Nachteil der Historie, zumal solcher Pseudohistorie, lebt. Was der Leser in den hier zusammengefaßten Büchern findet, ist nun kaum noch eine solche unterhaltsame Geschichtsstunde. Diese Romane, Dichtungen und gedichtete Tatsachenberichte eher denn Romane, gehören zwar obenhin noch dem gegenwärtig so sehr gepflegten Geschichtsroman an, sie weiten aber den engen Bezirk dieser Gattung und dringen in Bereiche vor, da alle Zeitordnung aufgehoben scheint: Raum und Zeit, trotz ihrer echten Verdichtung, gelten nichts mehr, nur das Menschliche gilt noch; und der Lesende, vom dichterischen Wort in die „Kommunikationsprovinzen der Seele" getrieben, hält Rückschau auf den Marsch dieses verwegenen Geschlechts. Ein Zug außerordentlicher Gestalten, voll Tragik und voller Erfüllung, gültig noch im Privaten und tröstlich selbst noch im tragischen Zerbrechen, da der tragische Untergang höhere Notwendigkeit ist: „Der Mensch muß wieder ruiniert werden!"

Das Geschlechterbuch der Ludolfinger schrieb Hanna Stephan mit ihrem schwerblütig erzählten, vom Widerstreit christlicher Ordnung und germanischem Lebensgefühl erfüllten Werk „Frau Oda, Verheißung und Geschichte" (Berlin, Friedr. Vorwerk. 336 Seiten). Frau Oda ist die Billungerin, die durch die Heirat des Grafen Liudolf zur großen Mutter der Ludolfinger wurde. Die Geschichte dieses Geschlechts und die Geschichte seiner Zeit, der Verfall des karolingischen Reichs, scheint dem Nachlebenden, und dies nun vollends nach diesem vom Willen zum Mythos getragenen Buch, wie eine einzige Vorbereitung jener Sternenstunde, da König Heinrich I. in unsere Geschichte eintrat und zum Schöpfer des ersten deutschen Volksreiches wurde.

Walter Bloem kehrt mit dem Roman „Der Volkstribun" (Berlin, Mehden-Verlag. 426 Seiten) zu seiner früheren so erfolgreich geübten Art der fesselnd und wirksam erzählten Gestaltung geschichtlicher Zeiträume zurück. Aus dem heutigen Geschichtsgefühl, mit dem für den größeren Zusammenhang nun geschärften Blick zeigt er Arnold von Brescia als den Vorläufer der großen Erneuerer Italiens. In seinem Unterliegen gegen Kurie und Adel ist alle Tragik des Vorläufers, des Zufrühgekommenen, der in der Stunde der Entscheidung hilflos warten muß, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme.

Das erste blutige Treffen zwischen den von Habsburg gegen die junge Eidgenossenschaft zu Hilfe gerufenen Truppen Karls VII. und einem schweizerischen Bauernheer im August 1444 bei St. Jakob ist zugleich der erste Vorstoß des neuerwachten französischen Nationalgefühls gegen deutsches Volkstum, der frühe Griff nach der Vorherrschaft in Europa. Diese europäische Situation und die Situation der Eidgenossen im Jahre 1444, die von Europa auf dem Gebiet der heutigen Schweiz gesuchten machtpolitischen Entscheidungen sind Inhalt einer neuen, ganz ausgezeichneten, das Gewicht eines großen und gültigen Gleichnisses vom Volk gewinnenden Erzählung Jakob Schaffners: „Der Gang nach St. Jakob" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 208 Seiten). Am Schicksal eines jungen Eidgenossen, des Hans Schaffner aus Buus, der um der gefährdeten Heimat willen sein eben angetrautes Weib verläßt und mit dem Bauernheer in jene Schlacht von St. Jakob zieht, darin eine zehnfache französische Übermacht das ganze eidgenössische Heer vernichtet, zeigt der Dichter den Opfergang, den das zu Heimat- und Nationalgefühl erwachte Volk antrat, das mit der Hingabe seiner besten Männer bei St. Jakob die Einsaat legte für dieses Volkes größere Zukunft.

„Ein Leben unter Gott" nennt Adelbert Alexander Zinn seine Dichtung vom Wege des letzten und größten Meisters der noch im Mystischen beziehungsreichen Kunst der Spätgotik, der, einem Irrtum zufolge, als Mathias Grünewald bekannt ist: „Meister Mathis genannt Grünewald"

(Berlin, G. Grote. 264 Seiten und 8 Bildtafeln). Neben dem Wenigen, was professoraler Spürsinn ermittelt hat — einige Daten, die nicht einmal unbestritten sind; die Tätigkeit als Hofmaler des Mainzer Bischofs; das Wunder des Isenheimer Altars und das der Stuppacher Madonna — ist kaum mehr als Legendarisches über Grünewald bekannt. So bleibt nur, das fraglos Überlieferte mit der Legende so zu verdichten, daß für den Bereich der Dichtung ein gültiges Bild dieses vom Geheimnis umgebenen Mannes errichtet wird. Da man dem Meister Mathis, einen Wasserkunstmacher, der nebenher mit Pinsel und Zeichenstift umgeht ohne anderen Ehrgeiz als den, Mußestunden zu füllen, in Zinns schönem Buch zum ersten Male begegnet, ist er bereits ein Mann von einigen dreißig Jahren. Erst die Begegnung mit dem älteren Holbein in Frankfurt wird dem Suchenden zum Augenöffner. Nun beginnt er zu malen. Von der ersten Stunde an aber, da er das Werkzeug des Malers in die Hand nimmt, ist seine Malerei Gottesdienst, ist sie Meditation mit dem Pinsel in der Hand. In unerhörter Qual ringt er sich seine Bilder ab, setzt er seine Gesichte in Farbe um — und welch eine Farbe ist dies! Handwerksmäßig, wie die gesamte Kunst des Mittelalters, aber übersteigert handwerklich noch, besessen und doch wie mit eiskalter Hand schafft er nun seine überwältigenden Bilder aus der schlichten Haltung des Handwerkers; aus einer Haltung, die ungleich mehr ist denn alles Genietum. Abseits, beziehungs- und bindungslos wirkend, setzt der Meister der Welt der Renaissance seine eigene in Ordnung gebrachte Welt entgegen; setzt er gegen die Realität der turbulenten deutschen Renaissance die Wirklichkeit seines größeren Herzens. Nachdem ein Werk so getan ist, der Isenheimer Altar, geht er unerkannt seines Weges. Sein Name läuft durch Deutschland, und sein Ruhm ist laut. Doch es ist, als ob zu diesem Ruhm der Mensch fehle; als ob der Schöpfer des Altars zu Isenheim, der Hofmaler des Mainzer Bischofs, nichts, aber auch gar nichts mit dem als Wasserkunstmacher nach Innungsrecht eingetragenen Meister Mathis zu schaffen habe. Als Wasserkunstmacher zieht er sich nach Seligenstadt in eine bescheidene Werkstatt zurück. Nach Jahren der gewollten Abkehr, nach Jahren der Abwehr wirft er dann ein Bild aus seinem Innern in die Welt, seinem Gott dienend nur, wenn die Zeit reif und alle Kraft gesammelt ist. So, überm Handwerk, über Wanderungen und schöpferischem Ausbruch versäumt er das Leben, und eines Tages dann gibt er alle Malerei auf. Selbst seinen Namen wirft er dahin, wie eine unerträgliche Last, und folgt als Wasserkunstmacher Gothart einem Rufe der Stadt Halle, dort die Wasserversorgung zu ordnen. Ehe er aber seine Aufgabe in Angriff nehmen kann, fällt ihn eine Seuche an, und klaglos kehrt er zurück an das Herz der Erde, von der Welt, der er schon lange gestorben gilt, kaum vermißt. Es ist viel Ungekanntes und Ungeklärtes im Leben dieses gewaltigen Knechtes im Werke Gottes, und bis zur Lösung aller Rätsel, die man kaum wünschen möchte, muß Legendarisches helfend beschworen werden. Der Dichter hat dies mit so glücklicher Hand und mit so bezaubernder Stimme aus einer schon metakundigeren Lebenserfahrung getan, daß seine Bilderfolge um „Grünewald“, darin die deutsche Wirklichkeit zu Beginn des 16. Jahrhunderts getreu und lebendig verdichtet ist, selber wie eine bezaubernde und sehr tröstliche Legende gefangennimmt.

Es ist uns viel Wundersames aus Schlesien zugewachsen. Von Jakob Böhme und Daniel Paschasius von Osterberg bis zu Hauptmanns Narren Emanuel Quint riß die Kette der Gottsucher aus schlesischer Landschaft nicht mehr ab. Nirgends ist Gott heftiger begehrt und eindringlicher gesucht worden in deutschen Landen als hier in Schlesien, da zuerst der Gedanke gedacht worden ist, daß Gott der Urgrund aller Dinge sei. Das Leben des gewaltigen Jakob Böhme, Beginn und Erweckung, Not, Demütigung und Leiden und sein Sterben in Verklärung, erzählt neu, lebensvoll-eindringlich, alle Zauber schlesischer Landschaft lösend Karl Robert Popp in „Stimmen in der Nacht“ (Berlin, Dom-Verlag. 226 Seiten). Es steigen jene betörenden Lockungen aus diesem Jakob-Böhme-Roman und nehmen den Leser in alle Berückung, wie sie an Frühlingstagen von unserer Erde ausgehen: ein österliches Buch gleichsam, und darum recht eigentlich das Buch des Jakob Böhme.

In zwei Büchern wird Bild und Gesetz Johann Christian Günthers erhellt, des ersten neuzeitlichen deutschen Poeten, der wie ein

Frühlingssturm durch das verschnörkelte Barock fegte und es wagte, unter Perücken seine Menschlichkeit hinauszuschreien. Heinrich Koitz, „Der Poet des Kaisers“ (Berlin, Hans v. Hugo u. Schlotheim. 319 S.), gibt mit der Ruhe und überlegenen Klarheit dessen, der Wort und Gefühl in strenge Zucht nahm, ein umfassendes Bild des selig-unseligen Dichters, der an sich selber, an seiner verstaubten, atemraubenden Zeit und unter dem Willen eines herrischen, rechthaberischen Vaters elendig zugrunde ging. Alle Schauer der Tragik wehen den Leser aus Koitzens Buch an: ein Mensch wurde gemordet! Man möchte wünschen, daß des oft lieblosen Goethe liebloseste Worte über den von Inbrunst und Düsternis gejagten armen Schlesier „genial, aber zuchtlos“ und „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Dichten wie sein Leben“ endlich und für immer aus unseren Literaturgeschichten verschwände. Gibt Koitz mit seinem schönen und befreienden Buch das, was man einen philosophischen Roman nennen könnte, so dichtet Hanns Julius Wille sehr literarisch, mitreißend im Strom der Worte zwar, danach aber ernüchtert und sehr nachdenklich zurücklassend, einen überwältigenden Günther-Monolog, darüber er den treffenden Titel setzt: „Versprühende Flamme. Des Dichters Johann Christian Günther brennendes Leben“ (Leipzig, Johannes Günther. 283 Seiten).

Eine tolle Seeräubergeschichte, voller Abenteuer und Verwegenheit, voll Blutrausch und Meergeruch, erzählt Anton Schnack von dem Flibustier François L'Olonois: „Der finstere Franz“ (Leipzig, Paul List. 219 Seiten). In der männlichen Geradheit und Unmittelbarkeit der hohen Erzählkunst Schnacks erstehen alle Wunder der Westindischen Inseln vor dem Leser, der eine im 17. Jahrhundert ehrbare Piraterie — dieweil sie von Frankreich und England heftig gefördert wurde — mitlebt, als sei er noch einmal in die Leseabenteuer seiner Knabenjahre heimgekehrt.

Die hellen Namen der Befreiungskriege, die Männer des endlichen Erfolges, die Scharnhorst, Gneisenau, Arndt, Stein, Hardenberg, selbst Schill noch, in diesen Tagen der hundertfünfundzwanzigsten Wiederkehr von Preußens großem Jahr von einer ausgebreiteten Jubiläumspublizistik erneut und nachdrücklich in die Erinnerung gerufen, leben in unserm Volke fort, werden von ihm, seinem schlaffen Gedächtnis zum Trotz, im Herzen bewahrt. Den Ungerühmteren aber, den Erfolglosen, deren Schicksal es war, zu früh zum Aufbruch zu rufen und die darum vorm Ziel versagen mußten, ihnen droht das Vergessen. Für viele dieser selbst von der Jubiläumspublizistik Übersehenen stehe hier der Name des Obersten von Dörnberg. Vom tragischen Schicksal dieses Mannes, dem Vorläufer-Schicksal, und von Beginn und Zusammenbruch des von ihm und einigen von Heimatliebe brennenden Bauern und Soldaten vorbereiteten kurhessischen Aufstands im Jahre 1809 gegen Jérôme „Lustik“ berichtet Justus Ehrhardt im „Aufstand der Herzen“ (Heilbronn, Eugen Salzer. 313 Seiten). Hier steht wahrhaft das Herz auf gegen Gewalttat und Willkür; es ist das Volk und sein Herz, die die Verschwörung tragen und vorantreiben und die für die Freiheit den immer wieder fälligen Blutzoll entrichten. Und dieses Volk ist es, das hessische Volk und sein Land, die in dieser so männlich-gefaßt und unverschnörkelt berichtenden Erzählung leben: das Volk, sein unverfälschtes Gefühl und sein geradliniges Denken sind darin.

Mit äußerst wachem Mißtrauen nahm man den „Kleist-Roman“ von Richard Elsner „Ringender Dämon“ (Berlin, West-Ost-Verlag. 379 Seiten) auf. Es schien, als sollte hier wieder einmal die Grenze des Erlaubten — und sie ist für Romanverfasser manchmal gewiß nicht eng gezogen — und vor dem Gefühl geistiger Sauberkeit noch Erträglichen weit überschritten werden. Völlig entwaffnet, mit dem Gefühl, dem großen Maßlosen nun erst wirklich begegnet zu sein, legte man das Buch nach einer an Offenbarungen und Erschütterungen reichen Wanderung durch die Verliese dieses Herzens aus der Hand. Der Roman, der nachdrücklich empfohlen sei, schließt mit jenen über alle Wahrheit wahren Worten der treuesten Freundin Kleists, die zum Beschluß hierherzusetzen gestattet sei: „Es ging streng in ihm her, er war wahrhaft und litt viel. Dem wahrhaft Großen, Unendlichen kann man sich auf allen Wegen nähern; begreifen können wir keinen; wir müssen hoffen auf die göttliche Güte; und die sollte gerade nach einem Pistolenschuß ihr Ende er-

reicht haben? Ich freue mich, daß mein edler Freund das Unwürdige nicht duldete; gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn tadeln, hätte ihm zehn Taler gereicht, Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätte er sich ihm nur zerstört zeigen können. Den ewigen Kalkül hätten sie nie unterbrochen, ob er wohl Recht, ob er wohl nicht Recht zu dieser Tasse Kaffee habe!"

E. K. Wiechmann.

Sammlungen

Goethes Äußerung in „Dichtung und Wahrheit" über Sammlungen einzelner Aussprüche von Dichtern und Schriftstellern, daß sie nämlich doch ganz gute Wirkung hervorbrächten, was immer man auch gegen sie sagen könnte, bleibt zu Recht bestehen, denn richtig getroffene Auswahl vermag Menschen, denen die Zeit zur Vertiefung fehlt, doch lebhaft anzuregen, sie nachdenklich zu machen und zum mindesten den Wunsch nach dem Ganzen zu erwecken. In sehr guter Form wird die von Hartfrid Voß ausgewählte Sammlung „Hölderlin, Gebot und Erfüllung, Aussprüche, Gedanken, Weisheiten" der Aufgabe solcher Sammlung gerecht (Ebenhausen, Wilhelm Langewiesche-Brandt. „Bücher der Rose"). In den Abschnitten: Der Auftrag; Ruf in der Stille; Aufruf und Weisung; Ringer und Kämpfer; Weisheit des Herzens; Leben und Kunst; Trauer und Demut; Erkennen und Vollenden; Ausklang ist eine Auswahl aus Hölderlins Werken und Briefen vereint, die beweist, das Hartfrid Voß Hölderlin in seiner Zeitnähe und Wahrheit nicht nur erkannt hat, sondern daß er auch mit ihm zu leben weiß.

Ebenso tiefe Anregung gibt die Sammlung von Alois Dempf „Vom inwendigen Reichtum" (Leipzig, Jakob Hegner), in der er aus gründlicher Kenntnis und innerem Erleben der echten deutschen Mystik Texte unbekannter Mystiker aus dem Kreise Meister Eckharts zusammengestellt hat, die er sachkundig und lebendig einleitet. Die Auswahl und die Übertragung in das Deutsch unserer Tage stammt von Angela Rozumek. Vertreten sind die deutschen Mystiker Johann von Sterngassen, Hartmann von Kronenberg, Heinrich von Egwint, Arnold der Rote, Heinrich von Löwen, Bruder Franke von Köln, Johann Franko, Bruder Eckhart der Junge, Florentius von Utrecht, Hane der Karmelit, Albrecht von Treffurt, Eckhard Rube, Helwic von Germar, Giselher von Slatheim, Bruder Türing und Hermann von Fritzlar, denen Auszüge von ungenannten Verfassern angefügt sind. In den Anmerkungen sind Lebensdaten dieser Mystiker gegeben.

Kurt Eggers stellt in seiner Sammlung „Ich hab's gewagt! Hutten ruft Deutschland" (Berlin-Lichterfelde. Widukind-Verlag) Huttens Gedichte und Rufe zusammen. Er stellt sie unter die Forderung des Total-Deutschtums, des Freiheitskampfes und der Kompromißlosigkeit.

Eine Fülle praktischer Lebensweisheiten hat Enno Littmann in der „Morgenländischen Spruchweisheit" zusammengetragen, in der er arabische Sprichwörter und Rätsel, die aus gründlicher Kenntnis gesammelt und übersetzt sind, vereinigt (Leipzig, J. C. Hinrichs Verlag. RM 3,—). Drei Fünftel der aufgenommenen Sprichwörter sind in Prosa, zwei Fünftel in Poesie verfaßt, während von den 135 Rätseln 116 als Poesie und nur 19 in Prosa erscheinen. Nicht nur wegen der hier dargebotenen Lebensweisheit, sondern weil wir hier der Gedankenwelt der Araber nahekommen, ist diese Sammlung zu begrüßen. Die Araber rühren sich geistig wie politisch lebhaft, und es ist gut, einen Zugang zu ihrer Gedanken- und Empfindungswelt zu haben. Dafür eignen sich besonders solche unmittelbar aus dem Volk geschaffenen Weisheiten, denn bei den Arabern lebt das Sprichwort noch, was man dadurch feststellen kann, daß heute noch ein gut gewähltes Sprichwort, im rechten Moment angewendet, Streit und Meinungsverschiedenheit beendet.

Als Werkstudent in Amerika

Die Erlebnisse eines deutschen Werkstudenten in den Vereinigten Staaten hat Wolfgang Langewiesche in einem ungewöhnlich aufgeschlossenen und frischen Buche aufgezeichnet: „Das amerikanische Abenteuer" (Stuttgart, J. Engelhorn. 204 Seiten). Es sind eigene Erlebnisse, und Wolfgang Langewiesche stellt einen sympathischen Typ des jungen deutschen Menschen dar, der im

Lebenskampf seinen Mann zu stehen weiß, weil er mit unbeirrbarer Energie ohne jedes Sentiment das Leben so nimmt, wie es ist, und es zu beherrschen vermag. Dieser junge Deutsche ist nicht aus Abenteuerlust hinausgegangen, sondern in zielbewußtem Streben. So konnte er in dem bunten Leben, in das ihn die Notwendigkeit führte, seinen Lebensunterhalt sich selbst zu erwerben, das gesteckte Ziel, den „Master of Arts", erreichen.

Richard Wagner

Zu rechter Zeit zum Richard-Wagner-Jubiläum gibt der Generalmusikdirektor Dr. Alfred Lorenz, Professor an der Universität München, „Gesammelte Schriften und Briefe" Richard Wagners in zwei starken Bänden heraus (Berlin, Bernhard Hahnefeld. 45 Abbildungen. Je Band RM 8,50). Der gründliche Wagnerkenner hat sich das Ziel gesetzt, durch diese Auswahl seiner Schriften und Briefe, die er in Lebenswellen von je sieben Jahren einteilt, den Weg zu erleichtern zur Erkenntnis, daß Richard Wagner weit mehr sein wollte als nur ein Künstler, daß es ihm vielmehr darauf ankam, ein Reformator des gesamten Lebens zu werden. Diese Aufgabe erfüllt die Auswahl in vorbildlicher Weise, ebenso wie die wissenschaftliche Genauigkeit in den Quellennachweisen, in den Verzeichnissen des Schrifttums und in den anderen Anhängen vorbildlich ist. Mit diesen beiden Bänden beginnt eine groß geplante Reihe „Klassiker der Musik" in ihren Schriften und Briefen, die unter Mitarbeit vieler namhafter Gelehrter Dr. Herbert Gerigk, Berlin, herausgibt und die alle großen deutschen Meister in gleicher Weise in ihrem Streben und Wollen dem Volke nahebringen soll.

Geschichte der Kirche

Ein Werk, das versucht, gegenwärtiges Ringen durch geschichtliche Dokumente des Werdens zu klären und Erkenntnis zu vermitteln, darf auf starkes Interesse rechnen. Das Buch von Lic. Walther von Loewenich „Die Geschichte der Kirche von den Anfängen bis zur Gegenwart" (Westdeutscher Lutherverlag, 32 Seiten, Abbildungen, RM 6,50) erfüllt die selbst gestellte Aufgabe. Das Buch wendet sich an jeden und hat auf alles gelehrte Beiwerk verzichtet, um eine größere Verständlichkeit zu erreichen. Die bewegenden Kräfte und Gestalten in der Entwicklung der Kirche und der kirchlichen Lehre treten klar hervor, und helles Licht fällt auf die Frage nach dem Verhältnis von Welt und Kirche und Staat und Kirche. Die Darstellung schließt mit dem Jahre 1933.

Im Pfefferland

Anspruchslos und mit Humor schildert Friedrich Otto Bittrich, der Afrika so gut kennt, seine „Ferienfahrt ins Pfefferland" (Berlin, Schildhorn-Verlag. 156 Seiten, 31 Bildtafeln nach eignen Aufnahmen). Er hat nach der Fahrt mit einem Woermann-Dampfer Kamerun, Nigerien und die Goldküste besucht, wobei er und seine tapfere Reisegefährtin, Frau Otti, sich allen Strapazen gewachsen zeigten und ihre klare Beobachtungsgabe wiederum bewiesen. Von besonderem Interesse ist der Besuch von Groß-Friedrichsburg, dem alten Fort, auf dem noch die Bronzekanonen stehen, die der Major v. d. Gröben dort ließ, als er für den Großen Kurfürsten diese Feste im fernen Afrika erbaute.

Das Buch der Schiffe

Eine durch Gründlichkeit und Genauigkeit ausgezeichnete Arbeit ist das „Schiffbuch" von Friedrich Böer mit 160 Photographien und 350 Zeichnungen von Erich Krantz und Margrit v. Engelhardt, sowie zwei großen Tafeln (Berlin, Weidmann. RM 7,50). Hier wird in vorbildlicher Weise eine stille Sehnsucht fast aller Binnenländer befriedigt, indem sachkundig von allem, was mit Wasser und Schiffahrt zusammenhängt, berichtet wird. Die Binnenschiffahrt wird behandelt, und wir hören von ihrer Aufgabe und der Aufgabe der Flüsse wie von den Änderungen, die die Flüsse sich gefallen lassen müssen, um solche Aufgabe zu erfüllen, von Kanälen, von Wehren und Schleusen, von dem deutschen Wasserstraßennetz und von den deutschen Flußschiffen. In dem Abschnitt Seeschiffahrt werden eingehend beschrieben die Häfen, die Arbeit der Reedereien und der Werften, der Bau der Schiffe von ihrer Theorie bis zur praktischen Vollendung. Dann wird an einem Schiff der ganze Werdegang demonstriert, man lernt die Gesetze der Navigation kennen,

man hört von den Seezeichen, dem Signal- und Nachrichtenwesen, der Rettung aus Seenot, der Bergung von Schiffbrüchigen und Schiffen. In dem Abschnitt Hochseefischerei wird der Fisch- und Walfang behandelt. Die Zeichnungen sind außerordentlich instruktiv und geben auch dem seemännischen Laien vollendete Möglichkeit, in dem fremden Gebiete heimisch zu werden. Ein gutes und ein willkommenes Buch!

Alemannenland

Für die Stadt Freiburg im Breisgau hat ihr Oberbürgermeister Dr. Franz Kerber ein Buch von Volkstum und Sendung „Alemannenland" herausgegeben (Stuttgart, Engelhorn. 190 Seiten, 43 Bilder). Über den Stadtrahmen weit hinausgreifend, wird hier in einer Reihe von Aufsätzen berufener Mitarbeiter die kulturpolitische Aufgabe geschildert, die dem Oberrhein und seinen Menschen gestellt ist, die auch eine Brückenbildung zu den westlichen und südlichen Nachbarn einbegreift. Außer bekannten Dichtern wie Wilhelm v. Scholz, Emil Strauß, Wilhelm Schäfer, Hermann Burte, Jakob Schaffner und anderen haben auch Professoren der Freiburger Universität das Wort genommen, wie Spemann, Heidegger, Metz, Bauch und Müller-Blattau und Männer des praktischen Wirkens, so der Oberbaudirektor Schlippe. Begrüßenswert ist die Teilnahme der Franzosen Lichtenberger, Spenlé, de Château-Briand, Maître. Das ist eine Art gehobener Aussprache über das ewige Thema Deutschland – Frankreich. Der schöne Brief von Hans Thoma über den Isenheimer Altar steht neben einer Kantate von Felix Lützkendorf. Die allgemeine Einführung schrieb Oberbürgermeister Kerber.

Biologisches

Eine gute Einführung in die Grundlagen der Biologie durch Kennenlernen der nächsten Umwelt gibt das Buch von Herbert Fritsche „Pan vor den Toren" (Berlin, Verlag Die Rabenpresse. 256 Seiten). Aus den Lebenserscheinungen der Kellerassel, des Holzwurms, des Bücherskorpions, des Speckkäfers, der Gallwespe, des Silberfischchens u. a. wird man zur Beantwortung der großen Fragen geführt, die der Biologie gestellt sind. Das Buch ist lebendig und gemeinverständlich geschrieben und bringt eine große Reihe von Abbildungen der behandelten Tiere.

Ein neuer Sprachführer

In „Meyers Weltsprachen" sind vier Bände erschienen „Französisch" (Leipzig, Bibliographisches Institut. Je Band RM 2,90). Diese moderne Methode gibt im ersten Bande die französische Umgangssprache für Anfänger, im zweiten unter dem Titel »Un séjour à Evian dans une famille française« die französische Umgangssprache im Kreise der Familie, im dritten Band »Dans un bureau français« die französische Umgangssprache für Kaufleute, im vierten Band die französische Umgangssprache im allgemeinen Verkehr: »Dialogues de tous les jours«. Herausgeber ist Julius Walinski. Er geht aus von den beiden Sprachen lautlich gemeinsamen Wörtern, um die Schwierigkeiten in Aussprache und Schreibung zu überwinden. Dies wird sehr einprägsam exerziert in 20 Lektionen mit 300 bildlichen Darstellungen von Gegenständen und Handlungen. Dann beginnt der eigentliche Unterricht in zusammenhängendem Text mit Zeichnungen in sechsfacher Ausarbeitung: für Selbstunterricht, für Unterricht beim Sprachlehrer, in der Schule, im Sprachklub, mit Sprechmaschinen, durch Sprachfunk. Hat man den ersten Band, der wirklich leicht eingeht, bewältigt, so kann man mit zureichenden Grundlagen mit der Durcharbeit der weiteren

Bände auf gutem Wege zur Beherrschung des Französischen vorstoßen. Die einprägsamen Zeichnungen sind von Fritz Schirrmeister.

Jugendschriften

Im Verlag Thienemann (Stuttgart) sind zwei neue Bücher erschienen, die zwei von diesem Verlag gepflegte Formen der Jugendliteratur fortsetzen: Geschichten aus germanischer Vorzeit und Tiergeschichten. Kurt Pastenaci macht zum Helden seines Buches „Leuthari der Befreier" (RM 3,20) den Fürsten der Alemannen Leuthari, der zur Zeit der Völkerwanderung die Freiheit seines Stammes gegen die Franken erstritt. Leuthari, der als Geisel am Hofe Theoderichs des Großen aufwuchs, kämpfte auf der Seite der Goten gegen die Oströmer unter fränkischer Führung. Nach der Befreiung seines Stammes zieht er als mächtiger Fürst wiederum nach Italien zum Kampfe gegen Ostrom und bleibt in echter Germanentreue bei seinen von der Pest befallenen Leuten, um mit ihnen in Flammen nach Walhall zu fahren, während er seinen Sohn mit der gesunden Mannschaft nach Hause schickt. — Otto Boris erzählt die Geschichte eines Wolfes: „Varg und seine Wölfe" (Zeichnungen von Walther Klemm, RM 4,20). Wir erleben den Lebenslauf eines Wolfes, der in Gefangenschaft aufwuchs und dann in die russische Wildnis entflieht und der Führer seines Rudels wird, trotzdem aber noch eine Art Verbindung mit seinem Heger behält. Aber grimmiger und blutgieriger als er und seine Tiere sind die von den Bolschewiken aufgehetzten Menschen, deren jeder dem anderen ein Wolf wird. So bringt dieses Buch aufschlußreiche Parallelen. — „Frundsberg", den Vater der Landsknechte, läßt Hans Gäfgen lebendig für die Jugend in seiner soldatischen Härte und seinem guten Herzen auf dem bewegten Hintergrund der Zeit erstehen (Bilder und zwei Karten von Fritz Kredel. RM 1,60).

Bücher für die Jugend, die aber auch der Erwachsene gerne liest, sind Wilhelm Matthießens Erzählungen „Am goldenen Horn" (Köln, Volker-Verlag. 2 Bände. Jeder Band RM 3,—) und Joseph M. Velters „Ingeborg Flamm". Matthießen setzt in neuen Büchern die Erzählung der bei unserer Jugend so beliebten Abenteuer von Nemsi Bey fort, und in der Fortführung dieser bunten Abenteuer begegnen wir den vertrauten Gestalten der ersten beiden Bände. Er vereint seine alte Gabe, Märchen erzählen zu können, hier mit der Kraft, die Wirklichkeit wiederzugeben. Velter stellt in seiner Ingeborg Flamm ein deutsches Mädel hin, wie sie sich in unsern Kolonien bewährt haben. Seine Ingeborg geht als Lehrerin nach Kamerun als Neunzehnjährige, findet aber ihrer Jugend halber keine Anstellung in diesem Beruf und zieht auf eine Farm. In ihr neues Leben, das sie tapfer besteht, bricht der Weltkrieg. Der Farmer schlägt sich zu den deutschen Truppen durch, Ingeborg schafft seinen Sohn im Faltboot durch den Urwald in Sicherheit. Die Abenteuer dieser Fahrt bilden den wesentlichen Inhalt dieses Buches, ebenso wie die Kämpfe des Farmers gegen den Feind, bis endlich das Ende des Krieges die Vereinigung der Menschen bringt, die füreinander bestimmt sind.

Rudolf G. Bindings feine Weihnachtsgeschichte „Das Peitschen" (Potsdam, Rütten & Loening) liegt in einer neuen Ausgabe mit reizenden farbigen Zeichnungen von

Fritz Kredel vor. – Tamara Ramsay macht in ihrem Buch „Wunderbare Fahrten und Abenteuer der kleinen Dott" in offenem Bekenntnis zu dem großen Vorbild Selma Lagerlöf den Versuch, durch die Erlebnisse des kleinen Mädels, das durch Ungehorsam gegen elterliches Gebot in einer Johannisnacht in den Zauber der Unsichtbarkeit geriet, im Zusammenleben mit und in der Hilfe an den Tieren ihrer Heimat, der Priegnitz, echte Heimatliebe zu erwecken durch die innere Inbesitznahme der Landschaft, der Kultur und geschichtlichen Vergangenheit der Heimat (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 90 Zeichnungen der Verfasserin. RM 6,80). Weitere Bände dieses fruchtbaren Versuches sollen folgen.

Bücher der Praxis

Unter dem jeden sofort unmittelbar ansprechenden Titel „Du bist sofort im Bilde" hat Max Eichler ein Reichsbürgerhandbuch geschaffen, in dem man wirklich dank seiner sehr übersichtlichen Gliederung alles findet, was man wissen muß (Erfurt, J. G. Cramers Verlag. 188 S.). Das Buch behandelt die Fragen, die den Einzelnen angehen, die Familie und das Volk, alles in einfachem, einprägsamem Texte, verdeutlicht durch zum Teil sehr originelle bildliche und graphische Darstellungen. Am Schluß findet sich eine Übersicht über das, was jeder Deutsche vom Vierjahresplan wissen muß, und eine Anschriftenliste der Behörden und Organisationen.

Gleichfalls zeitgemäß ist die „Ahnentafel-Fibel" zusammengestellt von Erhard Lange, SS.-Hauptscharführer (Miesbach, W. F. Mayr. RM 1,75). Erhard Lange ist berufsmäßig in der Ahnenforschung tätig und berät sachkundig und klar jeden, dem an der richtigen Aufstellung seines Stammbaumes gelegen ist. Proben von richtig ausgestellten Ahnentafeln sind ebenso beigefügt wie die Nachweise, wo man sich Rat holen kann über seine Ahnen. Hier sind besonders wesentlich die Blätter, die die Zusammenfassung der Kirchenbücher der einzelnen Kirchen und Länder darstellen. Mit Hilfe dieses Buches wird man viel vergebliche Wege vermeiden und sich gleich an die richtige zuverlässige Stelle wenden können.

Eine praktische Anleitung zum Erfolg im Leben und im Beruf will das Buch von D. Brande „Setz Dich durch" sein (Wien, Tal & C., 70 S.). Die Verfasserin versucht, unter Angabe der Gründe des Versagens, die Mittel zu zeigen, wie man diese Schwäche baldigst überwinden kann, und gibt 12 Übungen zur Willensstärkung.

Sehr praktisch ist das Buch von Oskar Jancke „Restlos erledigt?" (München, Knorr & Hirth), in dem der Verfasser seine Arbeit aus dem Buche „und bitten wir Sie ..." fortsetzt. Die Lektüre ist jedem zu empfehlen, und wenn sich jeder, der schreiben muß, und seien es auch nur Briefe, das Buch zu eigen gemacht hat, so werden viele Schönheitsfehler, die immer wieder störend sich bemerkbar machen, verschwinden.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Karl Pagel, Berlin. – Joachim Günther, Stuttgart. – Dr. Paul Ortwin Rave, Potsdam. – Dr. Theodor Heuß, Berlin. – Professor Dr. Justus Hashagen, Wenningstedt auf Sylt. – Paul Strecker, Paris. – Ina Seidel, Starnberg. – Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin. – Edwin K. Wiechmann, Bernau bei Berlin.

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortliche Anzeigenleiterin: Ilse Schirrmeister, Leipzig • DA. II. Vj. 1938: 3699 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

A. HILLEN ZIEGFELD

Aus dem Werden des neuen England

Vom „gentleman“ zum „superman“

Der Neubau des Empire verlangt von England eine absolute „fitness“ und „efficiency“. Er erfordert eine Höchstleistung an Umsicht von Staatsmann und Politiker, eine große Spannkraft von der Führungsschicht und eine gute Nervenreserve von der Nation, die in einer körperlichen Unversehrtheit ihre unerschütterliche Grundlage haben muß.

Wer wollte bestreiten, daß es an Voraussetzungen hierzu nicht fehlt? Englands politische Erfahrung und Wendigkeit hat sich noch jeder großen Aufgabe gewachsen gezeigt. Und selbst wenn das Genie ausbleibt, ist immer ein ungewöhnlich hohes Mittelmaß zur Stelle, das die Pause füllt, bis eine überragende Persönlichkeit das Steuer ergreift. Auch in England ist die „Nachkriegszeit“, die Zeit der Brache, im Schwinden. Heben sich nicht am neuen Horizont schon Gestalten ab, von denen die Welt Großes erwartet? Müßig, Prognosen anzustellen, wenn eine neue Epoche der Geschichte gerade eben erst begonnen hat.

Nein, die politische „Problematik“ – wenn dieser Begriff nicht an sich schon unpassend für England wäre – liegt in der Frage, ob das Verhältnis des Individuums zum Staat, so wie es als Ergebnis der englischen Geschichte vorliegt und von Mr. Baldwin bestätigt worden ist, sich noch im Einklang befindet mit der neuen Wirklichkeit. Oder: ob nicht um eines Idols der persönlichen Freiheit willen und seiner Verkörperung im „gentleman“ als politischen, sozialen und zivilisatorischen Typus eine Haltung gepflegt und verherrlicht wird, die, gemessen an den tatsächlichen Verhältnissen, schon unwirklich, schon gestrig geworden ist. Auf allen Gebieten des Lebens wird der Individualismus abgelöst oder jedenfalls in den Bereich des privaten Lebensgefühles abgedrängt durch Gemeinschaftsformen, die ein Leben der Technik und Organisation gebiert, ohne nach den Wünschen und Gepflogenheiten des Einzelnen zu fragen. Die Interessen der Gemeinschaft können nicht mehr von der „Gesellschaft“ befriedigt werden, die, von dem Mittelstand getragen, viel zu sehr in den überlieferten Anschauungen und Konventionen befangen ist, um den Forderungen gerecht werden zu können, die von jenen sozialen Gruppen erhoben werden, die sich außerhalb des Bürgertums gebildet haben und heute eine Macht darstellen. Ja, das Aufstiegsstreben einer neuen starken sozialen Grundschicht, die schon längst dem Pariatum des „Proletariats“ entwachsen ist und als Geschöpf des technischen Jahrhunderts weniger an geschichtlichen Bewußtseinswerten hängen kann, zielt auf Sicherheiten für ihr durch keine Erbschaften oder irgendeinen Besitz gesichertes materielles Sein, das heute der Willkür einer kapitalistischen Wirtschaft als Spielball ausgeliefert ist und allen Wechselfällen zum

Opfer fallen muß, da die Arbeitskraft noch keine Gewähr für ihre materielle Stabilität ist. Der in der Ideologie des 19. Jahrhunderts verhaftete Mittelstand ist weder willens noch in der Lage, dieser Entwicklung Rechnung zu tragen, da er glaubt, im Individualismus das fortschrittlichste und damit vollendetste Prinzip menschlicher Entwicklung zu vertreten, und gleichzeitig seine Aufmerksamkeit der Strukturveränderung widmen muß, die sich im Bürgertum vollzieht. Denn immer mehr Teile des Mittelstandes bröckeln unter dem Druck der hochkapitalistischen Entwicklung der modernen Wirtschaft mit ihrer Arbeitsteilung und Arbeitsmechanisierung ab und landen als Wracks in dem Meer der Werktätigen, während wiederum andere Schichten mehr intellektueller Richtung, denen die Aufstiegsmöglichkeiten in das Gentlemantum durch ihre mangelnden Einkommensverhältnisse versagt bleibt, in die Reihen der sozialen Aufstandsideologen abschwenken. Mochte früher einmal diese Schicht ihren Ehrgeiz darin sehen, als geistige Schicht des Mittelstandes an der neuen Gestaltung der Nation mitwirken zu können, so hat sie sich heute dieses Gedankens entschlagen und sucht, soweit sie es nicht vorzieht, sich treiben zu lassen, ihr Betätigungsfeld beim Sozialismus. Die Erkenntnis, daß die bisherige Genügsamkeit des englischen Sozialismus, namentlich die Vorliebe der Gewerkschaften, rein wirtschaftliche Interessenkämpfe durchzufechten, sich nicht mehr mit den Entscheidungen in Übereinstimmung bringen läßt, die die Zeit fordert, weist den Weg zur Macht. Die Ungeistigkeit und Unbeweglichkeit des Mittelstandes gegenüber den dringenden Problemen der Zeit führt besonders die Jugend in das Lager des Radikalismus. Wenn auch der Kommunismus in England vorläufig noch eine Art Modeerscheinung, vielfach Snobismus ist, der sich in einem Salon- und Studentenbolschewismus spreizt, oder einzelne Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sich in der revolutionären Geste des Klassenkampfes gefallen läßt, die sich auf dem Hintergrund eines gewaltigen Einkommens aus kapitalistischen Quellen besonders reizvoll macht, so sind doch ernstere Zeichen einer tiefen Unruhe zu verzeichnen. Unter der Tarnung, die englischen Jugendverbände zum Einsatz für den englischen Individualismus gegen Diktatur und Unfreiheit führen zu wollen, hat sich der Kommunismus der halbmilitärischen, der kulturellen und der christlichen Jugend bemächtigt, letzterer vor allem durch eine geschickte Ideologie, nach der der Bolschewismus in seiner letzten Zielsetzung nach Abschluß der ersten revolutionären Epoche auf die Überwindung des Kapitalismus und der Eigensucht durch die Auflockerung des kommunistischen Zwangssystems in eine urchristliche Brüderlichkeit ausgehe. Von den englischen Traditionsuniversitäten hat sich die Studentenschaft des feudalen Oxford einem Edelkommunismus verschrieben, der den reichen Vätern dieser Gentlemananwärter vielleicht das verzeihende Lächeln und Zugeständnis jugendlichen Überschwanges abnötigt, aber doch praktisch eine große Beunruhigung des nationalen Lebens bedeutet. Auch einzelne Zwischenfälle sind nicht ohne Bedeutung, so die Abordnung von Cambridger Studenten, die im Unterhaus erschien und Einspruch gegen das Freiwilligenverbot erhob, das im Zusammenhange mit dem spanischen Bürgerkriege erlassen wurde. Der achtzehnjährige Sohn eines englischen Geistlichen mußte unter Anklage gestellt werden, weil er einen Fliegerkorporal veranlassen wollte, ein Kriegsflugzeug

zu stehlen, um damit nach Spanien zu flüchten. Selbst in kirchlichen Kreisen vermehrten sich 1937 die Sympathieerklärungen für den Bolschewismus, und hohe Kirchenführer erblickten sogar im Kampf der Bolschewisten nicht einen Angriff gegen das Christentum „als solches", sondern nur gegen einige Mißstände in der Kirche.

Ob diesen Vorkommnissen eine Bedeutung beigemessen wird oder nicht, scheint nicht so wesentlich wie die Tatsache, daß Schichten des Mittelstandes sich in Widerspruch stellen zu den Überlieferungen ihres Standes und Englands insgesamt, und daß, selbst wenn man daraus noch keine Schlüsse ziehen will, das Faktum als solches dem Sozialismus zugute kommt. Wenn dieser in seinen zweimaligen Versuchen der Herrschaftsausübung sich noch durchgreifender Umgestaltungen von Wirtschaft und Staat enthalten hat, so kann kaum gezweifelt werden, daß angesichts der erwähnten Entwicklungen beim Mittelstand ein dritter Regierungsantritt der Sozialisten zu einer konstruktiven Politik führte! Es darf auch nicht vergessen werden, daß die Gesetzgebung der letzten Jahrzehnte schon wesentlich von dem Geist des Arbeitertums beeinflußt worden ist, das ja den Kampf zwischen der modernen Industriewirtschaft und dem Staat anders, weil viel unmittelbarer erlebt als der Mittelstand, der im Handel, Gewerbe und in der privaten Wirtschaft groß geworden ist, und dessen Lebensgesetze wie Denkformen dem Geist des Freihandels entsprungen sind. Für ihn gibt es nur den „unsichtbaren Staat", während der Arbeiter nach dem „sichtbaren" Staat verlangt, der aus eigener Initiative eingreift und die Probleme zerstreut, die sich auch in England einstellen, selbst wenn man es nicht wahr haben will. Hier droht die große Spaltung der Nation, die glaubte, von der Weisheit der Väter zehren zu dürfen, und im Mittelstand für alle Zeiten eine verläßliche soziale Klammer erblickte. Diesen Gegensatz zu verharmlosen durch eine Dogmatisierung des englischen Individualismus und eine Lobpreisung des englischen Mittelstandes als eines festen Bollwerks gegenüber dem Sozialismus, hieße die wirkliche Lage verfälschen. Es handelt sich nicht um eine Spaltung der Nation in das eigentliche, individualistische Engländertum, das nicht im Traume daran denkt, den Mittelstand und das Gentlemantum einem sozialistischen Kollektivismus zu opfern, und in ein anderes, neues, aus dem Malstrom der Industriewirtschaft und dem Zivilisationsprozeß der Gegenwart hervorgehendes Engländertum, das sich ganz unenglisch in einem Massenideal zu Haus fühlte. Auch der englische Sozialist bleibt Individualist, weil er Engländer ist. Aber seine Erfahrung hat ihn als zeitgemäße Form eines Schutzes der individuellen Freiheit das Zusammenwirken im engen Verband gelehrt, während der Mittelstand im wirtschaftlichen Einzelkampf oder allenfalls im Zusammenhalt der Sippe groß geworden ist und seine Sicherheit im Besitz gesucht und gefunden, ja aus dieser Geborgenheit durch Geld und Gut erst den Lebensstil des gentleman entwickelt hat. Gesehen vom sozialen Erleben dieser Zeit, ja auch unter dem Eindruck eines neuen durch den Weltkrieg vermittelten Gemeinschaftswillens kann aber vom „gentleman" keine Erlösungsgewalt ausgehen, weil er ja an dem Maßstab des Heutigen gemessen nichts anderes darstellt als eine verbindliche Form des Fürsichseins, das allenfalls ein durch gute

Umgangsformen und durch eine Lebenstechnik (Konventionen!) geregeltes Nebeneinander anstrebt, aber jenen tieferen Bindungen, die sich mit jeder Gemeinschaft ergeben, aus dem Wege geht. Schließlich und endlich ist es mehr der Ehrenkodex, der den gentleman zum Handeln nötigt, als eine innere Verbundenheit. Aber auch der Ehrbegriff im gentleman hat unter Entwertungen gelitten. Die widersprechendsten individuellen Erfahrungen des Auslandes mit der englischen „fairness" haben schon längst die hohe Meinung der Makellosigkeit des gentleman zu Fall gebracht, am stärksten naturgemäß während des Weltkrieges. Wie im kleinen so versagte das „Gentlemantum" auch im großen. Für das Ansehen Englands war u. a. das Eingeständnis eines Viscount Bryce, eines der Hauptmacher des Berichtes der englischen Untersuchungskommission über die angeblichen deutschen Greuel in Belgien mehr als abträglich. Daß ein gentleman gegen seine Überzeugung seinen Namen unter diesen Bericht setzte und als einzige Ausrede die patriotische Notwendigkeit dieses Betruges aufführte, war nach kontinentalen Auffassungen das Ende altenglischer Würde.

Auch das Gentlemantum ist heute wie so vieles andere nur noch eine Formfrage. Aus Anstand tritt der gentleman für die „Gesellschaft" ein, weil er ein Teil von ihr ist, ob es nun die engere soziale Form der „society" ist oder die weitere politische der „nation". Gewiß wird dieser „gentleman" sich bewähren und Eindruck machen durch die Sicherheit seiner aristokratischen Haltung in demokratischem Gewande, durch seine Verhaltenheit und Selbstverständlichkeit der Pflichterfüllung. Aber als Idee verkörpert er das individualistische Prinzip des in sich beruhenden Einzelwesens, das jeden Versuch, aus einem gelegentlichen Eintreten für die „anderen" verbindliche Forderungen einer sozialen Gemeinschaft zu machen, als eine Zudringlichkeit abweisen würde.

Im Gegensatz zu dieser Traditionsform des auf sozialen Ausgleich bedachten Mittelstandes ist das durch die Glut des Wirtschaftskampfes gehärtete Gemeinbewußtsein des englischen Arbeiters auf die Schaffung einer Gemeinschaftsform bedacht, die eine Synthese von Individualismus und Sozialismus darstellt. Als Engländer ist der britische Sozialist ebenfalls ein Freund der „Erfahrung" und ein Gegner der Theorie. Sein Leidensweg hat ihn auf die Selbsthilfe in Gestalt von Gewerkschaften und Konsumvereinen gewiesen, über die er dann auch zu der politischen Gemeinform des Individualisten, der „Genossenschaft", vorgestoßen ist. Damit hat er sich gesichert gegen eine Überrumpelung durch den Kollektivismus, in den sich das echte Proletariat flüchtet. Aus dieser Erfahrung heraus hat er es vermocht, sich den Kommunismus vom Leibe zu halten, ganz abgesehen davon, daß ein großer Teil der englischen Arbeiterschaft sich nicht dem Freidenkertum erschlossen hat, sondern aus einer christlichen Haltung heraus den Kommunismus ablehnt. Entsprechend erfaßt der Kommunismus im wesentlichen nur den Pöbel und einen Teil der Intellektuellen. Erst neuerdings, begünstigt durch die außenpolitische Verschärfung, d. h. die Feindschaft der Sozialisten gegen den Faschismus, findet er das Ohr des nach Bundesgenossen gegen den Faschismus Ausschau haltenden Arbeitertums wie auch einiger Teile des Bürgertums. Der

englische Faschismus (Mosley-Bewegung) wird im wesentlichen abgelehnt. Sein Aufklärungskampf und seine Parole einer straffen Führung würden an sich Verständnis finden, wenn nicht die entwickelte Form und die Forderung straffster Disziplin als unenglisch empfunden würden. So wird die Mosley-Gruppe zu jenen Kampfverbänden geschlagen, mit denen sich der Durchschnitts-Engländer in seiner Weise philosophisch abfindet, indem er sie als unvermeidliche Reaktion auf die allgemeinen Zeitverhältnisse hinnimmt oder sie psychologisch deutet als Horden rauflustiger Jugendlicher.

Somit klärt sich die innere englische „Problematik" dahin, daß – unabhängig von der Frage, in welcher Zeit der Sozialismus wieder die staatliche Macht in die Hand bekommt – es zu einem Austrag zwischen dem absoluten Individualismus des konservativen England und dem gebundenen Individualismus des jungen England kommen wird, wobei an die Stelle des Wortes „Austrag" sehr viel besser das Wort „Ausgleich" zu setzen wäre. Denn auch der englische Sozialist wird die englische Überlieferung einer Katastrophenverhütung fortsetzen. Diese vorauszunehmen liegt insofern Grund genug vor, als die gegenwärtige Spannung ja mehr von Gefühlen getragen wird als von wirklichen Wesensverschiedenheiten. Beide Lager sind noch von ihren eigenen Traditionen befangen, deren Suggestivkraft über die Herzen erst dann schwindet, wenn die Generationen, die in ihr groß geworden sind, abgelöst werden von denen, die weder in den Vorurteilen des Mittelstandes noch denen des Arbeitertums aufgewachsen sind, sondern als Kinder ihrer Zeit ihr Herz an den Geist eines neuen Jahrhunderts verschwenden wollen und nicht an Götzen der Vergangenheit. Für die heutige Jugend kann es in dem Sinne keine „Problematik" geben, da sie bereits unter einem „sichtbar" und immer autoritativer werdenden Staat groß wird, der mit seinen Gesetzen das öffentliche Leben ordnet und zu beherrschen beginnt.

Da auch der konservative Engländer in seiner Weise den „sichtbaren" Staat nicht nur anerkennen, sondern auch stärken gelernt hat, nämlich durch die Befürwortung der für die neue Empire-Politik nötig gewordene Wehrhaftmachung der Nation, hat er sich unmerklich bereits zu dem Grundsatz bekannt, daß zentrale Aufgaben einen autoritativen Staat notwendig machen, mithin der moderne Staat auch in England seine Berechtigung hat – selbstverständlich mit allen Vorbehalten und Einschränkungen, die ein Engländer machen muß!

Ein weiterer Umstand spricht für einen Ausgleich der Gegensätze im englischen Individualismus. Mit der Umstellung des Empire auf eine Commonwealth gleichberechtigter britischer Gliedstaaten ist auch die wirtschaftliche Vorrangstellung des Mutterlandes beendet. Selbst wenn dank der starken Wirtschaftsstellung Englands das Mutterland praktisch das Wirtschaftszentrum des Reiches bleiben wird, so bedeutet die Verpflichtung, das Empire als Wirtschaftsorganismus anzusehen und ihm eine sorgsame Pflege zuteil werden zu lassen, doch für England einen Verzicht auf den so ertragreichen Raubbau, aus dem sich sein Reichtum herleitet. Die Rückwirkung auf den Lebensstandard des Mittelstandes und damit seine innere Festigkeit ist unschwer vorauszusehen. So läßt sich auch eine wirtschaftliche

Entwicklung ablesen, in der der Mittelstand gezwungen sein wird, sich ähnlicher Mittel der Gemeinschaft zu bedienen, durch die der genossenschaftliche Individualismus des Arbeiters sein Gesicht erhielt. Je schneller dieser Umformungsprozeß sich vollzieht, um so besser für die Nation, die zur Durchführung ihres Empire-Planes nichts so sehr benötigt als innere Geschlossenheit.

Die Ablösung des viktorianischen Individualismus durch einen neuen, gebundenen Individualismus bedeutet nicht eine Absage an jene Glanzleistungen des Mittelstandes, die in einer genialen Selbsterziehung zu einer menschlichen Haltung besteht, die im sozialen Takt bis zum Selbstbewußtsein des gentleman eine wirkliche Würde des englischen Menschen schuf. Aber in einem Jahrhundert, in dem die englische Volksgemeinschaft sich zu einer Rechtsgemeinschaft und über ein soziales Ordnungssystem zu einer Sozialgemeinschaft entwickelt, wird der soziale Takt — einst eine kluge Tat sozialen Ausgleichs — zu einer Selbstverständlichkeit, die keine Auszeichnung mehr sein soll, während der Begriff des Gentlemantums sich von einem sozialen Auslesebegriff weiter entwickelt zu einem politischen Pflichtbegriff. Gewiß war auch der gentleman der viktorianischen und nachviktorianischen Zeit mehr als eine soziale Spitzenleistung. Die Zugehörigkeit zur Auslese verpflichtete zu Gegendiensten, d. h. zur Teilnahme an der politischen Verantwortung, ja, Politik war letzten Endes der eigentliche Beruf des gentleman neben seiner Beschäftigung des Geldverdienens oder auch des Geldverzehrens aus seiner Pfründe. Diese Teilnahme am politischen Geschehen war aber mehr ein Teil der Haltung, in der und zu der er erzogen wurde, war eher ein Privileg, aber kein Dienst.

Der neue gentleman wird sich auszeichnen durch die Kultur des gentleman und die Leidenschaft des politischen Soldaten. Nicht die Beschäftigung mit der Politik wird den gentleman ausmachen, sondern die völlige Hingabe. Die gentleman-Schicht wird nicht nur eine soziale Auslese mit privilegierter politischer Stellung sein, sondern die politische Führerschicht der Nation darstellen, zu keinem anderen Zweck auserlesen, erzogen und geformt, als um der Nation zu dienen. Der neue gentleman ist im Nietzscheschen Sinne der englische Übermensch, der das Reich gestaltet.

Das wäre jene Entwicklung, um die heute bereits die geistige Auseinandersetzung geht, deren Wortführer ja nicht die Radikalen sind, sondern wie John Galsworthy Menschen des Mittelstandes, deren Instinkt die Erstarrungsgefahr der englischen Haltung spürt und sie in den Kampf um einen neuen englischen Idealismus treibt, oder die, als aufmerksame Beobachter politischer Entwicklungstendenzen, den liberalen Verrat an der Demokratie in einer Überantwortung der „democracy" an den Massenmenschen enden sehen, ehe das englische Leben wieder die Wendung zum Aristokratischen nimmt. „Was dabei herauskommt, wenn die Menschen zu liberal werden, haben wir alle beobachten können. Sie erhalten dafür den billigen Erlösungs-Imperialismus des marxistischen Kommunismus serviert. Der Kommunismus, wie er sich aus dem Zusammentreffen von industrieller Revolution und bürgerlicher Aufklärung ergab, ist nur die äußerste Konsequenz des Liberalismus des 19. Jahr-

hunderts – obwohl er gewitzt die theoretische Toleranz des Liberalismus in Intoleranz gewandelt hat. So haben die Fleischtöpfe und der Idealismus des 19. Jahrhunderts – der ‚free contract' von Adam Smith, die sentimentalen Tränen von Mrs. Beecher Stowe und der frühere leichte Reformismus eines Charles Dickens – zu einer Gesellschaft als Endergebnis geführt, zu deren Führung wir den Strafentlassenen, den Geschaftlhuber, den Biedermann, den Gecken und den Serienmenschen erwählt haben. Der Liberalismus setzte sich an die Stelle des Christentums, und sterbend bestimmte er den Kommunismus zum Erben." (Wyndham Lewis.)

Ob in geistigen Persönlichkeiten oder ob in irgendwelchen aufgeschlossenen Menschen des englischen Alltages, in ihnen allen wirkt diese Unruhe, diese Sorge, ob ihr Volk wieder von einer neuen Lebensdynamik erfüllt sein wird. Keiner von ihnen ist so verblendet, daß er die alte Form zerschlagen will, aber jeder ist überzeugt, daß eine gute Form allein nicht mehr genügt. Der Stil des gentleman ist das Fundament des Engländertums, gesellschaftlich, zivilisatorisch, politisch – und muß es bleiben. In ihm wurzelt das angelsächsische Herrentum, das als eine kleine Minderheit einen großen Teil der Welt beherrscht. Aber so wie sich eine innere Wandlung des Empire vollzieht, die an die Stelle eines Macht- und Organisationsgedankens das Treuhändertum setzt, ohne den Anspruch auf die Herrschaft zu verkleinern, ihm nur durch die Erweiterung der Verantwortung eine sittliche Vertiefung gibt, so wird der neue Sendungsgedanke, der um des Empire willen sich entzündet hat, das neue Gentlemantum beherrschen und seine überlieferte Haltung um eine geistige Spannkraft bereichern, die beide zusammen den Stil der neuen politischen Führungsschicht und damit des neuen England formen werden.

Der vorstehende Aufsatz ist ein Vorabdruck aus dem in Kürze erscheinenden Werk: „England in der Entscheidung. Eine freimütige Deutung der englischen Wirklichkeit von heute." Von A. Hillen Ziegfeld. Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig.

Die Karte des Monats

Skizze: Walther Pahl

Zeichnung: Rudolf Heinisch

Polen zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer

In dem sogenannten „Sicherheitsdreieck" um Sandomierz baut Polen ein neues Industrierevier auf.

Das „dritte Europa"

Polen entfaltet seit einiger Zeit eine bemerkenswerte außenpolitische Aktivität. Die Besuche, die der Außenminister Oberst Beck in den vergangenen Monaten den Hauptstädten der baltischen und skandinavischen Länder abgestattet hat – er ist in Riga, Reval, Stockholm, Kopenhagen und Oslo gewesen – zeigen, daß Warschau hier eine ganz bestimmte Linie verfolgt. Die erregende Nachbarschaft zweier großer revolutionärer Mächte, die in schärfstem Gegensatz stehen, mußte die polnische Außenpolitik notwendig dazu drängen, sich in der Nord-Süd-Linie Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Man hat in Polen den Begriff des „dritten Europa" geprägt, unter dem man die Gemeinschaft der Staaten versteht, die neben dem „totalen Europa" und den „großen Demokratien" leben. Die Aktivität des Obersten Beck zielt darauf, in diesen Staaten ein gemeinsames „politisches Klima" zu schaffen, das ihnen „angesichts ähnlicher Gefahren" die Beachtung bestimmter politischer Grundsätze nahelegt. Zu diesen Grundsätzen rechnet „Expreß Poranny" u. a.: Vollständige Unabhängigkeit der Außenpolitik, Ablehnung der kollektiven Sicherheit, der Sanktionen und jeder Hegemonie. Polen glaubt, daß die Zeit gekommen ist, um so etwas wie eine gemeinsame Front der kleinen Mächte jenseits aller Kollektivbindungen und Abhängigkeiten von irgendwelchen Großmachtkonstellationen zu bilden.

In der Tat mehren sich in diesem Nord-Süd-Raum zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee die Zeichen dafür, daß der Glaube an den Völkerbund geschwunden ist. Auf der Rigaer Tagung der baltischen Staaten wurde es deutlich sichtbar, daß man die Genfer Liga nicht mehr als Rückhalt für die Sicherheit der Kleinstaaten betrachtet. Die Konferenz der Außenminister von Belgien, Dänemark, Finnland, Luxemburg, Norwegen, Holland und Schweden, die im Juli in Kopenhagen stattfand, hat sich ganz offen gegen die Kette des Sanktionsartikels 16 des Genfer Paktes ausgesprochen, indem sie sich gegen die obligatorische Anwendung dieses Artikels wandte. Die Distanzierung zu der Genfer Sanktions- und Kriegsmaschine wird immer mehr zum Maßstab für die Rückgewinnung des Selbstbestimmungsrechtes.

Unter diesen Umständen darf man annehmen, daß die Reisen Becks nicht erfolglos gewesen sind. Sein Ziel ist offenbar die Schaffung einer Gemeinschaft neutraler Staaten, die sich auf ein gentleman's agreement gründet. Ausdrücklich und entschieden wendet man sich in Polen gegen die hier und da aufgetauchte Meinung, daß man einen neuen europäischen Mächteblock erstrebe. Damit werden auch die voreiligen Deutungen hinfällig, die Frankreich einem „dritten Europa" geben zu können glaubte. Polen hat denn auch durch die Aufhebung seiner ständigen Vertretung in Genf demonstriert, daß es ihm um die Bewegungsfreiheit seiner Außenpolitik zu tun ist. Der Intensivierung der polnischen Beziehungen mit den Staaten im Norden ist die Vertiefung der Beziehungen mit Rumänien vorangegangen. Polen und Rumänien werden sich immer mehr der gemeinsamen Aufgabe bewußt, die Linie Weichsel–Pruth, den alten Grenzwall zwischen Ost und West, zu einem Grenzwall gegen den Bolschewismus auszubauen.

Walther Pahl.

EUGEN DIESEL

Philosophie des Steuerzahlers

Jedes Lebensjahr führt mindestens mehrere Dutzend unangenehmer Situationen mit sich, von denen viele sogar schrecklich sind. Einige von ihnen treten unvorhergesehen, andere indessen im ewig wiederkehrenden Rhythmus der Jahreszeiten und der behördlichen und beruflichen Termine auf, und fast alle haben sie Ärger, Sorge und Haß, zuweilen auch Trauer und seelische Not im Gefolge. Es handelt sich um die ewigen Schicksalsschläge des menschlichen Geschlechts, die zu vermeiden oder unfühlbar zu machen noch keiner Philosophie, Religion oder Staatskunst geglückt ist. Wer die große Beule im Blech ausklopft, muß zu seinem Schrecken erfahren, daß an einer bisher glatten Stelle eine neue Beule plötzlich wieder hervorspringt. Wer sich seiner Meisterschaft im Ausklopfen der Beule allzu laut rühmt, der muß bemüht sein, die auf alle Fälle herausspringende neue Verbeulung zu tarnen und zu verhehlen.

Einige Male in jedem Jahre rollen also auch im heitersten Dasein schwarze Kugeln. Oder brächte eine reiche Lebenskunst, eher vielleicht eine rührende Frömmigkeit etwa doch das Ungeheure zuwege, die Sorgen, welche uns normalerweise aus dem morgendlichen Schlummer auffahren heißen, gar nicht anzuerkennen? Dem einen oder anderen begnadeten Menschen mag das gelingen, doch die Gelassenheit bleibt beim Bürger wohl nur dann unerschüttert, wenn die Vorstellung vom Verfügungsrecht über ein ansehnliches Bankkonto wie ein Eisbeutel das Herzklopfen beschwichtigt. Ob sich aber ein Weiser findet, der auch bei der Abgabe einer Steuererklärung oder gar beim Bezahlen seiner Steuern den vollen Gleichmut zu bewahren vermag, der dabei nicht schwarze Schwaden durchs Gemüt ziehen fühlt und häßlicher flucht als sonst – das bezweifeln wir. Stellen wir fest, daß der Mensch in dem Augenblick glücklos ist, in dem er die Eigenschaft als Steuerzahler besitzt. Das Steuererklären und Steuerzahlen gehört zu den im ewigen Rhythmus wiederkehrenden Stunden tiefster Glücklosigkeit.

Über das Geheimnis des Geldes hat man schon sehr viel gegrübelt. Man hat sein Wesen zu ergründen versucht – stets vergeblich. Aber für unentbehrlich hat man es immer gehalten, es hat sich als ein nicht zu stürzender Diktator erwiesen, und die Abhängigkeit von ihm ist ein ehernes Gesetz. Immer sind Steuern – sei es offen oder getarnt – ein ewiger Beweis dafür, daß das Geld eine große, ja entscheidende Rolle spielt, und daß vor allem der Staat Geld haben muß, ohne welches er so schwach wäre, daß ein Kind ihn umblasen könnte. Sehr wichtige und oft genug ausschlaggebende Ereignisse und Entwicklungen der Weltgeschichte sind vom Steuerzahlen bedingt und getragen. Ein auf dieser Welle laufendes Geschichtswerk wäre höchst allgemeingültig. Es würde beweisen, daß das Steuerwesen nicht nur die große französische Revolution auf dem Gewissen hat.

Trotz seiner ewigen Notwendigkeit drückt das Zahlen von Steuern mit un-

liebenswürdiger Vehemenz immer wieder auf den empfindlichsten Punkt des Menschen. Es ist sogar dazu angetan, in den von der Steuererklärungs- und Zahlungspflicht betroffenen Individuen Gedanken und Empfindungen von ausgesucht diabolischer Art hervorzurufen. Satan hat die Macht des Besitztriebes beobachtet und die Steuerschraube erfunden, womit er den empfindlichsten Punkt aller Menschen zum großen Schmerzenspunkt macht. Der Besitztrieb ist auch bei solchen Leuten lebhaft entwickelt, die von Natur gutmütig und hilfreich sind; ja bei solchen löst die Beschneidung ihres oft kümmerlichen Einkommens besonders unglückselige Vorstellungen aus, weil sie sich ohnmächtig fühlen, die drohende Besitzminderung durch bedenkenloses Erwerben oder Einfluß oder Beziehungen oder durch die Belastung eines Spesenkontos (wieviel leichter lebt es sich mit dem Spesenkonto einer A.-G.!) wieder auszugleichen. Darum also hängt das Finanzamt, so bilden sie sich ein, an ihren Beinen wie eine Bleikugel, welche den Hochflug durchs Leben hindert, so daß sie in der Niederung kleinbürgerlichen Daseins dahinkümmern.

*

In der Seele jedes unheroischen Menschen lauert die Lebensangst. Der Kampf ums Dasein ist im allgemeinen sehr schwer und bringt oft nur den kärglichsten Überschuß. Die Gefährdung und Minderung seines Geldbesitzes stellt sich für den Menschen wie eine Bedrohung seiner selbst dar. Umgekehrt präsentiert sich jeder gelungene Erwerb als eine Eroberung, als ein kleiner oder großer Triumph. Der größte Triumph des Daseins besteht für alle außer den wenigen, die geistige Marotten haben, eben nun einmal darin, durch Einkommen und Besitz hervorzuragen; und im Frieden wie im Krieg, in der Ruhe wie in der Revolution ist dies Streben das gleiche, und je nachdem erleben Krieger oder Bürger, Industrielle oder Politiker, Künstler oder Banausen, Anständige oder Unanständige, Fähige oder Unfähige solche Triumphe. Unstreitig ist Geldbesitz überall als das begriffen, womit man in jeder Hinsicht am meisten anfangen kann. Darum wagt man seinetwegen das Unglaublichste, je nachdem auch das Unmoralischste. Auch glaubt man, auf nichts anderes so ausgeprägte individuelle Ansprüche zu haben wie auf das leicht oder bitter, rechtlich oder unrechtlich Erworbene. Im Grunde liegt darum jeder Mensch auf seinem Besitz wie ein Hund auf dem Knochen. Es gibt sanftere Hündchen, die nur ein wenig knurren und sich, ohne zu beißen, den Knochen wegnehmen lassen, um dann traurig beiseitezuschleichen; und es gibt scharfe Köter, welche die Zähne fletschen, beißen und an die Gurgel springen, wenn man ihren Knochen auch nur von ferne bedroht. Der graduelle Unterschied der einzelnen Fälle ändert nichts an der Richtigkeit des Bildes. Wegnahme oder Verminderung von Besitz öffnet die Schleusen des Ärgers und der Traurigkeit. Das ist die ewige psychologische Tatsache. Und wenn wir unsere Steuern bezahlen müssen, dann liegen wir an einer unbarmherzigen Kette, und unser Knurren wird uns nichts nützen.

Das Zahlen von Steuern ist ein sonderbarer Vorgang. Zwingt es doch den seine Steuern Erklärenden und Zahlenden zu der Vorstellung, daß das mit Mühe Erworbene nur zum Teil sein rechtes und vorbehaltloses Eigentum ist.

Von dem Bedauernswerten wird also nicht mehr und nicht weniger verlangt, als daß er sich zu vergegenwärtigen hat, daß von allem, was durch Quittungen, Bankausweise und Geschäftsakten als sein ehrlichster Besitz ausgewiesen ist, ein recht fühlbarer Teil wieder abgegeben werden muß. Erinnern wir uns an unseren braven Hund mit dem Knochen. Hätte er Vernunft und wäre er Steuerzahler, dann müßte er zehn bis zwanzig Prozent des Knochens unbenagt und sich dann abnehmen lassen. Wir zwar haben Vernunft, die uns in der Theorie einen Teil unseres Geldes für die Steuer horten läßt, aber sie macht unsere psychologische Lage nicht angenehmer. Machen wir uns nichts vor: kaum ein Mensch erfüllt schon in dem Augenblick, in welchem er tausend Mark verdient, die steuersittliche Forderung, sich vorzustellen, daß von diesen tausend Mark ihm nur achthundert gehören. Er schiebt diese durch die Vernunft gebotene Erkenntnis bis zum Erklärungs-, ja eigentlich bis zum Zahlungstermin hinaus. Bis dahin liebkost er die Vorstellung der unangenagten Summe, und erst dann ärgert es ihn ungedämpft, daß der Vollbesitz jener tausend Mark nur ein Scheinvollbesitz war. Auf die eine oder andere der bekannten Weisen klopft oftmals im Jahr die Steuerbehörde als gleichsam ungreifbar pochender Holzwurm an und stellt fest, daß jene tausend Mark nicht gleich tausend Mark sind.

Im gewöhnlichen Leben wird häufig nicht zwischen Eigentum und Besitz unterschieden. Besitz ist die tatsächliche Herrschaft über eine Sache, Eigentümer aber der, dem diese Gewalt auch rechtlich zusteht. Somit sind wir zwar eine Zeitlang im Besitz von alle dem, was wir einnehmen, aber im Grunde ist, von Anfang an, nur ein Teil davon unser Eigentum, eben weil wir Steuern zahlen müssen. Das heißt, der Staat ist immer Mitverdiener. Man müßte somit die Kraft aufbieten, den Steuerbetrag von Anfang an als etwas, was man zu getreuen Händen für die Steuerbehörde verwahrt, von seinem Einkommen abzusetzen. Aber diese übermenschliche Kraft hat der zwischen Besitz und Eigentum nicht unterscheidende Normalmensch nicht. Über der Wonne seines Besitzes hängt ihm ein trauriges Damoklesschwert. Stöhnend muß er dem nach kurzer Pause immer wiederkehrenden Finanzamt von dem abgeben, was er mit Recht oder mit Unrecht als sein Ureigenstes ansieht, womit er ißt, trinkt, den Mietzins bezahlt, die Vergnügungen der Welt herbeischafft, heiratet, Kinder großzieht, Schulgeld erlegt, Kleider kauft, ein Haus baut und sich überhaupt gegen die nie endenden Nöte des Lebens schützt.

„Du hast ja nicht so viel, wie du hast", diese quälende Sorge würde auch durch die bewußte Vorhaltung, daß man sich von Anfang an eben vorstellen müßte, weniger zu haben, keineswegs zufriedenstellend beschwichtigt. Es hat eben nun einmal der Teufel erfunden, daß man seine tausend Mark in der Hand sich immer nur mit einigen hundert Mark subtrahiert vorstellen darf.

Aus diesen und anderen Gründen hat vielen Weltverbesserern seit je die indirekte Steuer als Ideal vorgeschwebt. Verschwände doch durch ein solches System ohne weiteres die schmerzliche Berührung mit dem Finanzamt, wären doch die Fragebögen und Steuerhinterziehungen sämtlich hinfällig. Wie entzückend sich vorzustellen, daß der ganze Knochen einem ganz allein gehört, nicht

nur fraglicher Besitz, sondern wahrhaftiges Eigentum ist, und daß somit die Unannehmlichkeit des Steuerzahlens gar nicht in Wirksamkeit zu treten brauchte! Zudem, welche Arbeitskraft vieler Finanzbeamter würde für im Ursinne produktive Arbeit frei werden! Aber jene Beule würde auch in diesem Falle sofort an anderer Stelle des vermaledeiten Bleches wieder auftauchen. Würde doch der Kleinverdiener von nun an von der Vorstellung gequält werden, daß der Großverdiener auf Kosten des teuer lebenden Volkes von Steuern befreit bleibt. Es hat sich erwiesen, daß das Verfahren, den besser gestellten Mitmenschen mit möglichst hohen Steuern zu belasten, von großer volkspsychologischer Bedeutung ist. Darum wurde es seit je in die Regierungskunst mit einbezogen. Hohe Besteuerung der vielen wahren oder vermuteten Reichen und der dick verdienenden Gesellschaften — die ist schlechterdings nicht zu entbehren! Aber angenommen, wir kämen auch über diese Klippe hinweg, so wäre bei durchaus indirekten Steuern doch immer die Vorstellung von unerschlossenen Steuerquellen bei der Behörde in höchster Wirksamkeit. Wer erschlösse nicht mit Eifer solche Steuerquellen? War jemals das Geldbedürfnis eines Staates begrenzt? Niemals also wäre die Gewalt des Geldbedarfes zu hemmen. Trösten wir uns! Es ist ein ewiges Gesetz, daß die Welt beide Steuerarten benötigt und zudem viele Geldabgaben, die man nicht mit dem peinlichen Namen der Steuer versieht.

*

Indessen — das Zahlen von Steuern hat auch eine ganz andere, nämlich eine schöne, erhebende Seite. Geben wir ja unsere Steuern keineswegs hin, um nichts dafür zu bekommen. Wieviel freudiger wäre unsere seelische Verfassung, wenn wir uns jederzeit vorstellen würden, daß wir im Grunde auf unglaublich billige und vorteilhafte Weise die herrlichsten Dinge der Welt einkaufen, und daß das Finanzamt im Grunde nichts anderes ist als die treuhänderische Kasse eines gediegenen und sehr vielseitigen Geschäfts. Steuern sind eine Art von Kaufpreis, für den man unbegrenzt viel zur Nutznießung erhält, nämlich Straßenpflaster, leuchtende Laternen, Ministerien, Schulen, wissenschaftliche Institute, Krankenhäuser, Museen, die Eisen- und die Autobahn, Kanäle, Parkplätze und Verkehrszeichen, Parks und Springbrunnen, Polizisten und das alles beschirmende Heer. Was nur überhaupt unser Volk besitzt und was das Volk aus seinen Steuern im Laufe langer Zeiten in seinem Lande aufgebaut hat, all dieses ist unser Gemeineigentum, das steht uns zum Nießbrauch auf eine höchst solidarische Weise zu. Wir tragen also zum Gemeineigentum nach Maßgabe unserer Kräfte bei, aber freilich, wir nehmen die Nutznießung so natürlich hin, daß wir leicht dem Wahn erliegen, als würde das alles auch ohne unsere Steuern da sein. Indessen müssen wir billigerweise auch bei hoher Steuerbelastung zugestehen, daß wir einen sehr niedrigen Eintrittspreis in den Gesamtbetrieb der Nation zahlen, in dem es, wenigstens dem Grundsatz nach, keine guten und schlechten Plätze gibt. Die Straßenlampe scheint über dem Reichen und über dem Armen, über dem Bösen wie über dem Gerechten, und beide gehen sie im Park spazieren und werden bei den Soldaten eingekleidet. Nichts hindert uns, das Kolossalste

und Herrlichste als unser Eigentum anzusehen. Ein wenig Phantasie und guter Wille — und selbst ein Ozeandampfer, viel größer als eine Privatjacht, ist unser, ohne daß wir die Sorge für ihn zu übernehmen brauchten.

So käme es also darauf an, daß der Steuerzahler sich nur recht lebhaft vergegenwärtigt, daß dies alles, was ihn umgibt, auch sein ist. Aber freilich, es ist nicht ausschließlich sein, und da liegt der psychologische Haken, da ist der Vorbehalt, der leider so eigensinnig ist, daß die Menschen sich ihres Gemeingutes keineswegs so zu erfreuen wissen wie ihres Privateigentumes. Der eigene Kaninchenstall erfreut mehr als das Gemeingut des Regierungspalastes. Die größte Wonne des Besitzes ist das Bewußtsein vom ausschließlichen Verfügungsrecht, vom Eigensten, das man hat. Der brave Hund über dem Knochen drückt ein auch uns betreffendes Naturgesetz aus. Von dem, was einen von Kind auf in Stadt und Land umgibt, hat man leider nicht die Idee des Eigentums, obwohl es uns allen gesamt gehört. Zudem ist der Mensch so unzufrieden und krittelsüchtig, daß er draußen großenteils Sachen zu sehen glaubt, die er vielleicht nicht, oder die er lieber anders haben möchte. Dies Haus hätte er lieber kleiner, jenes größer, diese Straße lieber hier, jene Haltestelle lieber dort. Die Erkenntnis vom Gemeingut ist in gewisser Hinsicht abstrakt, somit von des Gedankens Blässe angekränkelt. Aber das Volk begreift nichts Abstraktes. L'Etat c'est moi — so etwas kann der Mann im Volk nicht denken, das denken nur Staatsleute und Soziologen. Der Mann im Volk denkt vielmehr, daß der Staat mitsamt seinen Behörden etwas sehr Merkwürdiges und Respekt-Erheischendes ist, ein Etwas jenseits von seinem Ich, jenseits von seinem Wunsch und seinem nie erlöschenden Glauben, es selber im Grunde alles besser machen zu können. Er traut sich gleichsam nicht, ihn als Krone des Eigentums zu besitzen. Ist doch der kluge Geist eine Seltenheit, der weiß, daß das alles sein ist, und sehr selten ist der Souveräne, der zudem das Gemeingut als Reichtum empfindet.

*

Ließe sich das Volk nicht so schulen, daß es zum Genuß des Staates und damit zum Gefühl des bisher ungefühlten und im Bewußtsein nicht genossenen Reichtums, damit auch zum freudigen und nicht angsterfüllten Steuerzahlen käme? Nun, wir schulen vielleicht ohnehin etwas zu viel. Aber immerhin gäbe es, so sollte man meinen, sehr einfache Möglichkeiten, den steuerzahlenden Volksgenossen darüber aufzuklären, was denn eigentlich so viel Gutes und Schönes mit seinen Steuergroschen geschieht. Ich glaube, daß alle Welt in allen Ländern, welche Steuerbehörden haben, sich in der Klage darüber einig ist, daß die Formulare und Briefe der Finanzämter und Steuerbehörden mit wenig Anmut und Liebenswürdigkeit geadelt und schwer zu verstehen sind, daß sie ihre eigene nicht mißzuverstehende und doch mißverständliche Sprache reden. Ist es nicht ein Verhängnis, daß besagte Schriftstücke, welche alljährlich mehrere Male das Herz des Empfängers erbeben lassen, eine graue Atmosphäre, gleichsam ein Stück seelischen Jammers in jede Wohnung hineinschleppen und einem, wenn man um ihr Verständnis ringt, Angstschweiß auf die Stirne treiben? Wie wäre

es, wenn man unsere ersten, aber zugleich klarsten Schriftsteller ihren Arbeitsdienst durch die Umstilisierung der Finanzamtssprache erledigen ließe? Wie wäre es denn, wenn man einsähe, wie wichtig Humor, Lebendigkeit und Lockerheit sind, wie sehr viel opferwilliger das Volk wäre, wenn die Fragebögen etwas weniger steif, langweilig, drohend, würdig, dafür liebenswürdiger, kindlicher, klarer wären?

Als erstes aber wähle man ein besseres Papier als jene herzbeklemmende Sorte, deren Haare sich in die an sich schon widerstrebende Feder klemmen! Wie wäre es ferner, wenn auf diesem besseren Papier (wir reden beileibe nicht von dem verschwenderischen, glänzenden Papier der schönen Industrieprospekte) ein wenig Anmut und Geist ins Haus geflogen käme? Wie war sie doch, die Psychologie des Steuerzahlers? Unerbaulich! Würde dieser folternde Seelenprozeß nicht wesentlich verschönt, wenn das Geld vor dem Bewußtsein des sein Einkommen und Vermögen Beichtenden nicht ins schweigende Nichts anonymer Verwaltungsmaßnahmen versänke? Nichts wäre leichter, als durch liebenswürdige Propaganda nachzuweisen, daß die Geldscheine und Schecks phönixgleich auferstehen, nämlich in all dem Schönen und Nützlichen, das wir namhaft machten, und das es außerdem unter Gottes Sonne gibt. Ein schöner Rand mit bunten Bildchen rings um den Steuerbogen würde vielleicht die Tage versüßen, an denen die gefürchteten Schriftstücke ins Haus dringen, ja man würde sie vielleicht herbeiwünschen, zumal wenn die Bildchen mit einem perforierten Rande versehen und abtrennbar wären, so daß sie Sammelwert erhielten. Wie würden die Kinder den Tag herbeisehnen, an denen sich wieder einmal das Finanzamt meldet! Welch unbezahlbares historisches Dokument würde ein Steuerbildchenalbum darstellen, in welchem sich der Geist der Epochen, ihr Stil, ihre Weltanschauung, ihr Wille, ihre soziale Gestalt in solch anmutigen Nachweisen dessen spiegelte, was aus Steuern zum Gemeingut der Nation wird!

KURT KLUGE

Geheimnisvolle Hohlräume

Hohlräume verleiten zum Mißbrauch. Ein Mann, den der Beruf zwingt, das Statuarische von innen zu betrachten, lobt sich am Ende seiner Tage, der Erfahrungen voll, den massiven Stein: innen und außen dasselbe, ohne Vakuum, Marmor durch und durch, zuverlässig.

Aber das Erz! Als getriebenes Kupfer ist es sechs Zehntel Millimeter stark, alles Innere sonst, außer dem Gerüst, leerer Raum — verborgener leerer Raum. Und gegossene Erzwände sind rund fünf Millimeter stark: welch herrliche Kapsel, um in ihr zu deponieren, was außer ihr nicht zuverlässig unterzubringen ist! Der Kenner dieser Dinge kann an keinem Erzwerk vorübergehen, ohne bedenklich zu sagen: Von außen, sieh da — wie glatt, wie schön, erhaben, großartig — aber was mag dein Inneres verbergen? Welches Geheimnis umspannt diese herrlich gegossene, ziselierte Erzhaut?

Nur einleitend sei des Lehrlings gedacht, der heimlich, kurz vor dem Abschluß eines großen Denkmals, im Inneren einen Zettel niederlegte des Inhalts: „Ich erkläre, daß mein Meister ein Rindvieh ist. Was gut an dem Werk ist, haben wir gemacht. Er hat nur gut gerechnet und uns schlecht bezahlt." Alles Verborgene wird einmal offenbar. Um die Welt in Ordnung und in Gang zu halten, ist gesetzt, daß diese Offenbarung in der Regel erst nach Jahrhunderten vor sich geht. Im Falle des Lehrlings jedoch geschah ein Unglück: der Brief erreichte den Adressaten noch bei Lebzeiten, denn es war gerade wieder einmal eine der Epochen angebrochen, in denen die Denkmäler zu wandern begannen — in denen sie „versetzt" wurden, wie man so schön sagt. Der hochbetagte Meister saß längst im Lederstuhl des Ruhealters, als man ihm jenes Brieflein überbrachte — der damalige Lehrling aber war sein Schwiegersohn, trug einen Vollbart, stand der Werkstatt vor und war also kurz gesagt längst selber ein Rindvieh geworden: der Alte brauchte sich nicht mehr aufzuregen; er brauchte den Zettel nur auf den Werktisch des derzeitigen Meisters niederzulegen . . .

Meist jedoch sind die Benutzer solcher erzenen Schließfächer längst gestorben, wenn das Ihrige an den Tag kommt. Die unzuverlässigsten Behältnisse sind bekanntlich Sarkophage. Je kostbarer und kunstreicher sie gestaltet sind, desto sicherer werden sie in der nächstfolgenden Umwälzepoche beraubt. Die herrlich gemeißelten leeren Marmorsärge haben dann Jahrhunderte hindurch den lebenden Geschlechtern so selbstverständlich als Brunnenbecken gedient, daß Tizian offenbar ohne Hintergedanken seine vermeintlich himmlische Liebe links und vermutlich irdische Liebe rechts ruhig auf den Rand eines solchen länglich viereckigen Marmorkastens setzt, den der Auftraggeber, wenn nicht für die „Ewigkeit", so doch wenigstens bis zum großen Auferstehungstag ausschließlich für seinen Aufenthalt bestimmt hatte — ja, die antiken Steinsarkophage sind alle leer und die erzenen Särge längst in den Schmelztiegeln verschwunden. Versteckt in einem Seitenstollen der Heinrichsgruft in Quedlinburg hat sich der Zinnsarkophag der Tochter Ottos des Großen fast

Zusammenstückung von antiken Fragmenten einer zertrümmerten Erzstatue (Wien)

unversehrt erhalten, nur ein Lanzenstich durch das weiche Metall weist hin auf einen Schätzesucher, der sich nach dem ersten Blick in diesen schlichten Behälter einer verewigten Äbtissin nutzbringenderem Raube zugewandt hat. Die Erzsarkophage der neueren Zeit sind naturgemäß besser erhalten — sie sind selten erbrochen, die Interessenten nahmen im Vorübergehen nur mit, was außen an Wertgegenständen sich darbot: die Franzosen eigneten sich das Schwert an auf dem Zinnsarkophag des Vaters des Großen Kurfürsten im Königsberger Dom. Aber bei

Zusammenstückung von Fragmenten ohne Durchbohrung des Originals

Gerüstteil im St. Michael zu Bonn (18. Jahrh., Bleiguß)

der Wiederherstellung des zerfallenen Werkes fand ich im Innern den ebenholzenen Herrscherstab Georg Wilhelms, den goldene, mit grünem Email und Gravierung versehene Zwingen schmückten: wir befestigten ihn an Stelle des Schwertes in den leeren Laschen auf dem Deckel des Sarkophags. Das Skelett des Kurfürsten war vollständig erhalten. Jedoch — nicht immer befinden sich Knochen an dem Ort, wo sie hingehören. Als Leibniz, der große Philosoph, in Herrenhausen Politik machte, wurden in dem wunderbaren Park, der heute in alter Schönheit wiederhergestellt und die vornehmste Sehenswürdigkeit Hannovers ist, bleierne Figuren aufgestellt, Güsse eines holländischen Meisters. Die Statuen waren in Gefahr infolge der Zerstörung der Innengerüste und des hohen spezifischen Gewichtes des Bleies in sich zusammenzusinken. Ich beginne die Wiederherstellung mit der „Venus", einem lächelnden, schönen, ein wenig barocken, aber unverkennbar individuell porträthaft gestalteten nackten Mädchen. Die Statue wird geöffnet, die Rückenfläche aufgeschnitten, die alten Formsandreste beiseitegeräumt. Aufs äußerste gespannt wartet man auf das Sichtbarwerden des Gerüstes, dessen Beschaffenheit die neue Konstruktion bestimmen wird — und es kommen Menschenknochen zutage ... die nachweislich seit den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in der Statue steckten. Wer ist beigesetzt worden in einer Venus? Freilich war es kein vollständiges Skelett, nur einzelne Knochen fanden sich, aber doch offenbar nicht am richtigen Ort, jedenfalls beunruhigender, als der Kasten für Maschinengewehrmunition, den die Viktoria der Quadriga auf dem Brandenburger Tor bei der Wiederherstellung 1926 barg. Hohlräume ...

Daß alles künstlerisch gestaltete Erz aus zwingenden technischen Gründen hohl

sein muß, vergißt man leicht im Anblick der statuarischen Metallwerke, die ruhig, unangreifbar dazustehen scheinen auf ihren Sockeln: rocher de bronce. Aber gerade das dauerhafteste, festeste und edelste Material, die Bronze, hat eine schmerzliche Eigenschaft: rotwarm wird sie brüchig. Starkwandige Güsse können in diesem Zustand wie ein Tonkrug mit dem Hammer in Stücke geschlagen werden. Viele antike Erzwerke sind in solchen Stücken auf uns gekommen. Das stürzende Gebälk der brennenden Städte hat sie zertrümmert. Die Zusammenfügung eines solchen glücklich gefundenen Erzscherbenhaufens gibt ein wahreres Bild vom technischen und materiellen Wesen des Erzwerkes als der Anblick der unversehrten Außenhaut. Die einzelnen Bruchstücke des hellenistischen Bronzejünglings in Wien passen (Abb. 1 u. 2) bruchrandgenau ineinander. Gegen die in Abbildung 1 und 2 sichtbare Methode ist nur einzuwenden, daß dabei die originale Erzwand durchbohrt wird, was jedoch durchaus nicht notwendig ist (Abb. 3). Die komplizierte Verstrebung der bronzenen Innengerüste bei alten Großbleigüssen zeigt Abb. 4, die Zerstörung aber, welche falsch angewandtes Eisen anrichtet, Abb. 5: das rostende Eisen hat die kupferne Stange mit dem Siegeszeichen, welches die Viktoria auf dem Brandenburger Tor in der Hand hält, völlig aufgerissen (links die heutige Stange: nahtloses doppeltes Rohr aus Kupferlegierung).

Feuer formt und bändigt das Erz — in einem einzigen Falle das Feuer des Himmels: im Jahre 65 v. Chr. soll der Blitz die bronzene Wölfin Roms im kapitolinischen Jupitertempel getroffen, von seiner Fußplatte gerissen und die Zwillinge zerstört haben. Tatsächlich ergibt die technische Untersuchung, daß Schwanz und Bauch der Wölfin eingesetzt sind, der Hinterlauf aufgerissen ist und die deutliche Spur des Blitzschlags aufweist: die kleinen Schmelzperlen. Deckt man die spätere Zutat der Zwillinge (15. Jh.) ab, so hat man einen großen, ganz frühen Erzguß vor sich — dünnwandig in grobe Mantelmasse gegossen und fast nicht ziseliert, alles Wachserzguß! (Abb. 6) Der Blitzschlag hat die Bronze geöffnet und die Innenseite, die allein sicheren Aufschluß über die Erztechnik gibt, an einer Stelle freigelegt.

Die alte und die neue Stange mit dem Siegeszeichen der Quadriga auf dem Brandenburger Tor, Berlin

Leider streben manche Museumsverwaltungen in dem Wunsch, ansehnliche Schaufiguren darbieten zu können, nach möglichster Verbergung der „Mängel" und versuchen die Wunden zu verdecken, welche die Jahrtausende gerissen haben — mit angemaltem Gips zum Beispiel. Aber einmal verlorene Form ist nie wieder auffindbar. Auch der beste Bildhauer „ergänzt" falsch, jedoch die besten Bildhauer sind es gar nicht, die das verlorene Stück eines Meisterwerkes am Original selbst zu „ergänzen" wagen. In Istanbul steht ein griechisches Original (Abb. 7), ein Guß ohnegleichen: dünner Wachserzguß, auf großen Strecken knapp 3 mm stark, wunderbare Ziselierung — Lysipp kann so gearbeitet haben; vielleicht ist es ein Original von ihm. Jahrhundertelang mag es einen Tempel erleuchtet haben mit seiner Schönheit. Dann kam eine andere Zeit, der Meißeltechnik nach etwa die Tage Gordians. Ein kaiserlicher Hofbildhauer sägte dem Götterjüngling den Kopf ab, den Unterarm. Er setzte dem griechischen Körper das wüste Haupt eines brutalen Soldatenkaisers auf, modellierte die linke Hand neu — erbärmliche, rohe Technik der Verfallszeit. Zuletzt gab er dem Oberkörper Gewand. Der große Grieche verschwand unter den Falten — Garderobeträger. Aber die Garderobe hielt nicht. Der Tag erschien, an dem die Menschen das Bild jenes Kaisers nicht mehr sehen wollten. Er ward herabgerissen, der rechte Arm, die ganze rechte und vordere Hälfte des Rumpfes zerstört beim Abreißen der Kennzeichen der Befehlsgewalt des Porträtierten — und die griechische Kunst lag wieder frei. So ist es verschollen, so in Samsun gefunden, so habe ich es 1926 — wenig mit Gipspflastern verdorben — noch gesehen. Und nun begann der dritte Abschnitt im

Die kapitolinische Wölfin (wachsausschmelzend gegossenes Erz)

Erzwerk aus Samsun (Museum Istanbul)

Leben dieses Werkes: die aufgerissenen Flanken ... es sah schrecklich aus – das Museum macht mit Hilfe von bemaltem Gips eine Ansichtsfigur daraus: für wen? Ein Stück großen Griechentums, ein Stück letzte römische Verfallszeit – das soll mit Gips und Ölfarbe Eines werden? „Eine" Figur?

Die Geschichte der Werke ist so tragisch wie die Geschichte der Menschen.

Die Formen vergehen, das Erz bleibt. Es ist eine Kostbarkeit an sich. In einem unaufhörlichen Umschmelzprozeß wandelt es sich von Form zu Form. Aus Marmor

Erztür in Monreale (Teil)

wird nicht mehr als Baustein oder gebrannter Kalk. Erz bleibt Erz. Sein Gebrauchswert liegt am Tage. Davon zeugt, außer Waffen und Glocken, die große Reihe der erhaltenen Erztore von der Antike bis heute. Sie sind untersucht worden auf ihre Form, aber sie verdienen sehr, auch auf ihre Technik hin neu und insgesamt beschrieben zu werden. Sie scheiden sich dann nach Schein und Sein. Die einen sind wirkliche Erztüren, die anderen nur Holztüren, mit Metall benagelt, oft in herrlicher Arbeit. Für die gestückte, aus vielen Einzelteilen be-

Erztür in der Capella Palatina, Palermo

stehende und auf Holz montierte Tür gibt Verona das bekannteste Beispiel. (Vgl. Abb. 9, die Tür in Monreale mit gut sichtbarer Stückungstechnik.) Eine wirkliche Erztür – eine Schutztür, im Gegensatz zur Schmucktür – birgt völlig erhalten die Capella Palatina in Palermo. (Abb. 10.) Dick gegossen, ohne Holzunterlage, die hart gelöteten Teilnähte innen nochmals mit Querbändern verstärkt, ist sie eine Panzertür, die ihren Zweck so gut erfüllt hat wie die altägyptischen, deren Schaffung uns die Wandbilder verraten. Erhalten sind uns sogar

antike Türen, mächtige Schutztore, im ganzen gegossen (z. B. die Tür der Curia Julia, heute am Lateran): man konnte sie wohl auch später noch brauchen, als sich für die alten Götter und Kaiser längst keine Verwendung mehr fand. Die aus schweren Quadern gemauerten Hohlräume freilich, welche diese Erztüren absperrten, sind im Lauf der Jahrhunderte längst gefunden und geleert, wieder gefüllt, abermals beraubt und heute endlich zur Ruhe gekommen als Museum — bis auf weiteres.

Es müßte seltsam zugehen mit erzumschlossenen Hohlräumen, wenn sie nicht auch Raum gäben dem Satyrspiel: in der unterirdischen Kapelle der Rotenburg auf dem Kyffhäuser fand ein Junker von Tütgerode i. J. 1550 ein erzenes Scheusal, einen kleinen dickbäuchigen und dickköpfigen Mann mit verkümmerten Armen und Beinen, der heute im Museum von Sondershausen steht. So gewaltiges Aufsehen dieses uralte Götzenbild erregte, so ist es doch bezeichnend für die Sachlichkeit der Kunstbetrachtung jener Zeit, daß man weniger seine Form untersuchte als das Problem erwog, was sich mit ihm wohl anstellen lasse. Das Volk nannte die Bronze den „Püsterich" und bemerkte sofort, daß er hohl war und im Munde und auf dem Scheitel Durchbohrungen aufwies. Man füllte denn diesen Püsterich mit Wasser und allerlei Latwerge, setzte ihn auf Kohlen und freute sich an den Explosionen. Wenn man nämlich die Löcher mit Zapfen verschloß, „so beginndt er durch die Brust zu schwitzen, inwendig zu donnern, dadurch sich die Zapfen entledigen mit Auswerfung vieles Feuers in unglaubliche Höhe und Weite, gantz grausam anzuschauen . . ." Domherren haben über diesen Püsterich gepredigt, Landgraf Moritz von Hessen (gest. 1627) ließ ihn sich zur Ansicht schicken — wobei er einen Unterarm einbüßte, Gelehrte stellten tiefe Überlegungen an, in Kupferstich und Holzschnitt wurde sein Bild verbreitet, Goethe sogar schrieb ein zorniges Gedicht mit dem Titel „Püsterich" — schließlich stellte jemand (vermutlich ein Heide) fest, daß es sich hier um den Untersatz eines Taufbeckens handle, worauf jedoch ein andrer (vermutlich ein frommer Mann, denn der Püsterich sieht wirklich nicht nach Taufe aus) sich ins Mittel warf und rief: „Nein! Das ist nichts als ein Destillierapparat", und er wies nach, daß man im Püsterich Schnaps hergestellt habe. Eine messingene Doppelblase sei er, nichts sonst! In der Tat, das Kornbrennerstädtchen Nordhausen liegt nahebei, und das Ganze geschah im Lande Thüringen . . . In Wirklichkeit aber ist dieses Erzwerk mit dem mißbrauchten Hohlraum ein Götzenbild — technisch kann es kein Mönchsguß sein — ein uraltes Brandbild, das die Priester zum Glühen brachten, um ihrem Publikum die Dämonie dieses Daseins vor Augen zu führen.

OTTFRIED GRAF FINCKENSTEIN

An der „Göttlichen Küste"

Erlebnisse im Süden Italiens

I. Vivere!

Warum wohl die Tage hier so leicht sind und so schnell verrinnen, wie bei uns zu Hause die Schneeflocken? Vielleicht, weil man das Grübeln vergißt. Der Verstand schläft, und nur die Sinne sind wach. Sehen und hören, sich zeigen und singen, das ist – leben!

Frischgewaschen steigt die Sonne aus dem Meer. Sie liebt es, sich nackt zu zeigen, wenn ihre Glieder noch gerötet sind vom Bade. Nur ganz selten hüllt sie sich in das duftige Morgengewand des Nebels.

Jetzt wirft sie sich schon gegen die Felsen, daß sie wie steile Flammen aufleuchten. Ein wenig später haucht sie den Kuppeln der Häuser jene zarte Fleischfarbe an, die aus dem kalten Kalk einen lebendigen Busen zaubert. Und der Bogen der Asphaltstraße wird zum schillernden Leib einer Riesennatter...

Der Tag beginnt mit seinem Wirbel von Tönen. Einzelne Rufe hängen in der Luft, klingen ab und kehren wieder, wie Vögel, die in den Felskammern des Tales schweben. Lachen quillt auf, Peitschen knallen, Autos hupen – ein verwirrendes Durcheinander, und nur das Meer schlägt tief unten den gleichmäßigen Takt der Jahrtausende gegen die Klippen. Um das Eckhaus, dessen Erker so verschwenderisch ausladend über die Straße hängt, daß man alles andere darin vermutet als seinen Zweck, der Erde zu geben, was ihr gehört, biegt ein Schwarm Mädchen. Ihre Holzsohlen klappern wie Kastagnetten.

Es sind nur drei Kinder, aber sie plappern wie ein ganzer Wasserfall. Die Kleinste schiebt eine Zigarrenkiste auf einem Rad vor sich her, eine andere trägt eine Schaufel. Der Gang der Kinder hat also irgendeinen Zweck. Richtig, jetzt bleiben sie stehen, die Kleine setzt die Karre ab, und jene andere, mit dem schwarzen, gekräuselten Haar, bückt sich zur Erde. Sie kratzt mit ihrer Schaufel die Pferdeäpfel von der Straße und wirft sie in die Zigarrenkiste. Sie tut es mit einer lässig verachtenden Bewegung, wie sich eine große Dame wohl einmal nach einem Geldstück bücken kann, das ihr lästigerweise entfallen ist.

Schon trippeln alle drei weiter, als sei nichts geschehen. Elena, die dritte, geht aufrecht und unbeteiligt nebenher. Sie wiegt sich in den Hüften, das kleine Weibchen. Dabei ist sie höchstens dreizehn Jahre alt. Aber man hat ihr ein sonderbar langes und enges Kleid angezogen, das bis auf die nackten Fersen reicht. Es war vielleicht einmal ein Unterkleid einer Erwachsenen, jedenfalls sieht das Kind darin seltsam ausgezogen aus. Über die Schulter hängt eine ganz kurze Jacke, die wohl keinen anderen Zweck hat, als von den Armen zurückgestrichen zu werden, damit die kleinen Brüste betont und keck wie junge Tiere

unter ihrem Rand hervorspringen. Sie hat ein braunes Zigeunergesicht mit einer Stupsnase. Aber wenn sie einen Mann mit ihren kreisrunden Augen ansieht, die den feuchten Schimmer von betauten Blumen haben, kann ihm heiß dabei werden. Sie weiß es, dieser kleine Racker, und jetzt umarmt sie ohne jeden Anlaß die Freundin mit der Schaufel, zärtlich, übertrieben zärtlich...

Doch Assunta ist ein Teufel, mit Locken wie ein Pudel, und sie lacht immerzu, ein Lachen aus kleinen Schreien, das in den Ohren schmerzt. Kein Zweifel, zwischen ihr und Elena steht eine ursprüngliche Eifersucht, und sie scheut sich nicht, die andere bloßzustellen. Sie wehrt Elenas Umarmung mit einer sprechenden Bewegung ab: „Laß doch, du meinst ja doch nicht mich."

Die dritte schiebt brav und unbekümmert ihren Karren über die sonnige Straße. Sie ist noch zu klein, man weiß nicht einmal ihren Namen...

Ein paar Schuljungen kommen vorbei, den Ranzen – eine Art Rucksack aus ärmlichem blauem Leinen – auf der Schulter. Sie werfen den Mädchen häßliche Worte zu und lachen, die Hände in den Taschen.

Ach ja, Elena und Assunta stammen aus jenem Haus, das solch einen schlechten Ruf hat. Es liegt am Ende der „Toten Stadt", deren Einwohner einmal ausgewandert sind, als die Fischschwärme ausblieben. In diesem Haus ist auch neulich der Mord geschehen... Und man ist arm dort, entsetzlich arm, wohl nicht ohne eigene Schuld. Aber was wissen die Kinder davon? Ihre Haltung ist durchaus überzeugend, wie sie die kleinen Näschen erheben und über die Schuljungen hinwegsehen, als seien sie Luft. So schreiten kleine Prinzessinnen, und nicht verdorbene Kinder, die Pferdemist sammeln.

Das ist es ja, was die Luft hier so leicht macht. Die Armut ist nicht häßlich, und selbst das Laster ist nicht erniedrigend. Die Sonne gleicht alles wieder aus. Wer möchte in dieser Sonne Richter spielen?

Sehen und hören, sich zeigen und singen, leben...!

Jetzt sind die Kinder schon vorüber. Sie haben sich vorbeigepufft, in kindlich berechnendem Spiel. Elenas Blick ist verglommen... Ihre Augen waren dunkelgrün, wie das Meer. Sie streicheln lässig und unbewußt, wie eine Woge streichelt.

Aber Assunta, der Teufel, hat es bemerkt. Rachsüchtig bleibt sie ein wenig zurück, um plötzlich, scheinbar noch im Spiel, ihre kleine Faust mit voller Wucht in Elenas Rücken zu knallen. Der Körper in dem zu langen Kleid klappt zusammen wie ein Buch. Der Schlag zwischen die Schulterblätter hat ihn im Augenblick überwältigt. Was nun? Wird Elena, die viel größer ist, sich auf den kleinen Teufel stürzen? Nein! Nicht einmal den Kopf wendet sie um, nur ihr Rücken wird wieder ganz gerade und abweisend. Die Hüften wiegen sich unbekümmert im Takt der kleinen Schritte. Jetzt ist sie ganz Weib, ganz Dame.

Dann macht die Straße einen kleinen Bogen. Es scheint, als führe sie ohne Übergang in das Meer. Doch genau weiß man es nicht, denn hier werden Sonne und Meer ein einziger blendender Kristall, eine schmerzhaft schimmernde Glut, in der die Kinder verschwinden...

II. Rafaele.

Fast immer, wenn man die große Treppe zum Strande hinuntergeht, begegnet man ihm an irgendeiner Ecke. Und meist hat er eine schwere Last auf seinem Rücken, die seine Knie eindrückt, so daß sein leiser Gang auf den breiten, bloßen Füßen an die federnden Bewegungen eines Panthers erinnert.

Er gehört nicht zu den Jünglingen, die eben an dieser Ecke vor dem Laden der Graziella müßig herumstehen, den Mantel mit leeren Ärmeln über die Schulter wie über einen Ständer gehängt. Mit ihnen hat er ebensowenig gemein wie mit dem alten Bankvorsteher in den langschäftigen Stiefeln, der immer eine Stunde zu früh seinen Laden schließt und nun hier auf die Post wartet. Und die hübschen Karossen mit den kleinen Pferdchen und den dicken Kutschern mit den großen Peitschen sind auch nicht für ihn bestimmt. Das alles gehört in eine andere Welt. Rafaele ist Lastträger. Er hat stets einen Sack um den Kopf, der ihn wie eine Art Heiligenschein abschließt und nach hinten in einem breiten Knoten auf dem Genick aufliegt. Dieser Sack ist sein einziges Handwerkszeug. Er verteilt die Last auf Genick und Stirn. Und seinetwegen trägt Rafaele den Kopf immer ein wenig vorgestreckt, wie ein Stier im Stirnjoch.

Überhaupt ist dieser Fachino nicht gerade schön. Seine großen Augen quellen ausdruckslos unter den Lidern hervor. Die Nase ist zu kurz, und die Oberlippe scheint daran angeheftet, so daß sie nicht mehr ausreicht, um das Zahnfleisch zu bedecken. Darunter springen wenige, aber unwahrscheinlich große Hauer hervor, die gelb und ein wenig gestreift sind, wie die Zähne von Nagetieren. Rafaele sollte nicht lächeln. Man mißversteht es leicht, und vor allem die Frauen geraten in Angst. Aber er lächelt immer, vielleicht aus Gutmütigkeit, vielleicht weil seine Operlippe wirklich zu kurz ist. Wie traurig ist es, wenn ein Mann so häßlich ist, vor allem in diesem Gottesgarten, in dem auch die Männer noch mit der unverdorbenen Selbstgefälligkeit eines Pfaues umherstolzen und gern im Gespräch die Redensart gebrauchen: „Schön wie ich!“

Rafaele möchte gern eine Frau haben, natürlich, eine Frau und viele Kinder. Aber keine will sich seiner Häßlichkeit erbarmen. Neulich stand er unter der Terrasse des gelben Hauses und redete von unten her zu Rosa hinauf, die dort die Schuhe ihrer Herrschaft putzte. Rosa ist hübsch, aber sie hat ein uneheliches Kind, und es steht nicht einmal fest, wer der Vater ist. Welche Schande!

„Willst du mich nicht nehmen?“ bettelte Rafaele und fügte gleich bescheiden hinzu: „Du bekommst doch keinen anderen, und ich verdiene viel.“

Aber Rosa drehte sich auf dem Absatz herum, daß die ganze Geschmeidigkeit ihrer jungen Glieder vor den hungrigen Augen Rafaels aufleuchtete. Und gleich darauf war von ihr nur noch ein schallend-spöttisches Lachen übriggeblieben, vor dem der arme Rafaele floh, damit niemand ihn in dieser demütigenden Lage fände.

Damals starb wohl seine letzte Hoffnung. Er wird keine Frau finden, das Leben geht an ihm vorüber. Denn gibt es ein Leben ohne Frau, ohne Kinder, an denen sich der Wert eines Mannes erst beweisen kann?

Vielleicht ist es die Verzweiflung, die Rafaele immer wieder in die Arbeit treibt. Morgens um sechs Uhr, wenn das Schiff nach Neapel vorbeikommt, ist

er schon an der Barke, und abends, wenn von Capri her das schimmernde Licht zurückkommt, stiert er ihm mit vorgestrecktem Kopf entgegen, wie ein Tier, das auf Raub lauert. Zwischendurch nimmt er jede Arbeit, die sich findet.

Alles, was vor der Post abgeladen wird, weil hier die Straße aufhört und nur noch Treppen sich Adern gleich in die Felsstadt verlieren, scheint für Rafaeles Zangenarme bestimmt. Natürlich gibt es auch noch andere Lastträger, und bisweilen laufen sie um die Wette, weil jeder möglichst viele von den Säcken oder Tonnen ergattern will. Es sind jüngere Burschen darunter, aber sicher ist es Rafaele, der das Tempo angibt. Und wenn er dann den letzten Sack abgeladen hat, findet er nicht etwa wie die anderen zu der gottgewollten Beschäftigung des Lupinenkauens oder Auf-das-Meer-Starrens zurück, sondern sucht sogleich nach neuen Lasten für seine Schultern.

So straft er jene Geschichte Lügen, die man schon vor fünfzig Jahren über den Fachino des Südens erzählte, aber selbst heute, im Jahr XVI des Faschismus, noch wiederholt: ein Reisender bittet einen herumlungernden Fachino, seinen Koffer zu tragen.

„Danke, Herr", antwortet der, „ich habe schon gegessen."

Rafaele hat eine andere Eigenart. Wenn man ihm ein Glas Wein anbietet, antwortet er: „Danke, Herr, ich habe noch nicht gegessen."

Einmal brachte er eine schwere Last zu uns herauf. Es war kurz vor dem Abendbrot, und wir erwarteten Gäste. Aber Rafaele hatte seinen Wein redlich verdient, und da wir seine Eigenart kannten, blieb uns nichts anderes übrig, als ihm zugleich einen Imbiß anzubieten. Zufällig hatten wir nur ein einziges Brot im Hause, das zum Abendessen reichen sollte. So war es nicht Geiz, wenn wir Rafaele eine Scheibe vorschnitten. Überdies stellten wir Butter und Käse hinzu. Rafaele dankte und griff mit schöner Unbefangenheit nach dem Brotlaib, brach ihn nach südlicher Sitte entzwei und verzehrte ihn langsam und mit Behagen. Auch der Käse verschwand hinter seinen großen Zähnen. Schließlich war nur noch die Butter übrig. Er nahm sie zwischen Daumen und Zeigefinger, drückte ein wenig zu, daß sie herausquoll, und fragte treuherzig: „Ist das Butter?" – „Ja." – „Das ist doch nicht zum Essen?" – „Nein, nur zum Kochen."

Gott verzeihe uns, daß wir den armen Mann so belogen, der trotz seiner fünfzig Jahre noch niemals Butter gesehen hatte! Aber eine plötzliche Angst hatte uns überfallen. Wir glaubten, retten zu müssen, was noch zu retten war. Es war ohnehin schwer, den Eindruck seiner Finger rechtzeitig zu verwischen, denn er ließ uns wenig Zeit dazu und verschwand erst, als die Gäste schon den Klopfer gegen das Tor fallen ließen. Es ist bisweilen nicht leicht, sich unter fremden Bräuchen zurechtzufinden, vor allem dort, wo die Ursprünglichkeit noch wie der Tau des letzten Schöpfungstages über den Menschen liegt . . .

III. Credere.

Sonnebeschienen liegt das Band der Straße um die Felsen, wie ein Gürtel, der die Falten eines Gewandes zusammenhält. In wahrhaft göttlicher Einsamkeit schwebt sie zwischen der Atlasdecke des Meeres und dem sehnsuchtsfernen Blau des

Himmels. Doch wenn man genauer hinsieht, wird es lebendig auf der grauen, schimmernden Linie. Schwerbeladene Karren mit unwahrscheinlich kleinen Eseln davor bringen Wein oder Holz von einem Dorf zum anderen, und ab und an rollt auch eine Carozza mit fröhlichem Peitschenknall darüber hin. Jetzt schiebt sich sogar ein Ungetüm, eine Art Lindwurm, aus dem Tunnel jenseits des maurischen Wachtturms, der wie ein vergessener Posten vor der kleinen Bucht steht. Ein lauter, eintöniger Schrei geht vor ihm her zur Warnung der kleinen Esel und der fröhlichen Spazierfahrer.

Das ist der Autobus, der zweimal am Tage die kleine Stadt berührt und die einzige regelmäßige Verbindung mit der weiten Welt aufrechterhält. Denn das Dampfschiff macht nur bei gutem Wetter halt. Wenn aber die Wogen hochgehen, fährt es in stolzem Bogen vorbei, und die Barke bleibt auf dem sicheren Strand ... Diesen Autobus gibt es erst seit wenigen Jahren, er ist ein Geschenk der neuen Ordnung in Italien, nicht anders als die vielen Trinkwasserhähne, die plötzlich aus dem Felsen herausspringen und neben denen das Liktorenbündel prangt. Immerhin ist das Leben heute ohne ihn schon kaum mehr denkbar. Er bringt die Post, viele Reisende kommen mit ihm an, und ganz feine Leute benutzen ihn sogar, um von einem Ende der Stadt zum anderen zu fahren, anstatt die zwanzig Minuten bergan zu gehen oder die 560 Stufen der kürzeren Treppe zu erklimmen. Innerhalb der Stadt fährt der große blaue Kasten sehr langsam. Oft scheint es, als habe er sich in ein Felsloch verkrochen und wolle überhaupt nicht mehr herauskommen. Aber später, wenn er auf dem letzten Halt vor der neuen Kirche Kraft gesammelt und das Zollhaus hinter sich gelassen hat, wird es lebendig unter seiner Haube. Der Lindwurm verwandelt sich in eine schnelle, wendige Eidechse.

Es ist nicht jedermanns Sache, im Bauch dieses großen Tieres, das plötzlich die Freiheit zu wittern scheint, dreihundert Meter über dem Meere am Felshang entlang zu huschen, durch nichts anderes als eine kleine Mauer von der Ewigkeit getrennt ... Gewiß, die Italiener sind Künstler des Steuers, das ist weltbekannt. Wie kaum ein anderes Volk haben sie sich mit dem Motor befreundet, als sei er ein lebendiges Wesen. Aber, aber ... diese Straße ist zu sehr von Gefahren umwittert! Der Fremde erfährt viel darüber, ob er nun will oder nicht. Da hängt an einem Felsvorsprung eine kleine Tafel. Man kann den Inhalt der Aufschrift nicht lesen, während sie vorüberfliegt. Aber jeder erzählt es gern, daß sie von einer dankbaren Mutter gestiftet wurde, zur Ehre der Muttergottes, die ihre Söhne beschützt hat.

„Ihre vier Söhne saßen in dem Wagen, denken Sie bitte, vier Söhne! Und gerade an dieser Stelle gingen die Pferde durch. Hier, wo es doch so entsetzlich gefährlich ist, weil die Straße überhängt. Sehen Sie doch bitte, dort ganz unten ist erst das Meer! Die Bestien bekamen die Kurve nicht mehr, sie sprangen über die Mauer, ja, gerade hier, und stürzten in den Abgrund! Aber der Wagen mit den vier Söhnen blieb auf der Straße ... Noch schlimmer ist es dem Automobil ergangen, das dort vorne durch die Mauer fuhr. Man kann das Loch noch sehen, gleich werden wir daran vorbeikommen. Sie fuhren zu schnell, und

alle wären zerschmettert worden, wenn die Maschine nicht an zwei Rädern hängengeblieben wäre. Aber die armen Menschen konnten nicht wagen, auszusteigen! Wenn sie sich gerührt hätten, wäre der Wagen womöglich hinuntergefallen. Bedenken Sie, diese Angst! Zwei Stunden haben sie so am Rand des Paradieses gehangen, und wenn die Muttergottes sie nicht beschützt und ihnen mitten in der Nacht ein Fuhrwerk zur Hilfe geschickt hätte..."

Solche Erzählungen, mit südlicher Eindringlichkeit vorgetragen, täuschen über die Tatsache hinweg, daß tatsächlich selten oder nie ein schwerer Unfall auf dieser Straße vorgekommen ist.

Aber – fragt sich der Fremde – kann man nicht auch der Muttergottes zuviel zutrauen? Wer weiß denn, ob ihre Fürsorge sich nicht nur auf einzelne besonders fromme oder verdiente Seelen erstreckt und ob sie wirklich ihre gütigen Hände auch über den bunten Inhalt dieses Wagens zu halten gewillt ist? Man sollte sich vielleicht einmal danach umsehen, wer hier ihren Schutz verdient.

Da ist zuerst der Kassierer mit der großen Ledertasche. Um ihn braucht man nicht besorgt zu sein. Er hat diese Fahrt nicht gewählt, sondern sie bringt ihm das tägliche Brot ein. Sicherlich hat er viele Kinder zu ernähren, wahrscheinlich sechs Jungens und fünf Mädchen. Um seinen Mund spielt jedenfalls das freundlich-stolze Lächeln des guten Vaters.

Auch die Frau mit dem schönen Säugling – warum sind nur die kleinen Kinder hier alle so schön, lauter kleine Engel? – steht sicherlich unter göttlichem Schutz. Obendrein beugt sich gerade der magere Wanderpriester über Mutter und Kind, um sie zu segnen. Als er vorhin einstieg, schien er nicht ganz fest auf den Beinen, ja, er hat wohl sicherlich ein wenig zuviel von der Gottesgabe, dem Furor, gekostet. Trotzdem bleibt die Kraft seines Segens ungebrochen, denn was hat der Segen mit dem Wein zu tun? Nur ein Nordländer könnte so gründlich sein, am Beispiel des angetrunkenen Priesters alle jene Wechselbeziehungen zwischen Sein und Schein bloßzulegen, die so lange bestehen werden, wie der Mensch Mensch sein wird. Darum sind wohl auch die schwersten Glaubeskämpfe unter grauem Himmel ausgefochten worden und nicht unter dieser Sonne, die den Glauben ungebeten dem Blut beigibt, wie sie der Traube die Süße schenkt.

Aber wie ist es mit den beiden Reisenden auf der nächsten Bank? Die Dame in dem grauen Kostüm mit den Perlen in den Ohrläppchen hält sich wie im Krampf an der Lehne fest. Ihre Fingernägel sind ganz weiß von dem Druck. Der Herr neben ihr ist ruhig und beherrscht, aber nicht ungezwungen. Er blickt angestrengt auf den Fahrer, als wollte er es geflissentlich übersehen, wie die Nase des Wagens eben jetzt in das Nichts jenseits der kleinen Mauer vorzustoßen scheint. Da sind die beiden Matrosen vor ihm doch ganz andere Kerle! Schmuck und gebräunt mit schiefen Mützen und dem siegessicheren Lächeln von Welteroberern auf den Lippen, spähen sie hinunter in den Abgrund. Und wie das Ungetüm sich unter dem Druck des Steuers in dem letzten Augenblick auf die Seite legt, lachen sie unbändig auf.

„Piano!" stößt die Dame in dem grauen Kostüm leise hervor. Sie meint wohl, ihr Ruf würde in der fremden Sprache eher verstanden.

Der Herr sieht peinlich berührt zu ihr auf. Er fühlt sich sozusagen nackt im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Aber wer kümmert sich eigentlich um seine Scham? Etwa die beiden blühenden Mädchen, die schon lange mit ihrem Kichern um die Beachtung der Matrosen buhlen? Oder gar Don Salvatore, der Tischler, der eine große Krippe mit allen Heiligen, die man sich nur denken kann, sorgsam auf seinem Schoß hält, damit die hohen Herren nicht umpurzeln?

Ach, es ist wohl wirklich so, daß alle diese einfachen Seelen geborgen sind in einem selbstverständlichen Vertrauen zu der Allmacht Leben, und nur die zwei Fremden fühlen sich gefährdet, weil sie sich auf dem Wege ihres selbstherrlichen Denkens zu weit von der gütigen Natur entfernt haben.

„Piano! Piano!“ wiederholt die Dame noch einmal. Es ist ihr anscheinend einerlei, was der Herr ihr zugeflüstert hat, denn nun geht es zu allem Überfluß noch bergab, und der Wagen rollt leichtfüßig und lautlos dahin. Der Fahrer hat den Motor abgestellt. Obendrein führt er wohl den schweren Wagen mit einer Hand, jedenfalls erscheint die andere bisweilen wie winkend über den Köpfen der Fahrgäste in der Luft. Und nun – ist das wirklich möglich? – klingt ganz deutlich vom Führersitz eine singende Stimme herüber.

Der Herr wird unruhig auf seinem Sitz. Entweder ist ihm jetzt die Aufmerksamkeit der anderen gleichgültig geworden oder er meint, in ritterlicher Pflicht für die Frau neben sich eintreten zu müssen. Er erhebt sich und geht nach vorn. Dabei schwankt er wie die Kellner im Speisewagen, denn die Straße ist noch immer beileibe nicht gerade. Aber er läßt sich nicht beirren. Er ist auf dem Wege der Pflicht. Er wird ihn zu Ende gehen!

Nein, er stutzt plötzlich! Auf seinem Gesicht steht noch der Zorn gerechter Empörung, und die randlosen Brillengläser funkeln böse. Etwas später lockert sich die Maske, ein Staunen huscht über seine Stirn, und nun springt sogar ein Lächeln aus seinen Augenwinkeln. Als er wieder auf seinem Platz ist, sieht er aus wie ein Mann, der aus einem schweren Traum erwacht ist und festgestellt hat, daß der Mond noch am Himmel hängt.

„Sieh nur, wie schön!“ sagt er zu der Dame im grauen Kostüm und weist mit weiter Handbewegung über das Meer, auf das die untergehende Sonne gerade die unglaubwürdige Farbe einer Postkarte malt. Die Frau begreift den Wandel nicht. Sie weiß ja nicht, was ihr Mann gesehen hat: neben dem Fahrer sitzt ein Kind von etwa vier Jahren. Vielleicht ist es auch noch jünger. Die Mutter hat es dem Mann in der Uniform an der letzten Haltestelle anvertraut. Sie weiß es dort in guter Hut. Aber das Kind weint! Es achtet in seinem Schmerz nicht einmal auf die Späße, die ihm der Fahrer mit seiner linken Hand vorgaukelt. Wie kann man es trösten? Vielleicht mit einem Lied?

Warum nicht? Ein wirklicher Künstler des Steuers ist mit seiner Maschine so verwachsen, daß er ohne Gefahr nebenher eine Menschenpflicht erfüllen kann. Und das gütige Angesicht der Muttergottes schaut deshalb sicherlich noch um einen Hauch milder auf den gutherzigen Fahrer und sein Gefährt herab!

VIZEADMIRAL ADOLF v. TROTHA

Märker

In der Kiefernheide bei Reckahn, nicht weit von Brandenburg an der Havel, steht eine aus Feldstein aufgerichtete Pyramide. Ziemlich unbekannt und sehr wenig beachtet, und doch bringt sie uns, wie so mancher stille Platz in der Mark Brandenburg, wenn man sich mit ihr etwas liebevoll beschäftigt, mit allerhand Geschehnissen in Verbindung, die wir in der hastenden Zeit jetzt doch nicht vergessen wollen.

Aus ältester Zeit hat diese Gegend dadurch eine gewisse Bedeutung gewonnen, daß von Belzig her ein kleiner lebendiger Wasserlauf, die Plane, weite Strecken in ein sumpfiges, schilfig durchwachsenes, schwer passierbares Sumpf- und Wassergelände gewandelt hat. Durch dieses Bruchgelände führten in alter Zeit von Westen nach Osten nur wenige Knüppeldämme hindurch, die, im Osten in die etwas ansteigende Kiefernheide übergehend, durch Burgplätze wehrhaft gesichert waren.

So bildete diese ganze Gegend eine bedeutende Verteidigungsstellung, und auf der Ostseite saß seit alter Zeit dort das starke Geschlecht der von Rochow, von Brandenburg an der Havel nach Süden in den Ortschaften Göttin, Reckahn, Krahne und Golzow, wovon Reckahn und Golzow als starke Burgen ausgebaut waren.

Schon der erste brandenburgische Kurfürst, Friedrich I., hat seinen Vormarsch gegen Brandenburg a. d. Havel über diesen Weg genommen. Bei Ausbruch des Ersten Schlesischen Krieges ließ nun der Große König dort ein starkes Lager aufmarschieren, um hinter dem weiten Bruchgelände Berlin gegen einen möglichen Einfall der Sachsen zu sichern (Sachsen reichte damals bis Belzig hinauf). So haben dort monatelang 20 Bataillone Infanterie, 18 Kompanien Grenadiere, 42 Eskadrons Kavallerie, 34 Geschütze und ein Pontontrain zunächst unter dem Befehl des Feldmarschalls Katte, später unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau bereitgestanden. Es ist wohl verständlich, daß diese große Lageransammlung die Gegend auf das schwerste belastet hat durch Verproviantierung, Abholzen des Waldes und was alles mit einer so großen Ansammlung von Truppen verbunden ist. Schließlich ist damals auch durch eine Unvorsichtigkeit der größte Teil von Krahne niedergebrannt, und auch Krankheiten gefährlicher Art wurden in die Bevölkerung eingeschleppt.

Wenn auch nach dem Brande die Truppe, um der Bevölkerung zu helfen, die recht ansehnliche Summe von 1372 Taler aufbrachte, so lastete dieses Lagerleben außerordentlich schwer auf der ganzen Gegend. Der auf Reckahn eingesessene von Rochow hat sich damals in sehr temperamentvoller Weise verschiedentlich an den Großen König gewandt, um nach Abzug des Lagers eine Entschädigung für die Verwüstung seiner Besitzung zu erhalten. Friedrich der Große, der ja in solchen Sachen sehr genau war und auch in der äußerst schwierigen Lage seines Staates

genau sein mußte, hat diese Forderung stets abgelehnt. Aus seinem Zorn heraus hat dann der alte Rochow, nicht weit von seinem Herrensitz in Reckahn, da, wo das Gelände einige Meter ansteigt, eine hohe Steinpyramide aufschichten lassen und auf dieser Steinpyramide eine Bronzeplatte angebracht, auf der das Lager mit Angabe der Truppe eingraviert ist, und auf der sich die Worte befinden: „Hier stand von ... bis ... das befestigte Lager zum schweren mir bis heute unvergüteten Schaden meiner Besitzungen Göttin, Reckahn und Krahne.“ Diese Steinpyramide stand so, daß der alte Rochow sie von seinem Arbeitszimmer aus sehen konnte, und auf der ihm zugewandten Seite hatte er auf der Steinpyramide einen Spiegel anbringen lassen, in dem sich die untergehende Sonne spiegelte, und wenn er dann abends dort in dem Spiegel die Sonne aufleuchten sah, dann vergrub er sich wieder in seinen Zorn.

Den Behörden in Brandenburg war diese Pyramide ein Ärgernis. Man fand aber doch nicht den rechten Mut, gegen den Herrn von Rochow anzugehen. Aber schließlich wurde behauptet, daß die über die niedrigen Kiefern hinwegzeigende Pyramide den Deserteuren eine gute Kennung war, wie sie am schnellsten über die sächsische Grenze kamen, und so wurde schließlich erreicht, daß drei Steinlagen der Pyramide abgetragen wurden. Aber so steht diese Pyramide heute noch, an alte Zeiten und märkische Charaktere erinnernd.

Am 11. Oktober 1734 war in dem Herrenhause von Reckahn ein Knabe zur Welt gekommen, der nach seiner Schulbildung in der Ritterakademie zu Brandenburg mit fünfzehn Jahren in das Leibkarabinier-Regiment zu Rathenow eintrat. Der junge Friedrich Eberhard von Rochow muß schon ein tüchtiger junger Bursche gewesen sein, denn nach der Revue durch den König nahm sich Friedrich der Große den jungen Rochow als Standartenjunker hinüber in sein Regiment der Gardedukorps zu Potsdam.

1756 ins Feld rückend, ist Friedrich Eberhard von Rochow Anfang Oktober bei Lobositz schwer verwundet worden, indem ihm ein österreichischer General, den er nach heftiger Gegenwehr gefangennahm, und dem er ritterlich den Säbel zurückgereicht hatte, ihm dann hinterhältig mit der Pistole den linken Arm zerschmetterte. Kaum geheilt, wurde er dann nach der Belagerung von Prag auf dem Rückzug durch Böhmen an der rechten Hand so schwer verwundet, daß er sie nicht mehr gebrauchen konnte und sich mit allem, auch mit dem Schreiben, an die linke Hand gewöhnen mußte.

Später noch, in Anerkennung seiner soldatischen Tapferkeit vom König zum Rittmeister ernannt, mußte er, erst dreiundzwanzig Jahre alt, nun aber den Soldatenberuf aufgeben und kümmerte sich dann allein um die Bewirtschaftung seiner Besitzungen. Es hat stark auf ihn eingewirkt, daß er während seiner Wundbehandlung in Leipzig mit Gellert in enge Berührung kam und diese Freundschaft bis an seinen Lebensabend festgehalten hat. Er vermählte sich dann bald, und seine Frau hat ihm auf das trefflichste zur Seite gestanden, als 1760 sein Vater ihm die Gesamtverwaltung der Besitzungen in die Hand gab, da er zur Übernahme eines Erbbesitzes nach Westpreußen übersiedelte.

Es ist nun erstaunlich, wie diese aus starkem, hartem Geschlecht herausgeborene

Soldatennatur sich wandelte. Sehr bald fing Friedrich Eberhard von Rochow an, sich für die sozialen Fragen zu interessieren, indem er aus dem Zusammenleben mit den Landleuten heraus die Pflicht empfand, ihnen in dieser furchtbar schweren Zeit zu erträglicheren Lebensbedingungen zu verhelfen. So stellte er z. B. einen besonderen Arzt an und begann dann, sein besonderes Interesse dem Schulwesen zuzuwenden. In damaliger Zeit klagte er in einem Brief, „daß böse Vorurteile und Aberglaube, nebst gänzlicher Unwissenheit an Lesen und Schreiben fast alle seine guten Absichten fruchtlos machen ... der gröbste Mechanismus beherrscht die Schulen, niemand bemüht sich, die Seelen der Jugend zu veredeln, ... Kann der Landmann, diese eigentliche Stärke des Staatskörpers, nicht auch verhältnismäßig gebildet und zu allen guten Werken geschickt gemacht werden? Wieviel tüchtige Menschen hätte ich z. B. in diesem Jahr meinem Vaterlande gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen Stupidität geworden sind".

Ein junger Pfarrer in Krahne, der vorher zu den Soldaten gemußt hatte, ging ihm dabei sehr zur Hand. Und als der alte, wohlgesinnte und eifrige Schulmeister, dem aber die hinreichende Vorbildung fehlte, gestorben war, stellte sich ihm ein junger Lehrer, Heinrich Julius Bruns, zur Verfügung, und nun ging der ehemalige Standartenjunker der Gardedukorps an das Werk, innerhalb seines Bereiches die Schule auf ganz andere Grundlage zu stellen. Er baute nicht nur von 1773 an überall neue Schulgebäude, die für damalige Verhältnisse vorbildlich waren und teilweise heute noch in Benutzung sind, er entwickelte nicht nur die Schule dadurch, daß er die bisher noch bestehende eine gemeinsame Klasse in mehrere Schulklassen aufteilte, er unterstützte nicht nur diese Schulen durch reiche Geldspenden, sondern er gab für den Unterricht ganz neue Anweisungen, um Sprache, den Aufsatz, Verständnis für Natur und Menschheit zu fördern. Es war auch ganz neu, daß er den Schulunterricht auch in den Sommermonaten durchführen ließ, wo bisher die Kinder ausschließlich zur Feldarbeit den Eltern zur Verfügung gestanden hatten.

Die Widerstände, die sich gegen solche Neuerungen richteten, beseitigte er in glücklichster Weise dadurch, daß er mit Unterstützung seiner Frau zusammen mit den Eltern der Kinder ein gemeinsames Schulfest einrichtete, wobei auch Aufführungen der Kinder zur Wirkung kamen. Diese Feste in ihrer geschickten Anlage gewannen ihm die freudige Zustimmung der ganzen Bevölkerung, die hier erkannte, daß ihren Kindern eine ganz neue, vielversprechende Entwicklung geboten wurde.

Er gab auch ein von ihm selbst verfaßtes Schulbuch und einen zweiteiligen „Kinderfreund" heraus, um so richtungweisend auf die Entwicklung einzuwirken. In der Vorrede des ersten Schulbuches fanden sich die Worte: „Ich lebe unter Landleuten, mich jammert des Volkes. Neben den Mühseligkeiten ihres Standes werden sie von der schweren Last ihrer Vorurteile gedrückt. Sie wissen weder das, was sie haben, zu nutzen, noch das, was sie nicht haben, froh zu entbehren. So sind sie weder mit Gott, noch mit der Obrigkeit zufrieden, sie wollen zur Not wohl durch Christum selig, aber nicht nach Christi Gebot vorher fromm werden. Die Ursache dieser sämtlichen den Staat in seinem wichtigsten Teile zerstörenden Übel

liegt an der vernachlässigten Erziehung der ländlichen Jugend." — In einem Schreiben an die Lehrer fand sich der Satz: „... Aus den Kindern aufrichtige Gottesverehrer zu machen, die durch ihren Wandel beweisen, daß sie Jesu Christ, ihrem Herrn, angehören, Untertan seines glückseligen Reiches sind und ewig zu bleiben wünschen; dann aber sie zu solchen Menschen zu bilden, die zu allen guten Werken geschickt sind, weil sie wissen, daß ihr Weg zum Himmel über die Erde geht."

Seine Gedanken über Volkserziehung unterbreitete er dem damaligen Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm III., der sich sehr lebendig für das Wirken des von Rochow interessierte. Sehr bald wurde das abgelegene Reckahn das Reiseziel von höhergestellten Persönlichkeiten, die vielfach von weit her kamen, um diese neue Schulentwicklung an Ort und Stelle kennenzulernen. — Der von Rochow ging aber auch darüber noch hinaus. So schrieb er eine Schrift: „Stoff zum Denken über wichtige Angelegenheiten des Menschen, Mahnung an Fürsten und gehobene Stände." Er schrieb nieder einen „Versuch über die Regierungskunst", den „Versuch über Armenanstalten und Abschaffung aller Bettelei"; schließlich auch eine Schrift: „Über das Kreditwesen". Er richtete in seinen Dörfern eine Stick- und Nähschule ein und stiftete tausend Taler als Grundstock einer Armenkasse.

Dabei war er beherrscht von der alten Treue zur Heimat und zum hohenzollernschen Herrscherhause. Um 1800 reichte er ein Gesuch an den König ein, mit der Bitte, ihm zu genehmigen, auf seine Kosten auf dem Schlachtfeld von Fehrbellin, wo der Große Kurfürst nach der elenden Zeit des Dreißigjährigen Krieges zum ersten Male wieder den auf deutschem Boden hausenden Fremden die deutsche Kraft gezeigt hatte, ein Denkmal zu errichten, das heute noch auf der Höhe bei Fehrbellin an dieses Erwachen deutschen Zukunftsglaubens erinnert.

Dann mußte er es erleben, daß die Franzosen als Sieger in die Mark eindrangen und, durch die Gegend von Reckahn ziehend, auch den Spiegel in der Steinpyramide zertrümmerten. Als aber durch das Heldentum der Freiheitskriege die Heimat wieder frei geworden war, da ließ er in die Steinpyramide, da, wo sein Vater aus tiefer Verdrossenheit den Spiegel hatte einfügen lassen, jetzt ein Bronzerelief des Großen Königs einfügen, und um dieses Relief setzte er die Worte: „Hier, wo sich früher die untergehende Sonne spiegelte, sieht man jetzt das Bild der aufgehenden Sonne Preußens." So war dieses Denkmal aus harter Notzeit zu einem Denkmal des Preußentums geworden.

Lange Jahre hat die Pyramide so in der Heide gestanden, bis dann unter der Regierung des letzten Kaisers festgestellt wurde, daß auf Befehl Friedrichs des Großen in dem Lager, das einst dort bei Reckahn gestanden hatte, die Leibhusaren formiert worden sind, und so ist es, nicht lange vor dem Weltkrieg, gelegentlich eines Manövers unter dem jetzigen Generalfeldmarschall von Mackensen, zu einem Feldgottesdienst der Erinnerung gekommen. Und heute liegt nun auch auf der alten vermoosten Steinpyramide noch eine große Granitplatte mit all den Heldentaten der Totenkopfhusaren.

Aus dem Alltag der Antike*

IV.

Bei all ihrer Klugheit haben die Griechen und Römer, so sagt man, doch das Pulver nicht erfunden. Dennoch besaßen sie eine vortreffliche Artillerie. Bereits um 400 v. Chr. schlugen die eingebauten Strandbatterien in Sizilien die karthagische Flotte zurück. Die Handschleuder und der Bogen wurden zu riesigen Minenwerfern und Geschützen ausgebaut, die mit der höchstgesteigerten Schnellkraft ihrer gespannten Sehnen Steinkugeln und Pfeile mit durchschlagender Kraft Hunderte von Metern weit schleuderten. Visiere erhöhten die Sicherheit des Treffens. So war es möglich, feste Städte zu erobern. Dionysius von Alexandria erfand ein Maschinengewehr, das automatisch für jeden Schuß einen neuen Pfeil auflegte.

Flammenwerfer gab es in der byzantinischen Artillerie. Auch ohne das Pulver haben die Alten sich zu helfen gewußt, indem sie vorhandene Mittel vervollkommneten. Als Flammenwerfer diente der „Siphon". Er war gleichzeitig Feuerspritze. Er entfachte Feuer und löschte es auch. Den Siphon hat Ktesibios von Alexandria erfunden. Diese Spritze, das Vorbild unserer Dampfspritze, beruht auf dem Luftdruck. Dabei wurden Ochsendärme als Schläuche verwendet. So war es möglich, in den Städten des Reiches militärisch organisierte Berufsfeuerwehren zu errichten. Für Rom hat sie Augustus geschaffen. In Ostia sehen wir noch die ausgegrabene Kaserne der städtischen Feuerwehr.

Auch dies haben die Alten bereits erkannt, worauf wir so stolz sind, daß sich die Kraft des Dampfes in Bewegung umsetzen läßt. Heron, Direktor der Technischen Hochschule von Alexandria um 125 v. Chr., hat die erste Dampfmaschine konstruiert. Die Alten haben diese Erfindung nicht ausgenutzt, weil kein Grund vorlag, Menschenkräfte zu schonen oder zu sparen. Sklaven hatte man genug, und die Handwerker durfte man nicht brotlos machen. Lange vor Heron, im 6. Jahrhundert v. Chr., lebte in Milet Thales, ein weitgereister Kaufmann. Er hat zuerst gesehen, daß geriebener Bernstein Papierschnitzel anzieht. Der Bernstein hieß griechisch Elektron, darum nennen wir diese Kraft noch heute Elektrizität.

Großes haben die Griechen und Römer geleistet und sich dabei nicht gehetzt. Das Tempo, die Hetze, die unserem Alltag sein oft unerfreuliches Gepräge gibt, war den Alten unbekannt. Sie wußten noch nichts davon, daß Zeit soviel sei wie Geld. Vieles war erfunden, aber die Minute noch nicht. Kein Mensch der Antike war „pünktlich", kein Arbeiter, kein Beamter, kein Soldat. Denn kein Zeiger war da, der den „Punkt" der Minute wies. Niemand kam auf den Glockenschlag, denn keine Glocke schlug. Dabei waren die Alten schon auf den großartigen Gedanken verfallen, die unsichtbare und ungreifbare Zeit zu messen. Die Uhr nach der

* Siehe „Deutsche Rundschau", Juni-, Juli- und Augustheft 1938.

Sonne hat schon das alte Ägypten benutzt. Beliebt war die Wasseruhr, im Prinzip unserer Sanduhr verwandt. Sie fehlte in keiner Küche Athens oder Roms, weil man nach ihr die Speisen bereitete. Sie stand auf dem Tisch im Gerichtshof oder Landtag. War das Wasser aus dem Uhrgehäuse abgeströmt, war die Uhr „abgelaufen", so mußte der Redner abtreten. Kam der Hausarzt zu einem Patienten, so zog er Taschenwasseruhr hervor und zählte die Schläge des Pulses, während dem das Wasser leise von dem einen Glase ins andere floß. Der schon genannte Ktesibios schuf ein Gefäß, dessen Wassermenge einem Tag entsprach. Aus einem Bassin floß es ab, in einem anderen stieg es. Mit dem Wasser stieg ein Korken, er trug einen Zeiger, der auf einem zwölfgeteilten Zifferblatt die Stunden des Tages angab. Die erste Stunde war morgens um sechs, um Mittag war die sechste Stunde, die „hora sexta" oder „siesta", wo sich alles zur Ruhe zurückzog.

Immer wieder staunt man über die Findigkeit der Alten, da, wo das praktische Leben sie vor neue Aufgaben stellte. Cicero hatte einen Sekretär namens Tiro, der wohl um die vielen Diktate seines Herrn besser aufzunehmen, eine Kurzschrift oder Stenographie erfand. Der Wert dieser Erfindung leuchtete allen ein. Bei den Römern wurden viele Reden gehalten. Wer die Rede eines Senators oder Anwalts im Wortlaut haben wollte, konnte sie mit Hilfe der u. a. von so vornehmen Herren wie Seneca, dem Erzieher Neros, weitergebildeten Zeichen oder Noten Tiros nachschreiben. Die Herren ließen ihre Diener zu Stenographen ausbilden. Der Kursus dauerte zwei Jahre.

Wo die menschliche Kraft fehlte oder nicht ausreichte, nahm man zu Maschinen seine Zuflucht. Anfangs wurde z. B. das Korn durch Dienerinnen mit der Hand zermahlen. Dann bedienten die Griechen und Römer sich eines von einem Tier getriebenen Göpels. Als im Jahre 410 n. Chr. Alarich mit den Goten die Stadt Rom belagerte, hatte man weder Menschen noch Tiere zum Mahlen übrig. Was taten die Römer? Sie verankerten Flöße auf dem Tiber und stellten auf ihnen Mühlen auf, deren Räder die Strömung drehte. Damit war die Wassermühle erfunden.

Die Kraft des schießenden Arms im Kriege steigerten Geschütze um das Hundertfache, den Klang der menschlichen Stimme erhob der erfindungsreiche Ktesibios zu göttlicher Stärke. Die Dramen der Antike waren in Wahrheit Opern, sie wurden mit Musik, besonders mit Flötenbegleitung, aufgeführt. In den gewaltigen Theatern klang die vom Menschen gespielte Flöte zu dünn. Ktesibios baute riesige Pfeifen oder Flöten, in die man verdrängte Luft leitete. Durch Druck auf Hebel wurden die einzelnen Flöten „aufgeschlossen", man nannte die Hebel oder Tasten daher „Schlüssel" oder claves, woher unser „Klavier" stammt. Die Römer berichten, von welchem dämonischen, bald erschütternden, bald beruhigenden Einfluß dies gewaltige Instrument auf die Menge war. Die Orgel wurde erst bei den blutigen Kämpfen der Gladiatoren, später in der Kirche verwendet. Mancher Kaiser hatte Orgeln in seinem Palast und verstand darauf zu spielen.

Die Kirche hat außer der Orgel von den Alten auch das Becken mit dem Weihwasser übernommen, das schon in den griechischen Tempeln am Eingang stand.

Damit das heilige Naß nicht verschwendet würde, erfand Heron, uns schon bekannt, einen Automaten. Wer fünf Drachmen, also einen „Sechser", hineinwarf, dem rieselte reinigendes Wasser auf die Hände.

Beinahe hätten die Griechen oder Römer auch Amerika entdeckt. Bereits um 540 v. Chr. wußte man, daß die Erde eine Kugel ist. Eratosthenes, Direktor der Bibliothek in Alexandria, der Schöpfer einer Weltkarte mit Längen- und Breitengraden, bewies, daß man auch westwärts über den Ozean fahrend nach Indien gelangen könnte. Bei günstigem Winde, meinte man, sei dies Ziel in wenigen Tagen zu erreichen. Die wohlgebauten schnellsegelnden Schiffe der Alten legten durchschnittlich sieben Seemeilen in der Stunde zurück.

Während des Mittelalters hatte man gelehrt, daß die Erde eine flache, vom Okeanos umflossene Scheibe sei. Die Erde, so meinte man im Einklang mit dem Alten Testament, bildet die Mitte der Welt. Die Sonne und alle Sterne drehen sich um die Erde. Aber schon Aristarchos hatte, im 4. Jahrhundert v. Chr., gewußt, daß die Sonne im Zentrum steht und wir sie umkreisen.

Als Napoleon 1806 nach Berlin kam, ließ er bei Schropp in der Dorotheenstraße die besten Karten von Ostdeutschland und Polen aufkaufen, die es gab. Kloeden, der das erzählt, fügt hinzu, die preußische Armee habe für Landkarten nie Geld übriggehabt. Napoleon knüpfte darin an das Vorbild der Römer an, von denen Cäsar General und Geograph gewesen war und Tacitus, ein hoher Beamter, die erste Landeskunde von Deutschland geschrieben hatte. In jeder Provinzhauptstadt stand öffentlich eine Übersichtskarte des Reichs. Die Erforschung des inneren Afrika war im Gange. Der große Meilenstein auf dem Forum in Rom zeigte an, wie weit es bis Neapel, Ravenna, Mailand usw. war.

Staatsmänner und schöpferische Geistesmenschen arbeiteten Hand in Hand. Der Gesundheit des Volkes und Heeres dienten nicht nur Wasserleitungen und Bäder. Bereits im Jahre 2800 v. Chr. wurde ein chirurgisches Handbuch für ägyptische Militärärzte herausgegeben. Die alten Inder haben die Zuckerkrankheit erkannt und den Star gestochen. Därme wurden genäht, Steine geschnitten. Um 2000 v. Chr. gab Chammurapi von Babylon Vorschriften über Honorare und Haftbarkeit der Ärzte. Auf diesem Grunde haben die Griechen weitergebaut. Ausdrücke wie Hygiene, Arzt, Apotheke, Therapie, Pathologie, Diät, Chirurgie, Melancholie, Diarrhöe, Katarrh, Rheuma stammen aus ihrer Sprache, andere wie Medizin, Infektion, Sanatorium, Rezept aus dem Latein. Im Trojanischen Krieg wurden Verwundete nicht mit Zaubersprüchen geheilt, sondern der Militärarzt war zur Stelle. Noch heute ist Hippokrates uns das Vorbild eines idealen Arztes. Krankheiten wie Diphtherie und Tuberkulose haben die Alten mit klassischer, allseitiger Klarheit beschrieben. Ihnen fehlte das Mikroskop, um so schärfer beobachteten ihre Sinne. Ihr ordnender Geist vereinte die Fülle der Beobachtungen zum System. Der Arzt der Antike nahm seinen Beruf ernst. Die Jünger des Hippokrates schwuren beim Asklepios, ihre Kunst lauter und rein zu bewahren. Sie durften nicht wie die Kurpfuscher vor der Behandlung ums Honorar feilschen. Gesucht waren gute Ärzte sehr. Polykrates zahlte seinem Leibarzte jährlich fünfzigtausend Mark, der Medizinalrat von Ägina erhielt die Hälfte.

Die Grundsätze gesunder „diätetischer" Lebensweise waren bekannt. Tägliche Gymnastik wurde verordnet. Der große Galenos war als Sportarzt angestellt. Griechische Ärzte haben das altrömische Sanitätswesen gegen den Widerspruch der Konservativen reformiert. Aus Pompeji kennen wir die chirurgischen Instrumente der Alten. Es sind fast dieselben, die wir benutzen. Die Reichsregierung verfügte, daß nur studierte und approbierte Mediziner praktizieren durften. Es gab Kassenärzte, Stadtärzte und Stabsärzte. Jede Garnison besaß ein oder mehrere Krankenhäuser. Für das Volk gründete christliche Nächstenliebe Hospitäler. Wer an den Augen, Ohren, Zähnen litt, konnte Spezialärzte wie heute zu Rate ziehen. Die Einkünfte stiegen. Stertinius bezog als Seiner Majestät Leibarzt von Caligula jährlich hunderttausend Mark und behauptete, seine Privatpraxis habe ihm vorher mehr eingetragen.

Die Römer waren auch Meister im *Weinbau*. Wir haben ihn von ihnen gelernt. Die Worte Wein, Winzer und Keller stammen aus dem Lateinischen. Erst vor etwa hundert Jahren hat Deutschland mühsam seinen Lehrmeister eingeholt und seinem Trunk jene Blume zu geben gewußt, die im Altertum am Wein gerühmt wird. Hätte man die Lehren der antiken Agrarschriftsteller im Mittelalter nicht vergessen, so wäre der Weinbau schon weit früher auf eine höhere Stufe gelangt.

Auch bei der Bestellung ihrer Äcker haben die deutschen Bauern durch Vermittlung der Geistlichen, z. B. der Zisterzienser, von den Römern gelernt. Die Alten überließen nichts dem Zufall oder der bloßen Gewohnheit. Ihre planvolle *Kleintierzucht* ist bis heute nicht erreicht. Sie fragten nicht nach guten und schlechten Jahren. Weil Austern, Schnecken, Hühner, Tauben, Hasen täglich auf unzähligen Tafeln erscheinen *mußten*, wurden sie auf Großfarmen usw. systematisch gezüchtet. An Eiern war nie Mangel. Die künstliche Schneckenzucht hat Fulvius Lippinus 50 v. Chr. nach vielen Versuchen erfunden.

Bei allen alten Völkern war die *Mahlzeit* eine feierliche Handlung. Der Mensch stärkte und steigerte sich, indem er vom Fleisch eines Tieres, von der Frucht einer Pflanze zu sich nahm. Tiere und Pflanzen waren höhere Wesen, deren magische Kräfte auf den Menschen übergingen. Die Ehrfurcht vor dem Spender verlangte, daß die Gerichte wählerisch bereitet und würdig aufgetragen wurden. Das Kochen und Braten wurde zu einer durchdachten Kunst. Bereits aus dem Jahre 400 v. Chr. stammt *das älteste Kochbuch* in griechischen Versen. Auch die Römer haben dieser Wissenschaft Geist, Geduld und Geld gewidmet. Der Eroberer Asiens Lucullus ist als Feinschmecker bekannt. Eine Fülle verlockender Rezepte auf Papyrus ist erhalten. Wer Lust hat, kann sich gefüllten Schweinebraten à la Romaine bereiten lassen oder „saure Gurken Tiberius". Aus dem Küchenschrank der Antike ist vieles auf die Nachwelt übergegangen. Löffel und Gabel waren den Römern bekannt. Die Namen vieler Gemüse stammen aus dem Lateinischen. Salat kam auf den Tisch. Die Nudel ist ebenso wie die Semmel eine Gabe der Alten. Gemüse wurde konserviert. Bereits die Römer waren Sauerkrautesser. Das Brot durfte bei ihnen und den Griechen nicht fehlen,

namentlich nicht auf dem Tisch des kleinen Mannes. „Brot und Zirkusspiele" verlangte das Volk von Rom.

Vieles hat den Alten gefehlt, daran wir uns erfreuen, sie hatten weder Zitronen noch Apfelsinen und Bananen, sie kannten keinen Kaffee, Zucker, Tee, keine Liköre. Man süßte mit Honig, man briet statt der Butter (wie heute noch im Süden) mit feinem Öl. Dagegen Bier haben bereits die alten Ägypter gebraut und gern getrunken.

An guten Diners ist noch kein Weltreich zugrunde gegangen. Lebensferne Menschen haben die Legende aufgebracht, die Römer der Kaiserzeit seien, durch „Schwelgerei verweichlicht", den Angriffen der Germanen erlegen. Im allgemeinen waren und sind die Südländer mäßig. Zum Frühstück um neun nahm man nur etwas Brot, Honig, Käse, Obst und Wein zu sich. Gut und reichlich speisten die Römer zur Hauptmahlzeit um fünf. Fresser wie Vitellius und Protzen wie der Raffke Trimalchio, der vom Tisch gefallenes Silbergeschirr mit ausfegen läßt, waren Ausnahmen. Gern sahen sie abends Gäste bei sich, die durch „Karten" geladen wurden. Sie vereinten gewöhnlich nur neun Personen. Das Diner war eine Herrengesellschaft. Hausherr und Koch, nicht Hausfrau und Köchin, stellten das Menü zusammen, das ein Kunstwerk mit neuen Erfindungen und Überraschungen war. Zuerst kam Glühwein, dann Eier und eine Fülle pikanter Vorspeisen, so saure Gurken, Melonen in Essig und Pfeffer, Sardinen, Oliven, warme Würstchen. Den Hauptgang bildete meist Schweinefleisch. Oder es gab Hasen- und Geflügelpastete oder feines Fischragout. Der Nachtisch mußte leicht sein, daher nahm man Alpenkäse, Kompott, Mandeln, trockenes Gebäck.

Zubereitet war alles aufs feinste und schönste. Schwein verstand man auf fünfzig Arten zu servieren. Ein Koch gab fünfmal hintereinander Kürbis und jedesmal so anders bereitet, daß die Gäste es nicht merkten. Spanferkel wurden mit Datteln, Hühner mit Oliven gefüllt, die man vor dem Auftragen herausnahm, so daß nur der feine Duft zurückblieb. Ein Aufzug beförderte die Gerichte von der Küche in den Speisesaal. Ein Vorschneider zerlegte oben alles in kleine Bissen. Wo man keine Gabeln hatte — die der Orientale noch heute unbequem findet — langte jeder mit den Fingern zu. Weil die Römer bei Tisch nicht saßen, sondern auf einer Chaiselongue lagen, konnten sie überhaupt nur mit einer Hand essen. Knochen, Schalen und Gräten warf man auf den Mosaikfußboden. Unermüdlich waren die Pagen mit Servietten, Waschwasser und trockenem Brot bemüht, die Herren abzuputzen. Nach dem Essen wurde gekneipt. Wirt und Gäste erhoben ihre Becher zu Ehren der Götter, des Kaisers, der Freunde. Fröhliche Lieder ertönten zum Wein. Kerzenlicht spiegelte sich in silbernem und bronzenem Gerät. Von der Wand leuchteten die Fresken und farbigen Behänge.

Gewiß hat man schon damals bei Tisch gelästert und geklatscht. In dem köstlichen „Gastmahl des Trimalchio" lassen die reichgewordenen Kleinbürger ihrer Zunge freien Lauf. Daneben haben die Alten die Kunst des geist- und humorvollen Tischgesprächs in reichstem Maße entfaltet. Gebildete Tischunterhaltung kam so in Mode, daß reiche Leute in Rom einen Gelehrten oder Schriftsteller mit einluden, um das Gespräch zu beleben.

HANS PFLUG

Hannover

Bildnis einer Großstadt

Viele Verkehrswege führen über diese Stadt, aber wie viele von den Millionen, die sie durcheilt oder berührt haben, sind wirklich darin gewesen und können behaupten, Hannover zu kennen. Sie haben vielleicht über den glitzernden Maschsee geblickt und die glänzende Kuppel des Rathauses gesehen, bemerkten große Industrieanlagen, die sich ineinanderschieben, erhaschten einen Blick auf die Eilenriede und die Rotunde der Stadthalle und gingen in der Bahnhofshalle auf und ab, bis zum Einsteigen aufgefordert wurde. Andere kamen mit dem Auto auf endlos langen Ausfallstraßen herein, trafen beim Ernst-August-Platz oder Anzeigerhochhaus auf den Kern der Stadt, glitten in der Wagenkette wie auf einem laufenden Band durch die Georgstraße, lasen im Vorbeifahren an dem berühmten Café: „Kröpcke" und kamen dann wieder an gleichförmigen hohen Hausfronten entlang, bis sie draußen die Norddeutsche Ebene mit ihren Viehweiden und Mooren oder die welligen Ausläufer des Weserberglandes aufnahmen. Bisher legte man bei Hannover nicht unbedingt einen längeren Aufenthalt ein, wie in Nürnberg, Frankfurt, Köln, Bremen. Es galt als etwas langweilig und nüchtern und besitzt nicht so glänzende Anziehungspunkte wie die Nürnberger Altstadt, Goethehaus und Römer in Frankfurt, den Kölner Dom, Rathaus und Hafen in Bremen. Wer Hannover noch nicht kennt oder jeweils nur seinen Geschäften nachging, der sollte einmal länger dort bleiben, nicht nur wegen Herrenhausen, Leibnizhaus und Maschsee, die einzig in ihrer Art sind; es gibt genug des Schönen und Eigenartigen in dieser etwas spröden, aber überaus charaktervollen und lebenskräftigen Stadt.

Obwohl Hannover schon im Hochmittelalter genannt wird und ausgedehnte Altstadtviertel umschließt, wirkt es in seinem Wesen und Bilde doch als eine im guten Sinne moderne Großstadt, deren Antlitz in dem Jahrhundert zwischen dem Wiener Kongreß und dem Ausbruch des Weltkrieges geprägt wurde, eine in allseitiger Entfaltung begriffene Großstadt, die heute auf die halbe Million zugeht. In der ersten Hälfte dieses Zeitraums war es die Hauptstadt eines großen Königreiches, nach 1866 wurde es ein kräftig wachsendes und vielseitiges Landschaftszentrum in den größeren Gebietszusammenhängen Preußens und des Reiches. Ein paar Zahlen verdeutlichen das äußere Wachstum: 1812 hatte Hannover gegen 20000 Einwohner, dreißig Jahre später doppelt soviel, bei der Reichsgründung 87000, um die Jahrhundertwende eine Viertelmillion, gegenwärtig 450000.

Die eine Triebkraft dieser raschen, aber nicht überstürzten und planlosen Entwicklung heißt Industrie und Verkehr, die andere ist politischer Natur, begann mit der Einverleibung Hannovers in Preußen, erreichte einen Gipfelpunkt in der „Ära Tramm" und empfing neue starke Impulse im nationalsozialistischen Deutschland. Das Königreich Hannover war ziemlich abgeschlossen und aus

Die Marktkirche und das alte Rathaus von der Köbelinger Straße aus gesehen

dynastischen Bindungen stark nach England orientiert. Mit der Eingliederung in ein großes Staats- und Wirtschaftsgebiet, dessen Leitung bemüht war, die inneren Widerstände des Welfentums durch fördernde Maßnahmen zu überwinden, weitete sich der Lebensraum und Wirkungskreis der gleichnamigen Hauptstadt dieser Provinz beträchtlich. Zeitlich fiel dieser politische Umschwung in die Epoche, wo durch den Ausbau der Eisenbahnen und die industrielle Entfaltung sich auch im Bereich des Wirtschaftlichen die Großräumigkeit durchsetzte.

Das Leibnizhaus

Auf Hannover kam eines der wichtigsten Achsenkreuze des Eisenbahnnetzes zu stehen, der Ausbau des Mittellandkanals brachte es an eine hervorragende Stelle in der großen Ost-West-Verbindung des Wasserstraßensystems, das Zeitalter des Autos hat seine Straßenspinne wieder zur Bedeutung gebracht und läßt in seiner Nähe mehrere Schnittpunkte von Reichsautobahnstrecken entstehen. Mehr noch als in anderen Großstädten wird hier das Wort Verkehr groß geschrieben, und wer einmal eine Zeitlang in Hannover lebt, erfährt dies am eigenen Leibe.

Im Tiefland spielen ein paar Meter Höhenunterschied oft eine gewaltige Rolle. So legte hier das hohe Ufer der Leine am nördlichen Ende des schon immer verkehrsmäßig sehr wichtigen Leinetalgrabens den Grund zur Entstehung der Stadt und gab ihr zugleich den Namen, der stets an ihren Ursprung erinnern wird. Dieses „honovere" rückt nur sehr allmählich in das Licht der Geschichte und bleibt lange von den mächtigeren und geschichtlich tiefer verwurzelten Städten Hildesheim und Braunschweig beschattet. 1163 geschieht seiner gelegentlich eines Hoftages Heinrichs des Löwen zuerst Erwähnung, und die Welfen halten dann durch Jahrhunderte ihre Hand darüber und darauf. Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts erweitert die Stadt mit niedersächsischer Zähigkeit ihren Umfang und ihre Rechte, aber sie bleibt im Rang noch unter Hildesheim, Göttingen, Einbeck, von Braunschweig ganz zu schweigen. Den großen Wendepunkt bringt das Jahr 1636: Hannover wurde die Residenz des Calenberger Zweiges der Welfen, das Barfüßerkloster an der Leine zum Herzogsschloß umgebaut. Die Erhebung einer Stadt zur Residenz brachte in der Regel Volkswachstum und größeren Wohlstand, schmälerte aber die städtischen Rechte und Freiheiten. Auch Hannover hat dieses Geschick erfahren, aber es nahm dafür teil an dem raschen und glänzenden Aufstieg des Welfenhauses, das 1692 den Kurhut erlangte und von 1814 ab die Königskrone trug. Doch die geschichtlichen Schicksale der Hauptstadt waren von besonderer Art. 1714 übersiedelte der Hof infolge der Erbfolge des Kurfürsten Georg Ludwig auf den englischen Königsthron nach London, und erst von 1837 an war nach der Lösung der Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover die Stadt wieder Sitz des Herrscherhauses bis 1866.

Diese Etappen und Intervalle in der Geschichte Hannovers spiegeln sich auch im Stadtbild. Die Altstadt verkörpert das bürgerliche, vorbarocke Zeitalter. Hier stehen als die ältesten Bauten die drei gotischen Kirchen aus dem 14. Jahrhundert und der originelle stattliche Backsteinbau des Alten Rathauses, Zeugen der ersten stadtbürgerlichen Blütezeit, die dem vermutlich ziemlich alten Leineübergang ein individuelles Profil gab. Einen Höhepunkt der privaten Baukultur brachte das 16. Jahrhundert, dem die hochgereckten spätgotischen Giebelhäuser und der reiche Renaissancezierat an vornehmen Bürgerbauten angehören. In großer Zahl finden sich Fachwerkbauten; eine einheitliche Note nehmen sie im 17. Jahrhundert an, wo der Landesherr zusammen mit dem Großkaufmann Duve die Neustadt angelegt hat. Diese zeigt die langen Fensterreihen in mehreren Geschossen, wie sie auch Braunschweig eigen sind, aber es mangelt ihnen das reiche und buntgemalte Schnitzwerk, das Braunschweigs Altstadtstraßen so reizvoll macht. Gleichwohl besitzt Hannover manchen schönen und kunstvollen Einzelbau; nicht selten steht solch ein altes Haus zwischen den „reichlich geschmacklosen" Bauten der „Hannoverschen Schule", über die so nicht nur der „Dehio" seufzt, sondern auch mehrfach Alfred Lichtwark in seinen Reisebriefen. Ein seltenes Prunkstück stellt die ungemein aufwandreiche Schauseite des Leibnizhauses dar, das mit seinem figurenreichen Erker, den steinernen Schmuckbändern und dem feingegliederten Giebel eine stattlich-schöne Gesamtwirkung hervorbringt.

Der berühmte Universalgelehrte, der von 1676 bis 1716 in diesem wohnte,

Schloß Herrenhausen

gehört schon dem Barockzeitalter an und verkörpert mit diesem Zeitraum seines Wirkens die Glanzzeit des hannoverschen Hofes. Man sagte von ihm, daß er allein eine Akademie gewesen sei; von der Hauptstadt des aufstrebenden Kurstaates aus gewann er fast das Ansehen und den Einfluß eines Souveräns. In dieser Zeit schufen sich auch die hannoverschen Fürsten den glanzvollen Rahmen für ihr herrscherliches Dasein: Schloß und Park Herrenhausen. Ein glückliches Geschick brachte den Herrenhäuser Großen Garten in seinem ursprünglichen Barockgewand, wenn auch stark vernachlässigt und verwildert, auf die Gegenwart. Nach der Erwerbung durch die Stadt ließ diese ihn im Jahre 1937 wieder im alten Glanze erstehen. Den Vordergrund nehmen die aus Blumenbeeten, Rasenflächen und farbigen Kiesornamenten bestehenden Luststücke ein, die sich um den originellen Glockenbrunnen gruppieren; dahinter liegen die heckenumsäumten Bosketts, über die der mächtige Strahl der großen Fontäne aufspringt. Ein wenig abseits stehen im Königsbusch die Barockstandbilder der eigentlichen Schöpferin der Herrenhäuser Gärten und Freundin von Leibniz, der Kurfürstin Sophie, und ihres Gatten, des ehrgeizigen ersten Kurfürsten Ernst August. Und unweit davon wieder öffnet sich hinter verschnittenen Hecken das entzückende Gartentheater mit seinen vergoldeten Figuren, das seit der Wiederherstellung alljährlich sommerlichen Festspielen dient.

Das Herrenhäuser Schloß tritt schlicht und unansehnlich hinter den Parkanlagen zurück. Wer durch die prachtvolle, breite Herrenhäuser Allee, zu deren Seiten der Georgengarten als Park im englischen Stil sich hinzieht, nach Herrenhausen hinausgewandert ist, ist fast betroffen über den bescheidenen Bau, der einst

einem so glänzenden geselligen Treiben Raum bot. In seiner heutigen Gestalt geht er auf G. L. Laves zurück, und mit dem Namen dieses Baumeisters ist die Persönlichkeit genannt, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entscheidend das bauliche Gesicht Hannovers mitgeformt hat. Laves war nicht nur ein bedeutender Architekt des Klassizismus, dem Hannover die heutige Gestalt des Leineschlosses, sein würdig repräsentierendes Opernhaus und einige Palais und tüchtige Bürgerbauten verdankt, er war vor allem auch Städtebauer, der großzügig die Grundlinien des neueren Hannover entwarf, dem breite übersichtliche Straßen und große Plätze das Gepräge gaben. Leider kamen die Lavesschen Pläne nur teilweise zur Ausführung, auch an Hannover ging die epidemische und richtungslose Bauwut des Industriezeitalters nicht vorüber, ja es war eine Zeitlang sogar eine Pflanzstätte schwülstigen Epigonentums, das schon als die „Hannoversche Schule" genannt wurde. Ihr entstammt das pompöse Neue Rathaus, das dem mächtigen Aufschwung Hannovers in der Vorkriegszeit Ausdruck gab.

Um so planvoller hat die Stadtverwaltung seit 1933 den Ausbau der Stadt in die Hand genommen. Diese war schon aus ihrer historischen Entwicklung reichlich mit Grünflächen durchschossen, unter denen das große Waldgebiet der Eilenriede — vielen durch die danach benannten Rennen bekannt —, die Herrenhäuser Gärten und die weiten Maschwiesen, das Überschwemmungsgebiet der Leine, hervorragten. Aus diesen wurde seit 1934 der großzügige Maschsee geschaffen, dem das Strandbad, die große Gaststätte und der Bootssport seine Anziehungskraft geben. Der Maschsee stellt eine städtebauliche Leistung ersten Ranges und eine wirkliche Sehenswürdigkeit unserer Zeit dar. Bei den Kindern sind als Ausflugsziele besonders der Zoologische Garten und der Tiergarten mit seinem Damwild beliebt. Die reichliche Auflockerung Hannovers durch Freiflächen hat ihm den Beinamen der „Großstadt im Grünen" verschafft.

*

Hannover hat als Hauptstadt einer großen Provinz ein vielgeteiltes Behördenwesen und besitzt alle kulturellen Einrichtungen einer echten Großstadt. Im Unterrichtswesen stehen an der Spitze drei Hochschulen, die Technische, die im einstigen Welfenschloß untergebracht ist, die Tierärztliche und die Hochschule für Lehrerbildung. Nicht weniger reichhaltig und eigenartig ist auch das Museumswesen. Reiche Schätze an Gemälden, Erzeugnissen des Kunsthandwerks, vorgeschichtlichen Funden, kirchlicher Kunst, natur- und völkerkundlichen Sammlungen beherbergen das Kestner-Museum und Landesmuseum; der Volkskunde ist das Niedersächsische Volkstumsmuseum gewidmet, den soldatischen Überlieferungen die Heeresgedenkstätte im Leineschloß. Diese ist wie das kürzlich eröffnete Wilhelm-Busch-Museum eine Schöpfung der jüngsten Zeit. Zu des großen Humoristen Geburtshaus im nahen Wiedensahl ist nun in Hannover eine zweite Erinnerungsstätte gekommen, die neben zahlreichen persönlichen Dokumenten und Zeichnungen vor allem auch sein malerisches Werk umfaßt.

Doch Hannover ist nicht nur das politische und kulturelle Zentrum der Provinz, es ist auch ein ungemein vielseitiger Wirtschaftsmittelpunkt von eigenartiger und

Strandbad am Maschsee

scharf ausgeprägter Struktur, die durch eine Reihe bekannter Firmennamen gekennzeichnet ist. Durch seine günstige Mittellage zwischen den überseeischen Einfuhrhäfen und großen binnendeutschen Verbrauchergebieten, im Zentrum eines vielteiligen Verkehrsnetzes, in das ein weites landwirtschaftliches Überschußgebiet und zahlreiche lebendige Klein- und Mittelstädte eingeflochten sind, hat sich Hannover zu einem führenden Standort der Fertigwarenindustrie entwickelt, der eine Fülle der verschiedensten Erzeugnisse herstellt. Der größte und bekannteste Betrieb sind die Continental-Gummi-Werke, ein Mammutunternehmen, von dem ein nicht geringer Teil der Bevölkerung unmittelbar oder mittelbar lebt. Volkstümlich ist auch die Hanomag (Hannoversche Maschinenbau-Aktiengesellschaft), zum mindesten jedem noch erinnerlich durch die kleinen brotlaibartigen Autos, die vor zehn Jahren über die Straßen ratterten und hier und da jetzt noch zu sehen sind. Die Hanomag geht im Kern auf die Egestorffsche Eisengießerei und Maschinenfabrik zurück. Johann Egestorff (1772 – 1834) und sein Sohn Georg (1802 – 1865) gehören zu den weitschauenden Unternehmerpersönlichkeiten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ganze Städteschicksale mitbestimmten. Mit Kalkwerken fingen die Egestorffs an, bald folgten Ziegeleien, Steinbrüche, die Eisengießerei, der Bau von Maschinen und Lokomotiven. Die Erschließung der Steinkohlenfelder des Deister zeigte ihren weiten Blick; auch Salinen, chemische Werke, eine Zuckerfabrik und ein umfangreicher Holzhandel gehörten zu ihrem Tätigkeitsfeld. Bis in den Straßenbau und den Ausbau der Wasser-

straßen hinein ist ihr Wirken zu verfolgen. Wer den Hannoveranern Mangel an Initiative vorwerfen wollte, wäre allein durch die Egestorffs widerlegt. Die hannoversche Wirtschaft kennzeichnet eine gewisse Besonnenheit, der aber die Tatkraft keineswegs abgeht. So haben sich eine Reihe von Betrieben durch ihre Gediegenheit und eine stetige Erweiterung ihrer Erzeugung und ihres Marktes einen Namen gemacht, der weithin bekannt ist. Dazu gehören Günther Wagner mit seinen Farben, Zeichen- und Bürobedarfsgegenständen, die zu einem allgemein bekannten Begriff gewordene Bahlsensche Keksfabrik, die Mechanische Weberei zu Linden mit dem „Lindener Samt", Körting mit Dieselmotoren und Pumpen, um nur die größten zu nennen. Außer der Fertigwarenindustrie hat Hannover mit seiner Umgebung auch an Rohstoffindustrien teil, wozu die Deisterkohlen, Kalk, Salz und das Erdöl des Heiderandes gehören.

Aber diese Umgebung legt auch um die weitläufige Großstadt, die zu den angenehmen und bevorzugten Wohnstädten gehört — bekanntlich hat Hindenburg von 1911 bis 1925 seinen Wohnsitz in Hannover gehabt —, einen wechselvollen Rahmen. Im Südwesten heben sich die Waldhöhen des Deisters, im Nordwesten breitet sich der silberne Spiegel des Steinhuder Meeres, das mit dem Wilhelmstein und seinen Aalen lockt (nicht weit davon liegen Kloster Loccum und Buschs Wiedensahl), nordöstlich beginnen bald die schwermütigen Moore, indes im Südosten auf fettem Bördeboden Weizen und Zuckerrüben gedeihen.

Zum Bild der Stadt gehören aber auch die Menschen. Sie gleichen ihr in manchem; sie sind gediegen, zuverlässig, ruhig und etwas verhalten, von echt niedersächsischem Wesen, wo fremder Zustrom es nicht verwischte. Es liegt ihnen nicht, mehr aus sich zu machen, als sie sind. Aber in einer Epoche glänzt Hannover doch einmal durch seine Menschen, da werden dort im Zeitraum einiger Jahrzehnte eine Reihe bedeutender Männer geboren, und dieser Zeitraum fällt in das Jahrhundert, da Hannover eine stille Stadt war. Die Reihe beginnt mit dem Hainbündler Leisewitz (1752), daran schließt sich Rehberg (1757), der konservative Publizist, zwei Jahre später der Schauspieler Iffland, 1763 der Zeichner Ramberg; 1767 ist das Geburtsjahr A. W. Schlegels, 1772 das seines Bruders Friedrich, bis die Reihe 1777 mit August Kestner schließt, dem Kunstforscher, auf dessen Sammlungen das Kestner-Museum zurückgeht. Und zwischen diese Männer tritt eine Frau, die in die Geschichte einging und in die Herzen vieler Menschen, die Königin Luise, die 1776 in Hannover geboren wurde. Ein berühmter Name steht außerhalb dieser Reihe, der Astronom Friedrich Wilhelm Herschel (1738), der nach England ging, zu dem von Hannover aus so lange sehr enge und mannigfaltige Beziehungen bestanden.

Hannover pflegt treulich die geschichtlichen Überlieferungen, aber es ist dabei eine gegenwartsnahe Stadt, voll Tätigkeit und Wachstum, zäh auf dem Erworbenen beharrend und großzügig planend und handelnd, eine Stadt von großen Möglichkeiten durch ihre Lage und ihr Hinterland, ein großstädtischer Mittelpunkt von starker eigenartiger Kraft, der in einem zwar dicht besiedelten, aber an Großstädten armen Gebiet einen weiten Ausstrahlungsbereich besitzt.

ROLF G. HAEBLER

Die Tänzerin und der Zufall

oder Spiel um Raum und Zeit

Novelle

Seit Jahrhunderten waren die Sümpfe gefürchtet und gemieden: das Fieber lag darin, auf der Lauer nach Opfern, gleich einem schreckenzeugenden Tier, unsichtbar. Ein böser Geist, ein sehr böser, ein Dämon, es waren tausend Dämone in diesen Sümpfen verborgen, lautlos, unheimlich, unvorstellbar — schlimmer als alle die Fratzen und die heimtückischsten Gesichter der Hölle, von denen die Weißen Väter erzählten, sie, die auch die Sprache der Toten in den Ruinen verstanden und die Zeit kannten, da man die Menschen verbrannte zu Ehren der Göttin Tanit. Aber alle mieden die Sümpfe, seit Jahrhunderten wagte keiner sich hinein: Urväter und Enkel, Söhne der Enkel, sie wieder Ahnen ihrer Urenkel, alle hatten sie die Sümpfe gemieden, bis heute. Wie sollten dort auch keine bösen Geister hausen, man weiß es doch: vor tausend, vor zwei-, dreitausend Jahren stand da eine Stadt, eine große, prächtige Stadt mit Tempeln und Palästen, mit Menschen, unzählbar wie die Würmer, welche heute im stickigen Schlamm kriechen; Schiffe landeten einst hier und Karawanen kamen, sie hatten Gold und Edelsteine; Elefanten und Sklaven luden Getreide und Öl, in gewaltigen Krügen, die das Warenzeichen ihrer Handelsgesellschaft trugen, genau so wie die glänzenden blechernen Kannen mit Benzin, welches die weißen Fremden brauchen, um ihre lauten und wunderbaren Wagen zu tränken; die rasen über die Wüste, schneller als das schnellste Reitkamel.

Nach dem Weltkrieg waren die Grafen de Montfort in diese Gegend gekommen. Sie hatten eines Abends, als Jean de Montfort die Bibliothek ihres Schlosses in der Lorraine durchstöberte und eine vergilbte Chronik fand, in den Blättern Aufzeichnungen gelesen, nach denen einer ihrer Vorväter als Kreuzfahrer mit dem heiligen Ludwig in der Gegend jener Sümpfe gelandet war; man schrieb damals das Jahr 1270. Der wackere und fromme Ritter hatte hier gekämpft und war hier gefallen, unweit von Karthago. Aber nun schrieb man schon Herbst 1919.

Die Grafen kamen aus Monte Carlo. Es war sehr schön da unten an der Riviera gewesen. Sie hatten vierzehn Tage in Beaulieu verbracht. Viele dürre Engländerinnen auf dem engen Strandweg bewiesen, daß wieder Friede in Europa war. Aber dann fuhren die beiden Grafen hinüber nach Monte, die Corniche entlang.

Jean de Montfort starrte die kleine Sonitschka an, die am Portal des Kasinos stand — er hatte sie zuletzt in Petersburg gesehen, es war in den Tagen gewesen, da man auf der französischen Botschaft sich erzählte, daß Lenin in einem plombierten Zug durch Deutschland fahre. Der junge französische Militärattaché Graf Jean de Montfort hatte damals die kleine Sonitschka sehr gut gekannt; die kleine, denn sie war zierlich wie ein Kind. War damals noch ein Kind, vielleicht

sechzehn Jahre alt, Tänzerin im Ballett der Kaiserlichen Oper, Tänzerin auch noch, als der Attaché schon mit Kerenski in der französischen Botschaft soupierte und ihn zwischen Käse und Früchten ermunterte, noch einige Millionen Russen für die Demokratie zu opfern; Paris werde es ihm nie vergessen. Aber dann kam doch das Chaos. Der Wirbel jener Tage verschlang auch die kleine Tänzerin, und es kam auch der Tag, da der Genosse Außenkommissar dem Grafen von Montfort einen Paß überreichte. Das war nun schon einige Jahre her, eine fast unvorstellbar lange Zeit schien es den beiden hier am Eingang der Spielbank.

Jean stellte seinen Bruder vor, Jacques de Montfort. Dann gingen sie alle drei in den Spielsaal. Sie schauten an einem der Roulettetische eine Weile zu. Sonitschka kannte das Spiel sehr gut, die beiden Brüder hatten nur oberflächliche Kenntnisse, und Sonitschka kam sich sehr wichtig vor, als sie Jean die Geheimnisse ihres Systems erklärte, mit Cheval und Carrée, Transversale und Colonne; von großen und kleinen Chancen erzählte, von Limit und Serie und von dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit. Jean aber warf, einer Laune folgend und um der kleinen Sonja zu imponieren, plötzlich einen Tausender auf das Datum ihres Geburtstages: es war der dreizehnte, er wußte es noch. Sonitschka schlug entsetzt die Hände zusammen, solch ein Wahnsinn! Aber da rief der Croupier schon sein „Rien ne va plus!“, und die Kugel rollte nach einigem Überlegen in die Zahl 13. Jean packte sein Bündel Noten und die Chips, warf den Croupiers einen Schein hin, hörte noch ihr: „Merci, Monsieur!“ ging weg, gefolgt von der sprachlosen Sonitschka. Glücklicherweise fuhr schon am anderen Morgen der Dampfer nach Tunis. Das Geld war vor allen weiteren Versuchungen gerettet.

Am Kai stand die kleine, zierliche, hübsche Sonitschka. Sie wäre gerne mitgefahren. Aber Jean hatte sie nicht aufgefordert. Und er war doch einst so nett gewesen, sie hatten sich so gut gekannt, sagen wir es ruhig: er war ihr erster Freund. Und jeden Wunsch hatte er in ihren Augen gelesen, hatte ihn erfüllt. Die kleine Sonja fühlte sich nun sehr einsam und verlassen da am Kai, als der weiße Dampfer hinausfuhr. Es war immer noch eine schlimme Zeit. Fast hätte sie geweint. Aber da kam Ihre Hoheit vorüber, Großfürstin Maria Pawlowna, und Sonitschka versank in einen tiefen Hofknicks, genau wie sie es einst gelernt hatte, als Väterchen Zar noch regierte.

Die Brüder standen an der Reling und schauten nach der Küste hinüber, die allmählich aus ihrer bunten Vielfältigkeit zur blauen, fernen Kulisse erstarrte.

Jacques unterbrach das Schweigen.

„Das war toll von dir, gestern abend. Tausend Francs!“

Jean lächelte. „Was willst du – es war doch das Richtige! Das ist vielleicht das Einzige, was ich von den Russen gelernt habe: entweder – oder! Die Knute oder die Brüderlichkeit. Entweder ist man Großfürst, Diktator, Machthaber – oder man ist Muschik, Prolet, Vagabund. Entweder säuft man oder man wird Asket. Und im Grunde ist auch das nicht wichtig, ob man das eine oder das andere ist. Ob man gewinnt oder verliert. Eh bien, ich habe gewonnen. Warum, wozu? Wir werden es noch erfahren.“

Der Dampfer fuhr mit klarem Kurs nach Süden. Es war eine belanglose

Fahrt. Die Reise der beiden Brüder nach Tunis, zufällig angeregt von jener Chronik, wenn man von einem Zufall sprechen will, hatte kein sonderliches Ziel. Sie hätten nach ihrer Meinung ebensogut anderswohin fahren können. Die Reise sollte Abwechslung und Erholung bringen, nach den Jahren des Krieges. Vielleicht war bei Jacques auch der Wunsch lebendig gewesen, wieder einmal Nordafrika zu sehen, sicherlich hatte das mitgesprochen — er hatte ursprünglich Landwirtschaft studiert, ging aber dann einige Jahre als Offizier nach Algier und Tunesien. Jean, der Jüngere, war Ingenieur. Im Weltkrieg hatten die Brüder zuerst an der Ostfront, Jacques später im Orient gekämpft, und Jean war Anfang 1915 einer französischen Militärmission nach Rußland zugeteilt worden. Er blieb dann in Petersburg, bis die neuen Herren in Moskau die fremden Ingenieur-Offiziere heimfahren hießen — die schönen Tage von Petrograd waren ohnehin längst vorbei, die Tage mit seinem russischen Freund, dem General Baron Oleschkin, und die Nächte mit seiner Freundin Sonitschka. Jean fuhr nach Paris zurück. Dort arbeitete er dann als Ingenieur in der Zentrale für den Wiederaufbau der Departements im Osten. Sein Bruder war auf Schloß und Gut in der Lorraine zurückgekehrt. Nun war ein Jahr vorbei, seit Kriegsende. In der Bibliothek des Schlosses hatte Jean, als er über Wochenende kam, jene Chronik entdeckt und dem Bruder vorgeschlagen, im Herbst gemeinsam nach Tunis zu fahren.

Als sie, eine Woche nach dem Erlebnis in Monte, einen Ausflug in die Landschaft von Utica machten, kamen sie an den Sümpfen vorbei, und das Interesse des Landwirts wie des Ingenieurs wurde wach. Sie sahen sofort Möglichkeiten wertvoller Kultivierung. Man war sehr rasch entschlossen; als einstige Militärs liebten sie knappe Entscheidungen. Der Boden war lächerlich billig; sie stellten fest, daß der unvermutete Spielgewinn ausreiche für den Landkauf, für die Dränage und die ersten Baulichkeiten; besser konnte man das gefundene Geld nicht anlegen: außerdem steckte man sich ein Ziel.

Und nun war alles erledigt. Die Besuche gemacht, die Akten geheftet, gestempelt, Gebühren bezahlt. Der Rat im Kolonialministerium hatte den beiden Grafen, seinen Vettern, alles Gute gewünscht. Ihr Wagen fuhr über den Boulevard des Italiens. Die beiden Brüder Montfort schauten noch ein letztes, vorläufig letztes Mal die Menschen, die mit der gemächlichen Eile des Parisers irgendwohin gingen: Geschäfte machen, zu einem Rendezvous, zum nächsten Metroabstieg, nach Hause; sahen die anderen, die an den kleinen Tischen saßen, einen Kaffee tranken oder ein Aperitif und Zeitungen lasen. Es war ein Regierungswechsel erfolgt, der Kolonialminister hatte abgedankt, aber das berührte selbst die Brüder Montfort kaum — sie waren bei dem Sektionschef für Tunis gewesen, ihrem Vetter, dem ruhenden Pol in der politischen Erscheinung Flucht, Radikalsozialist mit einiger Neigung zur Rechten, Freimaurer des 31. Grades in der Grande Loge de France und Verfasser einiger Bücher über die Geschichte Karthagos; auf seinem Schreibtisch im Kolonialministerium stand das Spielzeug eines kleinen punischen Kindes: er hatte es in den Kellern eines Tempels der Tanit gefunden, neben den Knöchelchen, die von dem Kind übriggeblieben waren, als man es der Göttin opferte. Und die Brüder Montfort hatten dem Vetter ver-

sprochen, bei ihrer Dränage sorgfältig auf Funde zu achten – Wissenschaft, Wirtschaft und persönliche Interessen waren in glücklichster Harmonie.

Das erste Jahr war sehr schwer. Dann standen die Häuser, die Äcker begannen rasch Frucht zu tragen, durchrieselt von dem Wasser, das von Jeans Maschinen der Tiefe entrungen wurde. Weite Plantagen voll Ölbäumen dehnten sich, sie bedurften nur der Ordnung und richtiger Pflege. Jacques, der Landwirt, war stolz. Hier war einst die Kornkammer Roms gewesen, und nicht nur dies: auch der große Tank, aus dem die Patrizier und Plebejer ihr vieles Öl bezogen. Hier standen vor zweitausend Jahren jene riesigen Wälder von Ölbäumen mit den großen Mühlen, in denen man die Frucht preßte, die großen Zisternen, in denen man das Öl sammelte; Rohrleitungen liefen, quer durch das Land, zum Meer hin. Sie speisten die riesigen tönernen Gefäße in den Tankschiffen der karthagischen Reeder. Reich und stolz und mächtig saßen die Handelsherren in den siebenstöckigen Häusern der punischen Wallstreet und häuften karthagische Devisen, sorgfältig gearbeitetes Ledergeld, das auf jedem punischen Handelsplatz, das in der ganzen Welt seinen festen Kurs hatte. Sie veranstalteten dem Volk große Spiele, Wettkämpfe, Wagenrennen, hatten ihre Champions, die besser bezahlt waren als moderne Rennfahrer, ihr Geld rollte überall, in der Wirtschaft, in der Politik, in der Kultur. Die beiden Brüder Montfort fanden zuweilen, wenn sie mit dem Credit Lyonnais korrespondierten, daß sich wenig in der Welt geändert habe in den dreitausend Jahren. Das Geld war geblieben, ob Leder oder Papier oder gar Gold, ist gleich; die Kriege waren geblieben, die Revolutionen.

Baron Oleschkin, General der kaiserlich russischen Armee, der soeben über den Stand der Meliorationsarbeiten in Abteilung 14 A berichtete, war der gleichen Meinung. Zuweilen sind die Geschicke der Menschen recht seltsam, gewiß. Damals, als Graf Jean de Montfort noch in Petersburg sehr schöne, sehr ausgedehnte, sehr ausgelassene Abende mit dem General verbrachte – es war zwar Krieg, einige hunderttausend Russen waren gestern von dem deutschen Oberbefehlshaber von Hindenburg gefangengenommen worden, zehntausende gefallen, nun, Rußland ist groß und Petersburg war weit – tolle Abende, die kleine Sonitschka tanzte, Rasputin kam spät noch, soff und tanzte, wild, ekstatisch, Teufel und Gott – nun, damals hätten Jean de Montfort und Baron Oleschkin gelacht, würde ihnen einer etwas von der Arbeit auf dem Feld 14 A erzählt haben. Aber nachdem, es war das undenkbar lange her, was lag doch alles dazwischen, nachdem 1920 auch die Armee Wrangels gescheitert war, kamen viele weißgardistische Offiziere nach Tunesien. Auch der General Baron Oleschkin war dabei, und es war vor dem Hotel Esplanade in Tunis. Da saßen die beiden Grafen Jean und Jacques Montfort und unterhandelten mit einem Herrn aus Marseille über eine Ladung Frühgemüse, das schon zwei Tage später von den unsterblichen Weibern der Halles de Paris feilgeboten werden sollte. Es kam ein älterer Herr an den Tisch und bot arabischen Schmuck an, der entweder aus dem Rheinland oder aus einer englischen Fabrik stammte. Es war General Oleschkin. Das Einzige, was der Baron aus der Revolution gerettet hatte, war sein Bart,

ein schöner Großfürstenbart, daran erkannte ihn Jean. Der alte Herr setzte sich und weinte.

Jean bot ihm Arbeit auf dem Gut an, einen Aufseherposten. Der General griff mit zitternden Händen in seine Tasche, zog Tabak und Papier heraus, drehte eine Zigarette, lächelte, lachte: Ja, selbstverständlich. Der Mutter Gottes von Kasan sei Dank!

Die Montforts hatten Mangel an gebildeten Arbeitskräften – es war eine herrliche Gelegenheit. Der General rief seine Kameraden in Tunis, es war über ein Dutzend. Sie fanden alle Unterkunft auf dem Gut: Admirale, Obersten und Unteroffiziere, Adel und Bourgeois, Junge, Alte, nun alle Emigranten des Bolschewismus. So entstand auf der Siedlung der beiden Grafen eine kleine Kolonie von Männern, die ebenso tapfer, wie sie den Krieg gegen die Mittelmächte und die Konterrevolution gegen die Rote Armee durchgekämpft, nun den Kampf ums tägliche Brot fochten; Soldaten mit dem Spaten, Soldaten des Friedens; Soldaten, die um eine neue Heimat kämpften. Und in ihrem Herzen die alte Heimat bewahrten. Des Abends sangen sie ihre Lieder, tanzten ihre Tänze, hatten ihren Samowar und ließen aus Paris sich russische Frauen kommen.

Im dritten Jahr erschien eines Tages Graf de Beauroque und Abbé Molarde von den Weißen Brüdern und baten die Montforts, auf ihrem Grund Ausgrabungen vornehmen zu dürfen. Sie vermuteten hier wertvolle Funde punischer Überreste.

„Sicher", meinte Jean, „Sie werden allerlei finden, sehen Sie, hier ist mein Museum!" Und er führte die Gelehrten zu einer Baracke, in der allerlei Töpfe, Münzen, Scherben, behauene Steine, Schmuck und altertümliche Geräte aufgestapelt waren. Das alles hatte der Boden in den Abteilungen 1 – 24 hergegeben. Was den Grafen wichtig und wertvoll erschien, hatten sie aufbewahrt, und Jean brachte mit Hilfe einiger archäologischer Bücher sogar einige Ordnung in die Beute, die er den bösen Geistern der Sümpfe entrissen hatte.

Die Gelehrten gingen an die Arbeit, die wie jede Arbeit verstanden sein wollte. So gingen einige Monate dahin. Die Forscher entdeckten wichtige und weniger wichtige und unwichtige Dinge. Jacques beaufsichtigte seine immer weiter fortschreitenden landwirtschaftlichen Arbeiten. Jean betreute die Maschinen. Am 11. März wurde überraschend Besuch für übermorgen angesagt, hoher Besuch von der Riviera: Großfürstin Maria Pawlowna von Rußland, der Herzog von Clermont, Prinz und Prinzessin de Faucigny und Baron und Baronin Rodolphe d'Erlanger.

Jean war etwas überrascht, als er in dem Brief, den ihm der Sekretär der Fürstin, auch ein alter Freund der Petersburger Jahre, schrieb, den Namen der kleinen Sonitschka las. „Sieh da", dachte er, „La petite!" Sie war Kammerzofe bei der Großfürstin geworden.

Jean lächelte. „Nun, wenn ein kaiserlich russischer General Lohnlisten führt und faule Araber persönlich prügelt, warum soll da meine nette kleine Freundin nicht Kammerzofe sein – es gibt Tänzerinnen, die Fürstinnen werden, und Fürstinnen, die im Scheinwerferlicht eines Variétés tanzen. Vermutlich wäre der

Kreuzritter, dessen später Nachkomme zu sein ich die Ehre habe, nicht minder erstaunt, würde er aus seinem Grab, das ihm der heilige Ludwig, König von Frankreich, hier schaufeln ließ, heraussteigen und mich an der Pumpe und Jacques im Feld arbeiten sehen."

Jean freute sich sehr auf das Wiedersehen mit Sonitschka. Schließlich, hatte sie nicht sogar ein gewisses Anrecht darauf, hier zu sein? Es war zu einem Teil doch auch ihr Verdienst, daß er hier saß. Es schien ihm freilich ein wenig lächerlich, Dankbarkeit oder vielmehr Reue über mangelnde Dankbarkeit zu fühlen, für eine Tat, die Zufall war. Aber was ist Zufall in diesem Leben, das wir alle führen? Zufall, daß er vor dem Hotel Esplanade den General traf? Nur Zufall, daß die kleine Sonja Kammerzofe der Großfürstin wurde, statt in einem Pariser Vorstadtlokal zu den Weisen einer Emigrantenkapelle zu tanzen, und nun kam? Zufall gar, die Sache mit der Dreizehn?

„General", sagte er zu Oleschkin, als er ihn eine Stunde später traf, „glauben Sie an Zufall?"

Der Baron fuhr durch seinen Großfürstenbart und zog die buschigen Augenbrauen hoch. „Ich dürfte nicht mehr an Mütterchen Rußland glauben, gäbe es einen Zufall", erwiderte er. „Sehen Sie, Graf, entweder ist alles, was wir tun, was wir erleben, was geschieht, ist die ganze Weltgeschichte ein Zufall oder alles hat seinen Sinn. Wir verstehen manchmal, wir verstehen meistens den Sinn nicht oder verstehen erst viel später!"

„Richtig, lieber Oleschkin. Es gibt Dinge, die erst nach Monaten, nach Jahren den Sinn ihres Zusammenhanges offenbaren. Ich habe das erlebt."

„Haha!" lachte der General mit seinem tiefen Baß, „was wollen ein paar Jahre heißen?! Sagen Sie Jahrzehnte, Jahrhunderte! Der Zufall ist das Glied einer unsichtbaren Kette, einer mystischen Kette in Raum und Zeit – ich muß mich verbessern, lieber Graf, ich habe vorhin einen Unsinn geredet, es ist auch schon verflucht heiß – nun, Sinn und Zufall sind gar kein Widerspruch. Nur unsere lächerliche Angewohnheit, in kleinem Raum und in winziger Zeit zu denken, äfft uns, Mütterchen Rußland ist, beispielsweise, alt, und unsere Steppen sind weit, während für Ihre Pariser Sensationspresse vierundzwanzig Stunden schon eine Ewigkeit sind, aber der Weg vom l'Arc de Triomphe bis zur Gare du Nord ist für einen echten Pariser eine Reise, nicht wahr?"

Jean lächelte. Ach ja, Paris ... Aber der General hatte recht. Er war hier in Tunis von der Hauptstadt Frankreichs nicht weiter entfernt, mit dem Flugzeug gemessen, als einst le Roi in Versailles vom Louvre. Was ist da Raum, was Zeit?

Oleschkin wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Eh bien, da unten ruhen die Menschen vor zweitausend Jahren. Sie, mein lieber Graf, tragen da einen Ring, in dessen Stein mit einem alten magischen Zeichen Kräfte hineingezaubert wurden. Vor Ihnen trug vielleicht ein Herr vom punischen Adel den Ring – und dazwischen liegt ... nichts! Eine Zahl, die wir als Zeit registrieren, was heißt das für den Stein und seine geheimnisvollen Kräfte? Er verschläft die Zeit. Sie sind der Nachfolger, das allein ist wirklich für die Macht im Ring. Denn sie wirkt nur auf das Lebende."

Der Graf sah den General erstaunt an. „Ja, glauben Sie ...?"

„Ich? Nein. Aber die Karthager glaubten. Und was man glaubt, ist wirklich. Für Sie ist es ein Zufall. Aber auch er hat seine Ursachen, nicht wahr?" Baron Oleschkin wischte schon wieder den Schweiß von der Stirn. Es wurde allmählich sehr warm. Graf de Montfort bot ihm eine Zigarette an. Sagte dann: „Lieber Freund, das alles ist mir zu mystisch. Ich bin Ingenieur. Wenn ich schon glaube, dann nur an Kausalität."

„Natürlich, natürlich, haha!" dröhnte Oleschkin. „Was die Gelehrten so Kausalität nennen — richtig, ganz richtig. Aber daß Sie an mich so philosophische Fragen stellen, verehrter Graf, statt sich nach der schadhaften Rieselanlage zu erkundigen, das hat doch auch seine Ursache? So hat alles seine Ursache, ist alles verkettet in Ursache und Wirkung, in Grund und Folge. Wo bleibt da Platz für den Zufall? Nein, wir sind alle gebunden, tiefer, als wir wissen, lieber Graf, weiter im Raum und weiter in der Zeit, als wir ahnen. Übrigens, Andrej ist schon wieder betrunken, was machen wir da nun?"

Jean lachte. „Etwas rasch, dieser Übergang, General, und, wirklich — wo steckt die Kausalität Ihres Gedankensprungs?"

Der General schmunzelte. „Voilà, so einfache Dinge begreifen Sie nicht — und wollen den Zufall verstehen! Ich habe einmal ein Buch gelesen, da stand, die Franzosen seien allesamt Logiker. Nun, da verstehen Sie natürlich nicht, was der besoffene Andrej mit mystischer Kausalität zu tun hat!"

„Schön, dann ist das eben russisch — aber ich wollte Ihnen etwas anderes sagen, etwas sehr Russisches sogar. Übermorgen bekommen wir Besuch, ganz großen Besuch: Großfürstin Maria Pawlowna kommt!"

Der General strahlte. Jacques ordnete an, daß an diesem Tag alle Russen auf dem Gut arbeitsfrei sein sollen. Aber der Besuch der Großfürstin war ihnen weit mehr als nur ein Feiertag: Mütterchen Rußland schien zu erwachen, und die alten Soldaten holten ihre Uniformen aus der Kiste, putzten sie auf, hingen, ein wenig wehmütig und ein wenig stolz, die Orden an die Brust, formierten sich tadellos in Reih und Glied, erwarteten ihre Großfürstin. Sie kam, reichte jedem die Hand, der Armen liefen die Tränen über die Wangen, und die alten Krieger weinten, es war in diesem Fall keine Schande zu weinen. Die kleine Sonitschka vergaß ganz, Jean, ihren einstigen lieben Jean, anzulächeln. Sie brach aufgeregt in Tränen aus und warf sich ihm schluchzend an den Hals. Das war ein grober Verstoß gegen jede Etikette. Aber auch in diesem Falle war es keine Schande, gegen die Etikette zu verstoßen.

Und dann sollten die Gäste hinaus auf das Trümmerfeld, wo die Archäologen den Schutt der Jahrtausende mit der Technik des zwanzigsten Jahrhunderts untersuchten: Photo, Film, Chemie gehörten ebenso dazu, wie die spezialisierte Wissenschaft von Geschichte, Geologie, Mineralogie, Sprachkunde, Schriftkenntnis und Wissen um Religion und Kult und Münzen und Wirtschaft. Eben, als der Wagen der Fürstin vorfuhr, kam der Vorarbeiter de la Rocca herbeigelaufen, sehr erregt und wichtig, und meldete den Fund eines Grabes.

Nun muß man wissen, daß es für die Schatzgräber der Wissenschaft kaum

etwas Wichtigeres gibt, als ein Grab. Ein Grab, das heißt ja nicht nur ein Skelett, das ist das unwichtigste dabei, es bedeutet Schmuck, Münzen, heilige Wahrzeichen, Inschriften, lauter wichtige Dinge. So wichtig das alles, daß man die Begrüßung der übrigen Gäste sehr rasch erledigte, zur Fundstelle mehr rannte als ging, soweit die Wagen nicht ausreichten, die Forscher voraus, die Fremden interessiert hinterher.

Man hatte einen steinernen Sarkophag freigelegt; nun galt es zunächst, den Deckel zu heben. Abbé Molarde schätzte den Sarg aufs 5. oder 6. Jahrhundert vor Christus. Die Hebel und Flaschenzüge wurden angebracht, und acht Mann mußten antreten. Die Photoapparate wurden aufgestellt, und Maurice Kellermann von Pathé News richtete seinen Kurbelkasten. Endlich hob sich der Deckel. Das Innere glänzte voller Gold, und in diesem Glänzen lag das Gerippe. Sorgfältig entfernte man die Verwesungserde. Dann wurde gezeichnet, notiert, geknipst. Da lag nun das Gerippe eines Mädchens, sie war, als sie starb, nur anderthalb Meter lang gewesen und hatte das zwanzigste Lebensjahr noch kaum überschritten: das war vor etwa fünfundzwanzig Jahrhunderten. Neben ihr standen Tränenkrüglein und Duftfläschchen. An Schmuck fand man: goldene Ohrringe, goldene Ketten, goldene Anhänger. Hundertfünfzig goldene Sterne schlangen sich aufgereiht um den Hals des Mädchens, als man sie in den steinernen Sarg legte. Auch ein goldener Ring war da, mit ägyptischen Hieroglyphen: Abbé Molarde schrieb ihn der Regierungszeit des Königs Thotmes III. zu. Ferner war da ein Skarabäus mit einem eingeschnittenen Männerantlitz; vielleicht war es der Freund des Mädchens gewesen. Dann lagen noch bronzene Zimbeln da, woran man feststellen konnte, daß die Tote eine Tänzerin war. Einer Inschrift auf einem Bleitäfelchen konnte man sogar entnehmen, daß die Tänzerin, eine Art Priesterin der Göttin Tanit, an einem 13. März, an ihrem Geburtstag gestorben war.

Die kleine Tänzerin der Tanit mußte sehr, sehr beliebt gewesen sein; der Abbé, der die Erläuterungen gab, meinte, außer den ägyptischen Königsgräbern habe man bisher in Afrika kein so reiches Grab gefunden. Es war eine erstaunliche Beute. Maurice Kellermann kurbelte daraufhin noch eifriger als zuvor. Die Kodaks der Gäste knipsten alle ihre Filmrollen ab. Die Archäologen strahlten. Die Großfürstin und die übrigen Gäste schauten voll Neugier und mit einem kleinen Schauer den Schmuck und das Gerippe. Die kleine Sonitschka aber wurde plötzlich sehr bleich, die Baronin d'Erlanger mußte sie stützen.

Allmählich wurde man auf sie aufmerksam, und kaum hatte man ihr blasses Antlitz, ihre erschrockenen Augen, ihre zitternden Hände gesehen, so wußte schon jeder, der sie kannte: war Sonitschka nicht auch eine Tänzerin gewesen? War sie nicht auch kaum anderthalb Meter hoch, kindhaft zierlich, war sie nicht knapp über zwanzig Jahre alt? Hatte man sie nicht ebenso beschenkt, einst, da in Petersburg noch die Rubel rollten, Champagner schäumte, Nächte strahlten, hatte sie beschenkt mit Ketten, Ringen, Edelsteinen, Gold?

Jean erschrak — er wußte noch mehr, er las es in den entsetzten Augen der kleinen Sonitschka, auch sie wußte es: heute war der 13. März, heute war ihr Geburtstag! Und mit der Dreizehn hatte er damals in Monte Carlo gewonnen,

mit diesem Geld hier das Land, das Grab gekauft – seltsam! Alles war so, genau so, erschreckend genau so, wie bei dieser kleinen Tänzerin der Tanit. Ein paar der russischen Offiziere sahen sich schweigend an. Auch sie wußten um das Seltsame, das sich hier am Grab der Tänzerin abspielte. Sie hatten in den zwei, drei Jahren mancherlei erfahren, wenn man mit den Archäologen zusammensaß, abends, die Sterne wanderten durch ihren Raum, durch ihre Zeit, und man erzählte, und die Eingeborenen erzählten von den bösen Geistern der Sümpfe, von der großen Stadt des Moloch, von Tanit, der Göttin des Mondes und der Lust. Sie wußten um den Taumel tänzerischer Feiern eines seltsamen Kultes vor mehr als zweitausend Jahren – und wie war das doch mit Sonitschka gewesen? Damals, vor unvorstellbar wenigen Jahren, in Petersburg, im alten Petersburg – hatte man nicht auch von der kleinen Tänzerin erzählt, daß sie zuweilen im rasenden Taumel alles preisgab, was eine Frau, ach, ein Mädchen noch, preisgeben konnte, wie war das doch? Tauchte nicht irgendwie, blaß, dunkel, drohend, besessen, die Maske Rasputins auf – so müssen auch die Priester der Tanit ausgesehen haben, Berauschte eines asiatischen Kultes, fähig zu jeder Inbrunst des Glaubens und der Verworfenheit. Mehr noch, mehr: von Sonitschka hatte man einst erzählt, sie gehöre zu jenem engsten, geheimsten Kreis um den Propheten des Zaren, Wundermann des Zarewitsch, unheimliche Macht, die alle Kerker öffnen konnte, zu dem Kreis, der verstrickt war in die gläubig rasende Lust der Tanzgelage jenes Priesters, der die Sünde predigte und die Sünde tat, um selig zu werden – war dies nicht auch Baal, Moloch, Tanit?

Jean de Montfort eilte zu Sonitschka. Er stützte sie, trug das bleiche Mädchen zum Wagen, ließ erregt den Motor anlaufen, das aufheulende Knattern war beinahe eine Beruhigung, man wußte wieder, wir leben im Zeitalter der Technik, exakter Wissenschaft, es gab Ärzte, Chinin, Spritzen. Der Wagen raste davon. Auf dem Gut brachte man Sonitschka sofort zu Bett. Es kam der Arzt.

Der Arzt sah bestürzt die kleine Tänzerin. Horchte sie ab. Sonitschka hatte hohes Fieber. Unter ihren geschlossenen Augen lagen bläuliche Schatten. Die Beine waren eiskalt und feucht. Der Arzt, ein Mann, der seit langem hier ansässig war, kannte dies Fieber sehr gut. Er hatte einen gelehrten Namen dafür. Aber was soll das heißen – es war genau so viel oder so wenig, wie wenn einer der Eingeborenen sagte: es ist der böse Geist, der aus den Sümpfen der Toten aufsteigt, immer noch, immer noch! Das Herz der kleinen Sonitschka schlug rasend, so rasend muß jene Tänzerin ihre Zimbeln geschlagen haben, wenn das Volk schrie und sich wand im heiligen Taumel der entfesselten Tänze der Tanit. Jean wich nicht vom Lager der Tänzerin, der anderen, der kleinen Sonitschka – sah er nun nicht jenem Manne ähnlich, der auf dem Karneol eingeschnitten war? Man gab Sonitschka Chinin, ein chemisches Präparat, das die moderne Wissenschaft in großen Mengen herstellt: möglich, daß auch die Zauberer und Priester der Tanit Karthagos, einer in vielem doch sehr kultivierten Millionenstadt, ebenfalls einst aus alkaloidhaltigen und hydrochloriden Pflanzen ein Pulver oder einen Trank herstellten, den sie ihrer geliebten Tänzerin gaben, die Glut des fiebrigen Feuers in dem entzückend kindlichen Körper zu löschen. Man weiß, es war ver-

gebens. Die kleine Tänzerin der Tanit starb trotzdem, starb am 13. März, an ihrem Geburtstag, in einem unbekannten Jahr; man kann sagen, es sind jetzt etwa zweieinhalbtausend Jahre.

Kurz vor Mitternacht, noch am 13. März, verschied auch Sonitschka.

Die Tänzerin vom ehemaligen Kaiserlichen Ballett oder, wenn man dem Gerede glauben will, Rasputins liebste Tänzerin, die kleine, kindhaft zierliche Freundin des Grafen Jean de Montfort, wurde unfern jenes Grabes bestattet. Es war eine sehr feierliche Beerdigung. Die Weißgardisten zogen wiederum ihre Uniformen an. Die vornehmen Gäste waren aus Tunis herübergekommen, und ein Pope, der in der Nähe in der Verbannung lebte, wie Hunderte von Popen in der ganzen Welt, vollzog die Feier nach den Riten der orthodoxen Kirche. Jean hatte sich die Zimbeln aus dem Grab der keinen Punierin vorbehalten; er legte sie in den Sarg der Tänzerin Sonitschka, neben ihre feinen, schmalen, langen Hände, genau an die gleiche Stelle, wo sie auch bei dem Mädchen der Tanit, weit über zweitausend Jahre, gelegen hatten.

Am Tag nach der Beerdigung stand Graf Jean de Montfort beim General, draußen im Feld. Es war noch sehr früh, aber schon fing es an, warm zu werden. Um diese Zeit ist in Rußland noch dunkler Winter, in der Lorraine freilich zwitschern schon die ersten Vögel. In Paris fuhr man eben das Gemüse von dem tunesischen Gut der Grafen Montfort an, im Hafen von Tunis bestieg etwa zur gleichen Stunde die Großfürstin das Schiff, das sie nach Nizza brachte, in Monte hörten die Croupiers auf, ihr monotones Rien ne va plus! auszurufen, und der Forscher Graf de Beauroque stand soeben auf, um seine Notizen zu ordnen. Der Fund des Grabes der Tänzerin war eine wertvolle, wissenschaftlich ungemein wertvolle Bereicherung seiner karthagischen Studien, er konnte manches ergänzen. Selbstverständlich wird der Vetter der beiden Grafen, der Sektionschef im Kolonialministerium, er schlief zu dieser Stunde noch an der Seite seiner nicht sehr hübschen, aber vermögenden Gattin, die Veröffentlichung des jungen Forschers mit großem Interesse lesen und dafür sorgen, daß das Nationalmuseum einige der Funde ankauft.

Der General räusperte sich. „Seltsame Sache, das“, sagte er schließlich. „Ich denke an unser Gespräch neulich. Seltsame Zufälle.“

„Der Arzt sagt, sie habe sich irgendwie einen Fieberkeim zugezogen; es sei ganz klar, der übliche Verlauf, nur beschleunigt durch ihre Konstitution — zu viel geraucht, zu viele Nächte, Nerven und Körper zu rasch verbraucht“, sagte Jean.

„Selbstverständlich, ist ganz richtig, was der Arzt sagt. Alles Kausalität. Wird mit Andrej eines Tages genau so kommen — der Kerl ist schon wieder betrunken!“

„Vielleicht“, meinte nach einer Weile der Graf nachdenklich und etwas zögernd, „vielleicht mag es mit Andrej so sein, daß er im Rausch eine Erlösung sucht — wie sagten Sie doch neulich: ein Sichlösen von der Kette der mystischen Kausalität in Zeit und Raum ...“

General Baron Oleschkin, der Aufseher, lachte. „Sie sind eben doch ein Logiker, Graf. Bleiben Sie es, es ist so besser für Sie!“

Letzte Begegnung

Zum Tode von Rudolf G. Binding

Eine dienstliche Besorgung führte mich in der letzten Juliwoche nach München. Zu Privatem blieb da wenig Zeit, zumal die Albrecht-Altdorfer-Ausstellung, die gewaltige Fuge des Münchner Kunstsommers, noch ihr Recht forderte. Doch durfte ein telephonischer Anruf in Starnberg bei Rudolf G. Binding, wenigstens „um guten Tag zu sagen", nicht vergessen werden. Den Dichter freute das Gedenken, doch meinte er geradezu gebieterisch, es sei ausgeschlossen, daß ich Deutschland wieder verlasse, ohne ihn „von Auge zu Auge" gesehen zu haben. So kam ich denn doch, an einem sonnabendlichen Nachmittag, als das Licht goldig-milde über dem See und den Bergen stand, zu ihm. In kurzer Hose und Sporthemd trat er, etwas steif, aber fest und aufrecht, zur Begrüßung heraus. Er war gerade vom Arbeitstisch aufgestanden, auf dem sich schon viele säuberlich geschriebenen Foliobogen der neuen Erzählung, die in der Renaissancezeit spielt, häuften. „Wie geht's und was macht Paris?" war seine erste Frage. Und um es nur ja nicht zu vergessen, suchte er zunächst seine letzte, abgeschlossene Erzählung „Die Perle" hervor, um sie mir als Gastgeschenk, wie er hineinschrieb, zu überreichen. Das kleine neue Meisterwerk spielt nämlich im Paris der Vorkriegszeit und endet mit dem bezeichnenden Satz: „Nun ja, die Welt besteht aus merkwürdigen Menschen." Am großen runden Ziegeltisch im Garten ließen wir die merkwürdigen Menschen, die seit seinem letzten Besuch in Paris, genau vor einem Jahr, an uns vorbeigegangen waren, im Geiste erneut an uns vorüberziehen. Dabei zeichnete er manch einen genauer und ausführlicher, als er es früher zu tun pflegte. Man spürte deutlich seine große Not um viele Menschen und die Folgen ihrer unüberwachten Handlungen.

Bei Tisch gedachten wir Frankreichs und seiner Küche. Jeder Leckerbissen, den er in Paris gegessen hatte, war ihm im Gedächtnis haften geblieben. Besonders aber der Korb frischer, duftender Waldhimbeeren und der Steinkrug eingedickter Sahne, die man ihm im „Coq-Hardi" gereicht hatte. Er lobte das gute Essen als empfindsames Mittel, um kultivierte, feinfühlige Menschen in ihrer geistigen Regsamkeit zu fördern und um die Formgebung der Gedanken zu erleichtern. Dabei ließ er die Frage offen, ob Frankreich seine hohe Kultur auch dem guten Essen oder dieses doch nur der Kultur verdanke. Wir einigten uns auf das Bestehen einer Wechselwirkung zwischen beiden, wonach mir nur übrigblieb, ehrlich die Güte der Omelettes-fines-herbes, der schönen Forellen, des gar nicht „zu weich geratenen Himbeerkuchens" und des vollen, trockenen Sekts, alles Dinge, die Bindings sorgende Hausfrau uns beschert hatte, zu loben. Und schmunzelnd meinte er, er verspreche sich eben auch davon eine Wirkung ...

Dann nahmen erneut die Kathedralen und deren berauschende Fenster, wie überhaupt die Maße Frankreichs einen breiten Raum der Unterhaltung ein. Das Maß-halten-Können unseres westlichen Nachbarn, selbst in Dingen, in denen er

gar nicht vorbildlich genannt werden könnte, hat Binding, der häufig einen Vergleich mit der französischen Kultur notwendig hatte, um das Bewußtsein der eigenen und der deutschen Stärke — ohne den leisesten Anflug von Überheblichkeit — zu vertiefen, immer wieder beschäftigt. So wurde die Brücke zu einer Erörterung über die deutschen Tugenden und Untugenden geschlagen. Binding ging in jugendfrischer Art heftig dabei ins Zeug, wobei er in der ihm eigenen Art immer in Absätzen, unter Betonung der Worte, auf die es ihm besonders ankommt, sprach. Da hatte es einer gewagt, ausgerechnet ihn, Rudolf G. Binding, zu bezichtigen, er habe „damals" Goethe verächtlich gemacht. Oh, wie ging er mit denen ins Gericht, die ihn und sein Werk nicht kennen, es aber wagen, ihn zu verurteilen. In solchen Augenblicken war er ganz Ritter ohne Furcht und Tadel. Er reckte dann den Kopf noch etwas höher, kniff den schmalen Mund noch etwas fester und strich mit kurzer, den Gedanken abschließender Geste über den Schnurrbart. Gewissermaßen als Nachklang folgte noch eine Verurteilung aller Phrasen und aller Halbheiten. Plötzlich, unvermittelt, streichelte er ein Bronzepferd, eine selten schöne und vollkommene Plastik Gerhart Marcks': „So etwas ist echt!" Gewiß, das war echtes und wahres, deshalb auch schöpferisches Kunstwerk, wie Bindings Wort.

Mitternacht war schon vorbei, als Binding mich gehen ließ. Er hatte immer wieder versichert, es würde ihm nicht zu lange werden, zumal es fürs erste sein letzter Abend in Starnberg sei. Wollte er ihn etwa bewußt noch etwas hinausziehen? Beiläufig erwähnte er nämlich, morgen müsse er sich zu einer kleinen Kur nach München begeben. „Das Maschinchen will nicht so recht, es muß einmal ein wenig überholt werden", meinte er scherzhaft und fügte eine kleine Bemerkung hinzu, die auf einen neuen Besuch in Paris, noch für diesen Herbst, hoffen ließ.

Am folgenden Tag siedelte er nach München über, und vier Tage später ging er für immer von uns aufrecht und mutig, wie es sich für ihn geziemte. In unsere große Trauer über den Verlust eines einzigartigen Menschen aber mischt sich die versöhnende Sicherheit, daß das Werk des Dichters fortleben wird.

Hanns-Erich Haack.

Rundschau

Eine „tragische Bilanz" können fürwahr die Verantwortlichen am gegenwärtigen Zustand Europas für ihr Wirken vom Ende des Krieges bis zu den Tagen schwerer Spannung in diesem Sommer ziehen, und von ihrem Standpunkt aus versteht man es wohl, wenn ein früherer englischer Minister den dringlichen Ruf nach einer neuen „Rechtsordnung" erhebt. Den Beweis des guten Willens nach einer Ordnung, welche wirklich die Lebensnotwendigkeiten und berechtigten Ansprüche eines jeden Volkes wahrt, können die bisherigen Leiter der Geschicke Europas vorzüglich bei der Entscheidung über die Forderungen der Minderheiten in der Tschechoslowakei erbringen. Die tschechoslowakische Frage ist erneut in den Vordergrund aller politischen Betrachtungen, besonders in London, gerückt, obwohl die Antwort General Francos auf die Note des Nichteinmischungsausschusses nach englischer und französischer Ansicht keinerlei Entspannung, sondern im Gegenteil erhöhte Spannung gebracht hat. Es wird für Lord Runciman nicht leicht sein, das englische Ziel einer endgültigen Lösung zu erreichen. Aber der Friedenswille Europas muß eine tragbare Lösung finden. Für die Erhaltung des Friedens haben sich nach den Reden Roosevelts und Hulls die Vereinigten Staaten anscheinend stärker als bisher hinter die eng verbundenen Staaten England und Frankreich gestellt. Wie unsicher die Friedensaussichten aber zu bewerten sind, ergab sich aus der Form der Erklärungen, die von Drohungen an andere Adressen sich nicht freihielten. Die Kleine Entente hat sich auf ihrer Tagung in Bled, wohl nicht ohne Zusammenhang mit dem ungarischen Staatsbesuch in Berlin, entschlossen, Ungarn die Wehrfreiheit nicht mehr zu bestreiten, während die Regelung der Minderheitenfrage Einzelverhandlungen zwischen Ungarn und den Staaten der Kleinen Entente überlassen bleiben soll. Auch hier können die Staatslenker erkennen, daß die Methoden der gewaltsamen Unterdrückung nationaler Ansprüche nicht mehr zulänglich sind. — Der französische Ministerpräsident Daladier, der mit einer „sincerité chirurgicale" seine Landsleute zur Arbeit und zur Einigkeit aufrief, hat seine Stellung so gefestigt, daß sein Kabinett auch durch das Ausboten zweier Minister nicht erschüttert wurde. Es scheint, als ob innere Gegensätze dem Primat der Außenpolitik in Frankreich vorerst keine Schwierigkeiten bereiten werden. Aber der Himmel Europas ist nach wie vor stark umdüstert, nur ein Land rüstet sich, scheint's, ohne schwere Sorgen, zu einer wahren Volksfeier: Holland, das im Anfang September das vierzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Wilhelmina begehen wird. Ein Jubiläum, an dem auch das deutsche Volk aufrichtig teilnimmt. Die Bilanz, die diese kluge Königin für die vierzig Jahre ihrer Regierung ziehen kann, ist keine tragische.

Gott und Vaterland. Das Leben Bernhards von der Marwitz, das vor nunmehr 20 Jahren in den letzten harten Monaten des Weltkrieges am 8. September 1918 im Feldlazarett zu Valenciennes zu Ende ging, scheint in mehr als

einer Beziehung eines der leuchtendsten und eindringlichsten Zeugnisse der Gesinnung jener Generation zu sein, die ihr Leben in dem großen Weltkampf um das Vaterland einsetzte und in diesem freiwilligen todesbereiten Einsatz ihre höchste Steigerung erfuhr. Es ist viel über Kampf und Tod im Weltkrieg geschrieben worden, in stolzer Betonung des Heroischen sowie in der Absicht, durch das getreue Abmalen des Schrecklichen vor kommenden Kriegen zu warnen. Indem wir des zwanzigjährigen Todestages Bernhards von der Marwitz gedenken, wollen wir das Gewicht weder auf das eine noch auf das andere legen, sondern jene glückliche innere Einheit hervorheben, in der sich das Leben Marwitz' vollenden durfte, eine Einheit, die unerläßlich scheint, um die freiwillige Einsatzbereitschaft und die höchste geistige Steigerung, wie sie Marwitz' Entwicklung im Kriege bedeutet, erst hervorzurufen: „Bleibt nur der Boden gesegnet, dem wir angehören und dem wir dienen, so gilt das Schicksal dieses Geschlechts, das seine Liebe zu ihm beweisen muß nicht viel ... Wir können nichts Größeres erleben, als auch unter denen zu sein, die in dieser letzten schwersten Stunde ihr Leben einsetzen für die Zukunft des Vaterlandes, und wenn es sein muß, unserer Bestimmung zu dienen." Das ist das Glaubensbekenntnis Bernhards von der Marwitz während des Krieges.

Uns Nachlebenden erscheint die Jugendentwicklung Bernhards von der Marwitz typisch für die Kräfte, die sich in den reichen, sorglosen Jahren vor dem Ausbruch des Weltkrieges so frei entfalten durften. Auf dem Lande geboren, durch den frühen Tod des Vaters vom Schicksal bestimmt, sehr jung das alte Friedersdorfer Familiengut zu übernehmen, wurde Marwitz in einen großen Pflichtenkreis gestellt. In der Freundschaft mit dem jungen, begabten Maler Götz von Seckendorf entfalteten sich alle geistigen Wünsche und Kräfte, die in Marwitz schlummerten. Die beiden letzten Jahre vor dem Ausbruch des Krieges umschließen den ganzen Reichtum der geistigen Erlebniswelt, für die Marwitz bestimmt war und in der er berufen schien, Großes zu leisten. – Der Krieg unterbricht jäh diese jubelnde Entfaltung. Der Freund fällt im August 1914, wenige Monate später der Zwillingsbruder, der ihm von allen am nächsten stand. Aber Schmerz und Verzweiflung vermögen ihn nicht zu zerbrechen, im Gegenteil, er wächst an ihnen. „Es ist merkwürdig, warum das einfache Sein-Leben-Lassen so rührend groß und heilig ist, an das kein mühseliges Streben während eines Menschenalters heranreicht ..." In der furchtbaren Zerstörung erwächst ihm die Erkenntnis seiner Verpflichtung: er will das Vermächtnis seiner Toten bewahren, aber auch über das Bewußtsein dieser Aufgabe ragt die Größe des Krieges hinaus, er erkennt, wie die Grundzüge der Zeit sich verwandeln, wie manches liebgewordene Zeichen verschwinden muß. Die seelische Not kann aber nichts an der inneren Einheit seines Lebens zerreißen, tröstend richtet sich seine Erinnerung immer wieder aus der Zerstörung des Krieges auf die Quellen seines Lebens zurück, auf Glaube und Vaterland, Heimat und Tradition. – Die kleine Kirche im Park neben dem Friedersdorfer Schloß, der Marwitz' erste größere Dichtung galt – nun wird sie magischer Mittelpunkt aller seiner Gedanken: die Liebe zum Vaterland verlangt harte Opfer, das Vaterland aber lebt nur aus seiner Gebundenheit an die höhere Gerechtigkeit Gottes: nur in dieser lebendigen Verbundenheit mit dem Nicht-mehr-Irdischen vermag die Last des Irdischen tragbar zu sein, ver-

mag sich jene reine Kraft zu entfalten, in der Wille und Glaube eines Volkes in schwerster Zeit unerschüttert wurzeln können. Marwitz ist in seinen Kriegstagebüchern* Künder jener Einheit geworden, in der er sein Leben einsetzte und hingab nicht an ein „fremdes, zerstörendes Schicksal, sondern an die herrlichste Erfüllung unseres Daseins ..." Glücklich, wer diese Einheit empfinden und in ihr sein Leben vollenden darf!

Frobenius †. Am 9. August, knapp sechs Wochen nach der Feier seines fünfundsechzigsten Geburtstages ist Geheimrat Leo Frobenius, der „Afrikaner", wie man ihn in Frankfurt nannte, einem schon lange getragenen Herzleiden erlegen. Eines der bekanntesten und erfolgreichsten Forscherleben unseres bisher abgelaufenen Jahrhunderts ist damit zu Ende gegangen. Nicht so jäh freilich, wie es der Tod erscheinen lassen könnte, sondern in einer (der Person natürlich unbewußten) Ordnung ihres irdischen Vermächtnisses, welche die glückliche Hand über diesem Menschen und Forscherleben eher bestätigen als in einem tragischen Rest desavouieren würde. – Frobenius, der so oft im Zusammenhange mit Oswald Spengler genannt wurde, ist doch keineswegs wie dieser ein „Denker", sondern ein „Mann mit einigen sehr fruchtbaren Gedanken" gewesen. Dieser Unterschied ist beträchtlich, und er dürfte nunmehr beider posthume Wirkung mit der Zeit deutlicher voneinander trennen, als sie für uns, noch unterstrichen durch ihre zeitweilige äußere Gemeinschaftsarbeit am „Institut für Kulturmorphologie", oftmals besonders ihren Grundideen nach genau zu unterscheiden war. Die historische Gerechtigkeit muß wohl Frobenius die Priorität jenes Gedankens von der Kulturseele, dem „Paideuma", um es in seiner Sprache auszudrücken, zuerkennen, obwohl auch Spengler durch ihn am stärksten gewirkt hat, ja ihm mit dem mächtigen Zauber seines Werkes in der Welt der eigentlichen Ideen, der Geschichts- und Kulturphilosophie erst Glanz und Popularität verlieh. Umgekehrt wird dieser Gedanke nun aber vielleicht in der mehr empirischen Form, die Frobenius beibehielt und in seiner weitverzweigten, zuletzt fast dem Stile eines Industrieunternehmens vergleichbaren Forschertätigkeit durchführte, ein dauerhafteres Fortleben gewinnen als im kunstnahen, geistvolleren Medium des Spenglerschen Lebenswerkes. Denn selbst wenn der ohnehin bescheidene Überbau eigentlicher Theorie bei Frobenius mit der Zeit wie ein Putz abbröckeln sollte, die ebenso einfache wie fruchtbare „Topologie" der Kulturen, wie er sie entwickelt hat, enthält eine Menge tatsachenfester Bestandteile. Ihr Prinzip kann mit wenigen Worten referiert werden: denken wir uns auf einer Reihe Karten Afrikas (mit dessen Durchforschung Frobenius ja begann, um im Laufe von drei Jahrzehnten zwölf „Deutsch-Innerafrikanische Forschungsexpeditionen", abgekürzt „Diafe" genannt, durchzuführen und sie zuletzt über Südeuropa, Vorderasien, Indien bis Australien auszudehnen) die Landschaften eingetragen, in denen z. B. das Getreide in unterirdischen Höhlen aufbewahrt wird im Gegensatz zu anderen, wo es in Kornböden lagert. Oder die

* Über Bernhard von der Marwitz erschien von Harald v. Koenigswald: Stirb und Werde, aus Briefen und Kriegstagebuchblättern des Leutnants Bernhard von der Marwitz. (Breslau, W. G. Korn.)

Orte, wo auf der Erde geschlafen wird im Gegensatz zu anderen, wo das Bett auf Pfählen und Füßen ruht; diejenigen, wo weibliche oder männliche Erbfolge herrscht, und so fort durch alle denkbaren und feststellbaren Kulturäußerungen materieller, moralischer, geistiger Art. Das Bild solcher Karten, zu denen natürlich die Forschung im Felde die Daten schaffen muß, macht sodann vorher unerkannte Beziehungen, ein ganzes System zusammengehöriger Kulturäußerungen von der Religion bis zum Werkzeug sichtbar, so daß der große Schluß geradezu auf der Hand zu liegen scheint: jede einzelne ethnologische Tatsache, auch die höchste, ist nichts aus sich, sondern sichtbares Glied im Zusammenhange unsichtbarer umfassender Kulturseelen, deren Kraft weit über auseinandergerissene Räume und Zeiten hinwegreicht und die uns gleichsam eine Elementenlehre der gesamten Kultur- und Geistesgeschichte der Menschheit herausarbeiten lassen.

Etwas Ähnliches sollte das Ziel der Frobeniusschen Forschungen sein, und ihre Methode ist so klar, daß sie schon zu seinen Lebzeiten bei einer Fülle nahezu selbständig forschender Mitarbeiter lebendig war, nachdem sie gerade bei der Feier seines fünfundsechzigsten Geburtstages mit der Begründung der Deutschen Gesellschaft für Kulturmorphologie in Frankfurt ihre organisatorische Zentrale gefunden hatte. Sein Lebenswerk ist also in guten Händen; nachdem dieser Mann es mit ungewöhnlicher Betriebsenergie immer wieder in den Anfangszeiten über die Schwierigkeiten des Krieges und Nachkrieges hinwegsteuerte. Es wird vor allem im Impuls und in den aufgebrachten und systematisierten Sammlungen weiterleben, wenn auch der in den vielen Jahren ebenso ungemein fruchtbare Schriftsteller Frobenius uns keine Standardwerke eigener Gelehrsamkeit geschenkt hat, sondern auch auf diesem Gebiete Bleibenderes als Sammler insbesondere der afrikanischen Märchen und Sagen geleistet hat.

Josef Hofmiller. Eine unvergessene Gestalt tritt vor uns hin. Stämmig und untersetzt, mit dem großen rotblonden Haupt und dem hellen gescheiten Blick hinter funkelnden Brillengläsern ein Bild gesammelter Kraft. Aber die kleinen schmalen Hände zeugen von Fühlsamkeit und haben beseelten Griff. So war Josef Hofmiller. Sein Einfühlungsvermögen war nicht minder staunenswert als sein Gedächtnis und seine unglaubliche Belesenheit. Aber seine Eigenart ward von alledem nicht beeinträchtigt. Niemand vermochte das Wesen einer Dichtung, eines Bauwerks, einer Landschaft persönlicher zu empfinden und auszusprechen als er. Seine Ausdrucksfähigkeit war geschult an den größten Sprachmeistern und schöpfte zugleich aus dem unversieglichen Schatz der Volkssprache. Geistiges Erbgut blieb ihm kein toter Besitz; in freiem Nacherleben erwarb er es für sich. Jetzt ist eine dreibändige Neuausgabe seiner Schriften (Karl Rauch, Leipzig) in schönem Druck und schöner Ausstattung erschienen, von Hofmillers Witwe, Hulda Hofmiller-Eggart, zusammengestellt. Der Band „Chansons d'amour" wurde im Augustheft hier gewürdigt. Der zweite Band „Versuche" enthält die eindrucksvollsten der unter gleichem Namen schon früher erschienenen Aufsätze, vereinigt mit solchen, die ehemals in Zeitschriften und Tageszeitungen verstreut waren. In hingebender Arbeit hat Hulda Hofmiller, selbst eine feine Dichterin und Schrift-

stellerin, das für Hofmiller Bezeichnende von überall hergeholt und zusammengefügt. Die Art, wie Hofmiller sich sein Verhältnis zu Dichtwerken erarbeitet, zeigt die Tiefe und Vielseitigkeit seines Wissens, aber zugleich eine jugendlich unmittelbare Stellungnahme. Er versenkt sich in Nietzsche und in Fogazzaros „Heiligen"; er umreißt mit den gleichen festen Linien die Gestalten der gottbegeisterten Catarina von Siena und des unheiligen Abbé Galiani; er deutet Emerson und Thoreau aus und erörtert mit ebensoviel Anerkennung wie Skeptizismus die Wesenheit Maeterlincks. Dann folgt eine von junger verehrungsvoller Liebe getragene Charakteristik des Tondichters Alexander Ritter und etliches aus Hofmillers Wirksamkeit als Bühnenkritiker. Der Zauber dieser kurzen Kritiken liegt darin, daß es dem Verfasser so heilig ernst ist mit dem, was Kunst und Literatur für die Volksseele bedeuten. Hofmiller weiß und fühlt, daß eben hierdurch ganze Generationen hinauf oder hinunter erzogen werden können. Der dritte Band ist der wirkungsvollste, das bisher zum größten Teil unveröffentlichte „Revolutionstagebuch". Es umfaßt das deutsche und bayerische Schicksal vom Herbst 1918 bis zum Sommer 1919. Der Kulturkritiker wird hier zum Chronisten: von einer wühlenden Unruhe erfaßt, schildert er, was er erlebt, in seiner einmaligen, farbig-lebendigen Sprache. Seine Worte treffen und wuchten: der längste Nachruf z. B. könnte nicht erschütternder sein als die eine Seite, die dem Kampf und dem Tode von Karl Peters gewidmet ist. Aller wilde Spuk des Zusammenbruchs zieht vorüber, aber von einem Ungebrochenen gebucht und beschrieben. Von e i n e m, der weiß, daß Volk, Vaterland und Arbeit ewige Dinge sind, eine fratzenhaft verzerrte Gegenwart aber etwas sehr Vergängliches. Hier und da ein hartes eigenwilliges Urteil, dazwischen blutige Sarkasmen — jedoch nichts von Angst, weder um das liebe Ich noch um die Seinigen. Hofmiller war Schulmann durch und durch, ein wirklicher Freund seiner Schüler. Köstlich liest es sich, wie er einen kurzen Versuch seiner Klasse, ebenfalls zu rebellieren, sofort dämpft und hernach alles so nett ist wie zuvor. Er verstand zu imponieren, kraft der ihm innewohnenden Denk- und Ausdrucksschärfe, gepaart mit altbayerischer Gelassenheit. „Ich habe", sagte er von sich, „während des Krieges so gehaßt, daß ich Herzweh bekam." Nun das Ärgste geschehen war, erhob er sich als ein über den Dingen Stehender, gab sich Rechenschaft von allem, fand Worte, die hellseherischen Sinn hatten. „Es ist echt deutsch, alles Heil von einer Institution zu erwarten, statt von Männern." — „Der Bolschewismus ist seinem Wesen nach die Vergewaltigung der ungeheuren Mehrheit eines Volkes durch eine kleine, vor nichts zurückschreckende Minderheit." Dem Revolutionstagebuch beigegeben sind fünf Aufsätze, die Hofmiller während des Weltkrieges veröffentlicht hat. Alle Schäden und Fehler zeigt er auf, die den Zusammenbruch von 1918 ermöglichten. Manche Sätze klirren wie Schwerter, dröhnen wie Hammerschläge. Und das Ganze verbindet der echt Hofmillersche Grundgedanke: „Absage an alle Ideologie, Illusion und Naivität in politischen Dingen, ein unbedingtes Bekenntnis zur harten, rücksichtslosen Realpolitik." Ein Deutscher, dem das Schicksal seines Volkes wahrhaft am Herzen lag, hat aus mitgelebter Not Erkenntnisse geschöpft, die sich zur Höhe prophetischen Schauens erhoben.

Literarische Rundschau

Werkzeuge der Gemeinschaftsbildung

Das geschriebene und das gesprochene Wort in allen Formen ihrer beiden Anwendung wie in all den verschiedenen Arten ihrer technischen Verbreitung an unzählige Leser und nicht minder unzählige Hörer sind seit langem die wesentlichen Mittel der Beeinflussung vieler. Heute haben sie beide in unserem Lande außer dieser ihnen von Natur her innewohnenden Eigenart noch die Träger einer besonderen, ja als einer zuvörderst wichtig genommenen Aufgabe zu sein: nämlich als Mittel und Mittler an der Vollendung der Gemeinschaftsbildung des ganzen Volkes zu helfen. Mochte man früher vielleicht immer wieder aus diesen allzu praktisch bestimmten Abneigungen oder jenen allzu philologischen Bedenken die Notwendigkeit einer Wissenschaft etwa über die Zeitung — als täglicher Fahne des geschriebenen Wortes — oder die Rede als willensmäßige Aufbietung des gesprochenen Wortes (zum Unterschiede von Konversation und Kauserie) bezweifeln, so ist das in den letzten Jahren schier unmöglich geworden. Es ist selbstverständlich, daß es über die „mobilsten" Werkzeuge moderner Volksführung auch ein abwägendes und vergleichendes Nachsinnen — was wäre Wissenschaft sonst? — geben muß.

Überfüllte Auditorien an der Universität der Reichshauptstadt besaß und besitzt seit Jahren der Direktor des Institutes für Zeitungswissenschaft, Professor Dr. Emil Dovifat. Zu seinen Vorlesungen strömen die Studenten aller Fakultäten. Das Geheimnis solcher Anziehungskraft beruht einmal darin, daß dieser Vertreter einer Wissenschaft, die im weitästigen Baume einer universitas litterarum schließlich auch nur ein Zweiglein ist, in jedem seiner Kollegs bei Wahrung aller Wissenschaftlichkeit voll der Praxis, dem Alltag, der Gegenwart, selbst dem Augenblick zugewandt ist, zweitens liegt es darin, daß Dovifat ein packender Redner ist.

Ein Buch aus den Händen dieses Mannes über „Rede und Redner" (Leipzig, 1937, Bibliographisches Institut. 150 S. RM 2,80), das noch dazu durch seinen Untertitel „Ihr Wesen und ihre politische Macht" höchst aktuelle Darlegungen verspricht, wird von vorneherein Erwartung im Leser wecken. Der Einsatz in die Betrachtung über die Rede geschieht mit der sofortigen Klärung der Frage, warum das 19. Jahrhundert keine anderen Redner als den unvolksmäßigen Typ des Parlamentariers gebracht hat. Genaue Abgrenzungen dessen, was Rede ist und nicht ist, folgen. Das Geheimnis der Rede wird als „eine Vereinigung der Zweiheit von Redner und Zuhörer zur Einheit des Wollens mit dem Ziel der Tat" geklärt. Die Kapitel „Der unwiederbringliche Augenblick", „Der Aufbau der Rede", „Die Sprache des Redners", „Die Stimme und die Gebärde des Redners" dienen nicht der populären Thematik einer Fünfgroschen-Broschüre „Wie werde ich geschwind ‚ganz großer' Redner?", sondern sie bieten das reiche Erfahrungsmaterial eines Mannes, der selber Redner und zugleich ein feinspüriger Beobachter fremder Redner ist, über Wesen und Unwesen der Rede. Die Gefahren der Rede in ihrer Möglichkeit des Ich-Rausches des Sprechers sowie die Peinlichkeit mancher Rede, die den Zuhörer taumeln machte, aber dem späteren Leser gedankenlos oder gar gefährlich erscheint, werden angedeutet. An Redner des Weltkrieges wie Wilhelm II., Lloyd George, Georges Clemenceau und Thomas Woodrow Wilson enthüllt Dovifat die tragische Auswirkung des deutschen Mangels an einem wahren Volksredner zwischen 1914—1919 und die auf der Seite der Feindmächte durch Wirkung des Wortes ihrer politischen Führer immer erneut zum letzten Siegeswillen aufgepeitschte Widerstandskraft. Äußerst lehrreich und des Nachdenkens wert ist die Nebeneinanderstellung dieser vier vordersten Akteure. Eine Interpretation der verschiedenartigen Rednergaben und -kräfte Mussolinis und Hitlers schließt sich an. Für die Zukunft der Rede sieht Dovifat den

Vollzug der Umwandlung von der „Massenrede" zur „Volksrede" nahe. Die Forderungen an die wahrhafte Rede umschreibt ihr bester derzeitiger Kenner: „Niemals reden um des Wortes, sondern nur um der Tat willen, nur der kann Redner sein, der sein Bekenntnis durch die Tat lebt, der jederzeit bereit ist, sich dafür hinzugeben..." Wer wollte unter der wahren Rede etwas anderes verstehen?

Gleichzeitig erschien von demselben Verfasser als Neuauflage seiner früheren Bücher „Allgemeine Zeitungslehre" und „Praktische Zeitungslehre" aus dem Jahre 1931 die — wiederum in zwei Teilen gebotene — „Zeitungslehre I" (Berlin — Leipzig, 1937. Sammlung Göschen Nr. 1039 und 1040. 138 und 140 S.). Damit wird der für den Hauptteil des neuen deutschen Lehrplanes für Zeitungswissenschaft geprägte Sammelbegriff „Zeitungslehre I" auf die für die Studierenden dieses Faches in erster Linie gedachten Kompendien angewandt. Die in früheren Jahren für den Jünger wie für den Meister dieser wirklichkeitsnahen Wissenschaft bereits unentbehrlichen Bändchen haben an Knappheit, Klarheit und Präzision nichts eingebüßt. Die im neuen Reich anders gearteten Beziehungen zwischen Staat und Presse, deren erste Aufgabe die Gemeinschaftsführung heute ist, werden an den jüngsten Gesetzen sowie ihren juridischen Kommentaren unter Einbeziehung des gesamten hinzugekommenen Schrifttumes aufgewiesen.

Vorbildlich an allen drei Büchern des Zeitungswissenschaftlers im weitesten Sinne, Emil Dovifats, erscheint ihre „clarté", um es absichtlich mit einem rationalistischen Wertbegriff zu sagen, und ihre Kürze. Ein Mann, der längst erkannt hat, daß dicke Wälzer nicht gerade die geeignetsten Mittel der „Einführung" ins Studium, die in allen Fakultätszweigen stets Verlockung sein müßte, sind — und statt ihrer das lebendige Wort von Mund zu Ohr, von Sender zu Empfänger, vorzieht, versteht es wohl, sich meisterhaft kurz zu fassen, wenn die Feder einmal geführt werden muß. An Männern, die ihre Erkenntnisse für die Regale der Bibliotheken niederlegen konnten, hat es der deutschen Wissenschaft nie gefehlt. An Männern, die durch das begeisternde Wort viele Jahrgänge von Studierenden auf den Weg zur lebendigen Wissenschaft führten, war hierzulande meist Mangel. Die junge Wissenschaft von den Werkzeugen der Gemeinschaftsbildung kann sich freuen, diesen Herold zu haben, der ihr wirklich vorangeht. Wilmont Haacke.

Zeuge der Wahrheit

Die Stellung des Märtyrers in der Kirche legt Erik Peterson in dem Werkchen „Zeuge der Wahrheit" (Leipzig 1937, Jakob Hegner, 94 Seiten) mit der bei ihm bekannten Gründlichkeit und Sachkenntnis nieder. „Die Kirche ist auf dem Fundament der Märtyrer erbaut", von diesem Satz ausgehend, klärt er zunächst den Unterschied zwischen den Aposteln und den Märtyrern, legt die Überordnung des Begriffes des Apostels fest und zeigt dann mit einer Fülle von Belegen, daß mit der Zugehörigkeit zur Christusgemeinschaft die Notwendigkeit des Märtyrertums gegeben ist als Berufung, als Charisma. Aber auch das Martyrium wird hingenommen im Hinblick auf die Auferstehung Christi. In der „Offenbarung Christi" durch den Apostel Johannes (Geheime Offenbarung) findet der Verfasser eine Bestätigung seiner Darlegung. Dieser zweite Teil des Buches ist sprachlich wie thematisch eine hervorragende Leistung. — Im dritten Teile legt er dar, wie die Märtyrer durch ihre „Nachahmung am Werk" Christi auch in besonderer Weise teilhaben an seinem Königtum, um dann in einem Anhang den Unterschied zwischen König und Imperator aufzuzeigen. Christus ist König, nicht Imperator des kommenden Äons. Zu dem Zeugnis für Christus als König der kommenden Welt wird Christus aber auch als Imperator sichtbar in einem Kampf, den die Engel mit den bösen Geistern und die Apostel und Märtyrer mit den Mächten dieser Erde führen, denn der kommende König muß etwas von einem Imperator an sich haben, weil der Verlust des Imperatorischen in der Welt Tatsache geworden ist.

Hermjos. Schmitt.

Das Buch einer Generation

Das Buch „Herzschlag der Jahre" von Herrmann Pintschowius (Berlin,

Hans von Hugo & Schlotheim-Verlag) ist das Buch des Kriegsfreiwilligen Gisewius, der von der Schulbank aus, beinahe um der Enge des Elternhauses zu entfliehen, sich 1914 freiwillig als Soldat meldet. Er wird Munitionsfahrer, Telephonist, Unteroffizier. Er wartet auf das große Erlebnis, zu dem ihn seine Freiwilligkeit hinführen soll, vergeblich. „Eine Schlacht, und noch eine Schlacht ... und der Kriegsfreiwillige, eingetreten, ist kein Kriegsfreiwilliger mehr. Er ist eingeschwenkt in das Glied der pflichtmäßig Gezwungenen." Es folgt der Zusammenbruch. Er versteht ihn nicht eigentlich. Er begreift ihn nicht. „Krieg war bis dahin unser einziges Dasein gewesen. Nun war dieser einzige Lebensrahmen mit leerem Getöse weggebrochen." So bleibt er Soldat. Soldat im Frieden. Er findet eine Frau. Aber er kann „das drückende Nachbild des Krieges und das Gefühl, auf der Feingoldwaage der Pflicht nicht immer befriedigt zu haben, im Strom der Liebe nicht ertränken." Mit einem Kind von ihm geht die Frau fort. Er will Flieger werden. Das Buch schließt mit einem Fragezeichen. Der Satz, den man ziemlich am Anfang liest, könnte auch am Schluß stehen: „Immer noch fühlen wir Kriegsfreiwillige uns zu jung und zu frisch, um friedlich zu verzichten und ein stilles Abschiedsgeläute als zeitgerecht hinzunehmen. Gleichzeitig aber fühlen wir uns zu alt und mit alter Gesinnung zu sehr belastet, um uns der massiven Kampfweise einer unserem Einfluß entzogenen Gegenwart überlassen zu können."

Pintschowius' Art zu schreiben gleicht einem unruhigen Licht- und Schattenspiel. Zarte, pastellartige Landschaftsbilder, Schilderungen eines sehr menschlichen Lebens, abstrakte Formulierungen und Diskussionen über das Problem der geistigen Haltung, das alles steht fast übergangslos nebeneinander. Das Buch ist nicht mit den vorhandenen Begriffen zu kategorisieren. Man kann vielleicht sagen, es steht zwischen einem Roman und einem Bekenntnis, zwischen dem Konkreten eines menschlichen Schicksals und dem Abstrakten der geistigen Haltung einer Generation. Der Autor sucht einen Weg zwischen den alten Typen. Es ist ein Experiment. Und ein Experiment schafft niemals die gültige, die vollendete Form. Noch ist die Form nicht gefunden.

Dem Inhalt nach ist das Buch voll zu bejahen. Da auch das Problem eines der brennendsten unserer Zeit ist, dürfte dem Buche ein Erfolg nicht nur in der Reihe derer beschieden sein, die an der literarischen Form interessiert sind.

Claus-Peter Volkmann.

Der zweite Sommer

J. v. Bodenershof gibt uns mit dem Romane „Der zweite Sommer" (Berlin 1917, S. Fischer) ihr erstes Werk. Sie schildert eine Ehe unsrer Zeit, so daß wir auch das Schicksal und die Not unsrer Zeit erkennen, den für uns noch kaum lösbaren Konflikt der eignen alten Gesetze von Sitte und Glauben, von Acker und Boden mit den neuen Gewalten der Technik, die uns fortreißen, wir wissen nicht wohin, und die Natur und Kunst zerstören wollen. Dieser Konflikt ist, seit Jahrzehnten, Kern und Mitte von vielen Dichtungen. J. v. Bodenershof hat ihn ganz in eigner Art aufgefaßt und gestaltet, nicht romantisch, nicht etwa sind die Gegenwart verworfen und die Rückkehr zu der alten Natur als das Heil gepredigt. Nein, in der hier geschilderten Ehe vermischen sich in den starken und eigenwilligen Persönlichkeiten von Mann und Frau die alten und die neuen Mächte, die Frau ist zugleich eine Gutsherrin im alten Stil und eine moderne Landwirtin und der Mann ein Baumeister und Techniker unsrer Tage mit tiefem Sinn für das alte Große. Die Zwiespältigkeit ihres Wesens nimmt den beiden ihre Sicherheit und bedroht ihre Liebe, man weiß am Ende nicht, aber man hofft, daß sie im zweiten Sommer ihrer Ehe sich finden. Die Dichterin stellt ihr Ehepaar — das ist ein besonders feiner Griff — in Welten, in denen Vergehendes und Werdendes sich seltsam mischen und die sich auch schroff gegenüberstehen. Hier zeigt sie die unvergeßliche Landschaft in der Nähe von Adalbert Stifter und die Welt des österreichischen Adels, die nun verklingt und sich erklärt, deren seelischer, vornehmer Reichtum, deren Gläubigkeit und deren alte Kultur doch in letzte Tiefen führen und Schätze bergen, die nie verlorengehen

sollten und eine Verheißung für die Zukunft bleiben. Dort steht Holland, sein massiver Genuß, sein aufgehäufter Besitz, seine in grober Art Schätze sammelnden und doch gutmütigen Menschen und seine breit und groß bauende Modernität. Man glaubt kaum, daß dies Buch ein Erstling sein soll; aus einer feinen kulturstarken geistigen Umgebung ist es hervorgegangen und aus einer in unseren Tagen seltenen, echt weiblichen Liebe für das Land und seine Kreaturen. Man hört, daß die Eltern der Dichterin Bayreuth und Houston Stewart Chamberlain nahestanden, und sie selbst dem frühgefallenen Norbert von Hellingroth und seinem Hölderlin. — Dies und das verrät denn doch, daß dies merkwürdige Buch ein erster Versuch ist, mangelnde Straffheit des Aufbaus, besonders gegen den Schluß hin, der zu dumm ist und — wenigstens mir — zu affektiert; hat hier ein Berater der Verfasserin in ihr Werk hineingeredet? — Auch das Abirren in Episoden, so reizvoll sie sind, wiederholt sich zu oft, die Offenheit in Schilderungen weiblicher Eigenheiten geht etwas zu weit, die Männer reden nicht immer wie Männer, sondern wie eine Frau Männer reden läßt, zu verstehen und nicht so herb, wie es sein sollte. Doch gerade die Episoden, wenn sie auch vom Hauptweg ablenken, entfalten wieder einen Reichtum und eine lebendige Kraft, die uns auf die Gaben gespannt macht, die uns die Dichterin bestimmt noch schenken wird. Friedrich v. der Leyen.

Verschiedenes

Ein interessantes Buch hat Juri Semjonow geschrieben: „Die Eroberung Sibiriens" (Berlin, Deutscher Verlag. 40 Tafeln, 8 Karten. RM 8,50), das er zutreffend den Roman eines Landes nennt. Das ist ein Buch, das einen schwer wieder losläßt, denn Semjonow versteht es, mit starker Suggestionskraft dieses rätselhafte Land in seinen Riesenausmaßen und seinen ungeahnten Möglichkeiten, mit der Kraft seines Bodens, in den menschliche Leidenschaften von großem Ausmaß sich eingruben und viel Blut Unseliger sickerte, in seinem geschichtlichen Werden und seiner Gegenwartsbedeutung lebendig zu machen. Eine ganz unsystematische Geschichtsschreibung, die durch die starke Persönlichkeit ihres Verfassers ihre volle Berechtigung erfährt.

Dem viel zuwenig in seiner Problemlage bekannten Stück Amerika „Mexiko und Mittelamerika" gilt das neue Buch von Colin Roß „Der Balkan Amerikas" (Leipzig, F. A. Brockhaus. 82 Abbildungen, 2 Karten. RM 6,—). Mit der Kühle seiner Beobachtungsgabe und seiner konstruktiven Phantasie zeigt Colin Roß, was sich wirklich in diesem von schweren inneren Erschütterungen heimgesuchten Lande, die durchaus noch nicht zielstrebig sind, begibt. Er durchquerte dieses Gebiet mit Kind und Kegel von Mexiko bis zum Panamakanal. Die Ergebnisse seiner Reise gehen uns alle an, denn die Verflechtung der gesamten Welt ist heute so stark, daß die an einem Punkte auftretenden Erschütterungen unmittelbar und mittelbar alle anderen Länder und Völker berühren müssen.

Die Gewinnung von Tran ist für das deutsche Volk wegen unserer wirtschaftlichen Lage zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden. Deshalb allein schon ist das kenntnisreiche Buch von Albrecht Janssen „Tausend Jahre deutscher Walfang" (Leipzig, F. A. Brockhaus. 54 Abbildungen, 2 Karten. RM 5,—) wichtig. Denn es schildert nicht nur den jetzt zum Erfolg gediehenen Kampf von Carl Kircheiß um die Wiederaufnahme des deutschen Walfangs, der jetzt schon zu sehr befriedigendem Ergebnis geführt hat, sondern gibt in der geschichtlichen Darstellung aller deutschen Unternehmungen in den von Walen bevölkerten Meeren ein anschauliches Bild deutscher seemännischer Tüchtigkeit und kaufmännischen Wagemuts.

Von Theodor Fontanes „Familienbriefen" ist eine neue Folge erschienen „Heiteres Darüberstehen", herausgegeben von Friedrich Fontane (Berlin, G. Grote. 8 Bildseiten, ein Faksimile. RM 7,—). Sie setzt die Briefveröffentlichung der ersten Bände fort und zeigt die Fülle menschlicher und kultureller Beziehungen, die Fontanes Leben von 1844—1898 so reich machten. Es ist eine Geschichte des Ringens um Selbstbehauptung, eines Ringens, das vom Sieg gekrönt wurde dank der inneren Kraft des Dichters, die allen Dingen und Wechselfällen des Lebens gegenüber das heitere Darüberstehen ermöglichte. Der Titel ist nach einem eignen Worte Fontanes gewählt. Hanns Martin Elster schrieb eine Einführung. Rudolf Pechel.

Erziehung zur Elternschaft

In dem Buche von Dr. Viktor Engelhardt „Erziehung zur Elternschaft, ein Buch von der Berufung der Eltern" (Hildesheim, Franz Borgmeyer. 128 Seiten), spricht der Vater, der in der eigenen Familie den wahren Sinn der Elternschaft erlebt. Er will aus dem Erlebnis heraus mahnen, aufmuntern und trösten, denn er weiß darum, daß Eltern, die es ernst nehmen mit der täglich schwieriger werdenden Erzieheraufgabe, in Stunden der Ratlosigkeit und Verzweiflung mutlos werden können. Bei aller Wertung und Einordnung der Umweltfaktoren in der Erziehung, weist der Verfasser dem Elternhaus wieder seine natürliche Stellung in der Erziehungsarbeit zu. Aus christlicher Haltung überhöht er diese Stellung aus den Lebenswerten der Religion und Liturgie und zeichnet ein Ordnungsgefüge von Elternschaft, Elternhaus und Umwelt, dessen Verwirklichung man nur wünschen kann.

Hermjos. Schmitt.

Lyrische Ernte

Rund zwanzig Neuerscheinungen deutscher Lyrik vermögen zu überzeugen, daß hier aus gesunder Aussaat stammendes Erntegut eingeholt werden kann. Eine reife und schöne Frucht bergquellklarer Gedankenlyrik schenkt uns Max Barthel in seinen Gedichten „Danksagung" (Berlin, Propyläen-Verlag), innig aus blutvollem Leben genommen. Franz Karl Ginzkey durchwandert im „Sternengast" (Wien, Paul Zsolnay) männlich-ernst diese Welt, von Staunen und Ehrfurcht ergriffen. Seelentiefe liegt auch in den meist kurzzeiligen Versen von Romann Hädelmayr „Die Wiederkehr" (ebenda), getragen von gläubiger Hingabe an das Leben. Einen wohlbestellten „Herzacker" (ebenda) hat Josef Weber hergerichtet, mit geadelter Heimatliebe getränkt.

Die Lyrik des schicksalsgeprüften Auslandsdeutschen Henry v. Heiseler (gestorben 1928) liegt in einem Band „Gesammelte Gedichte" vor (Leipzig-Markkleeberg, Karl Rauch). Eindringlich-unaufdringliche Zeugnisse sublimer Lebensführung, tiefes Hineinleuchten in die Zusammenhänge von Menschsein und Vaterland, zuchtvolle Sprache. Das Buch enthält auch einige Kostbarkeiten englischer und russischer Nachdichtungen. Gestalten- und gedankenreich ist die gesammelte „Deutsche Lyrik aus Siebenbürgen" (München, Langen/Müller) unter dem bekenntnishaften Titel „Herz der Heimat". 24 Dichter, unter ihnen Heinrich Zillich, künden auslanddeutsche Tugenden. Daß die vom harten Volkstumskampf bedrängte oberschlesische Erde ebenfalls wesenhafte Dichtung hervorbringt, bezeugen vier schmale Bändchen aus dem Verlag „Der Oberschlesier" in Oppeln. „Oderlieder" stimmt der Literaturpreisträger Hans Niekrawietz an, in denen weltverborgene Heimatschönheit liegt, ein zweites Büchlein „Im Wandel des Jahres" enthält schlicht und einfach geformte Stimmungen und Gedanken. Rudolf Fitzek dichtet unter dem Titel „Die Rast" zuchtvoll aus deutschemVäterglauben und in männlicher Liebe zur heimatlichen Erde. Schlesiens heiliger Berg ist von Alfons Hayduk in „Annabergsaga" symbolhaft als Schutzgeist des Landes geschaut.

Durch die Schlichtheit der Sprache überraschen „Die ersten Gedichte" von Georg Thurmair (Düsseldorf, Verlag Jugendhaus), manchmal an die Frömmigkeit eines Matthias Claudius erinnernd. Im heiter-realistischen Betrachten der Menschenwelt „Bei mir zu Gast" erzählt Franz Thierfelder in leichtfließenden Versen kraftvolle und darum gefühlsechte Liebes- und Ehegedichte, auch einige Kriegslieder aus persönlichem Fronterlebnis (Salzburg, Anton Pustet).

Jens Heimreich verwebt in „Ufer der Frühzeit" (Berlin, Verlag Die Rabenpresse) Traumhaft-Phantastisches mit lebenswachen Gedanken, gesättigte Sprachbilder. „Sinnbild der Landschaft" nennt Johannes Baptist Maas seine Dichtungen (ebenda), tieflotender Mittler zwischen Landschaft und Mensch. Fritz Usinger formt „Die Geheimnisse" (Darmstadt, Darmstädter Verlag), in getragenen Hymnen, gedankentiefe Weltschau. „Seit an Seite" nennt Maria v. Ribbentrop ihre Gesänge, keusch und hochgemut um Gottesminne und Menschenliebe kreisend, voll sprachlicher Disziplin. „Gezeiten des Herzens" von Denner (Potsdam,

Sanssouci-Verlag) schöpfen bedachtsam-ernst aus weltandächtiger, von Gottesferne ergriffener Weisheit.

Oft volkstümliche Töne sind bei Hermann Burte in seiner Sammlung „Anker am Rhein“ (Leipzig, H. Haessel). In bunter Fabulierfreude wechseln Nachdenklichkeiten mit unbekümmerter Heiterkeit und Satire, zuweilen derb. — Schließlich verdient Walther Teich Beachtung, der in seiner rhythmisch gestalteten Ballade „Grettier der Geächtete“ einen „Kreis nordischer Gedichte von Freiheit und Gesetz“ (Leipzig, Adolf Klein) vorlegt. Erich Frank.

Das Buchtelegramm

Um unseren Lesern wenigstens im Umriß ein Bild von den wichtigen Neuerscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt zu geben, mußten wir uns entschließen, um später wieder zu ausführlicheren Besprechungen besonders wertvoller Bücher zurückkehren zu können, vorübergehend eine Form zu wählen, die zwar nicht der Bedeutung der einzelnen Werke gerecht werden kann, aber durch die Bücherflut und die Raumknappheit eine gebieterische Notwendigkeit geworden ist. Grundsätzlich bedeutet bei dieser Kürze die Erwähnung eine Empfehlung.

Geschichte und Politik

Ludwig Schmidt „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Westgermanen. 1. Teil.“ (München, C. H. Beck.) Nach der Überarbeitung des ersten Teiles seiner deutschen Stammesgeschichte „Die Ostgermanen“ hat Ludwig Schmidt nun für die westgermanischen Stämme der Kimbern, Teutonen, Ambronen, Haruden, der Nerthusvölker, der Chauken und Sachsen, der Friesen und Amsivarier, der Angrivarier, Cherusker und der Sweben dieselbe wertvolle Arbeit geleistet, so daß die Geschichte auch dieser Stämme in der meisterhaften Klarheit der Darstellung zum festen Besitz des deutschen Volkes werden kann. — Von Johannes Bühlers hervorragender „Deutscher Geschichte“ liegt nun der 3. Band „Das Reformationszeitalter“ vor (Berlin, de Gruyter & Co. 16 Tafeln. RM 8,20). Bühler legt den Hauptwert bei der Darstellung dieses revolutionären Zeitalters auf das Sichtbarmachen der geistigen, sozialen und religiösen Umwälzungen, ohne darüber den großen Zug der Politik und die klassische Form der Darstellung von großen Einzelpersönlichkeiten zu vernachlässigen. — Das beste Werk von David Friedrich Strauß, die „Biographie Ulrichs von Hutten“, hat Otto Clemen in neuer Ausgabe nach den Grundsätzen der ersten beiden Auflagen zu volkstümlichem Preise herausgegeben (Leipzig, Inselverlag. 24 Bildtafeln). Fortbleiben mußten die Straußschen Anmerkungen und die des Herausgebers aus den ersten Auflagen. Kleine Versehen und Irrtümer sind berichtigt. Im Nachwort steht eine knappe Auseinandersetzung mit anderen Hutten-Biographen wie Kalkoff und Walser. — Ein unentbehrlicher Beitrag von europäischem Rang zur europäischen Geschichte ist das große zweibändige Werk des verstorbenen tschechischen Historikers Josef Pekař „Wallenstein“ 1630—34“ (Berlin, Alfred Metzner. RM 19,—), dessen Übertragung ins Deutsche der Autor selber überwachte. Er konnte aus tschechischen, bisher nicht erschlossenen Quellen schöpfen und durch sie den Nachweis erbringen, daß auch Wallensteins Verhandlungen mit den Sachsen schon ausschließlich im Zuge seiner geplanten Verschwörung gegen Wien standen. Eine bisher nicht genügend in ihrem Planen und Wirken beachtete Persönlichkeit des Dreißigjährigen Krieges, der sächsische Generalleutnant Johann Georg v. Arnim, wird in seiner eigentlichen Bedeutung erst jetzt eindeutig klar. Der erste Band gibt den Text, der zweite die wissenschaftlichen Anmerkungen zu diesem großen Wurf. — Unter dem Titel „Herrschen und Dienen“ ist jetzt der 2. Teil der Randbemerkungen Friedrichs des Großen erschienen, gesammelt und erläutert von Georg Borchardt (Potsdam, Athenaion. RM 2,90). Der historisch-menschliche Wert dieser Randbemerkungen kann gar nicht überschätzt werden. — Dem letzten römisch-deutschen Kaiser, „Kaiser Franz“, hat Viktor Bibl eine kritische Biographie gewidmet, die seine Arbeiten über Kaiser Franz aus seinem Buche „Zerfall Österreichs“ in der Hauptsache unverändert, aber unter Berücksichtigung aller neueren Forschungsergebnisse enthält (Leipzig, Johannes Günther). — Werner Richter schrieb eine Biographie

„Kaiser Friedrich III.“ (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch. 13 Bildtafeln. RM 7,50), in der die Tragik und das Menschentum des Hohenzollern, durch dessen kurze Regierungszeit und frühen Tod eine ganze Generation aus der Gestaltung des deutschen Geschicks ausgeschaltet wurde, überzeugend zum Ausdruck kommt. — Eine kurzgefaßte „Geschichte des Deutschen Volkes“ im Grundriß schrieb Gerhard Krüger (Leipzig, Bibliographisches Institut. 24 Kunstdrucktafeln, 20 farbige Tafeln, 24 zum Teil farbige Tafeln. RM 4,80), die vom Germanentum bis zur Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit im Dritten Reiche reicht. — Aus dem Standardwerk der schwedischen Geschichte von Carl Grimberg ist in der Auswahl und in der deutschen Übertragung von Alexis von Engelhardt ein höchst lebendiges Buch unter dem Titel „Die wunderbaren Schicksale des schwedischen Volkes“ (München, F. Bruckmann. RM 12,50) erschienen. In Einzeldarstellungen wird ein prachtvolles endgültiges Bild vom Werden und von der Geschichte der Schweden vermittelt. — William Fosters „Englands Quest of Eastern Trade“ ist von Dr. van Bebber unter dem Titel „England erobert den Orienthandel“ erschienen (Leipzig, Wilhelm Goldmann), das, reich mit Bildern und Karten ausgestattet, die Begründung des Englischen Weltreiches durch einzelne große, kühne und skrupellose Persönlichkeiten in fesselnder Form zur Anschauung bringt. — Paul Herres Werk „Die Kleinen Staaten Europas und die Entstehung des Weltkrieges“ (München, C. H. Beck) ist eine grundsätzliche und wichtige Arbeit, die man zum Verständnis der Vorkriegs- und Kriegsgeschichte nicht entbehren kann. Er behandelt die iberischen, die skandinavischen, die mitteleuropäischen und die Balkanstaaten. Ein Schlußkapitel berücksichtigt die Haltung der kleinen Staaten im Weltkrieg und die Auswirkungen der Pariser Diktate auf sie. — Egon Heymann gibt in seinem Buche „Balkan, Kriege, Bündnisse, Revolutionen“ einen Überblick über 150 Jahre Politik und Schicksale dieser, von Leidenschaften durchzitterten und bewegten Landschaft Europas, die so oft schon Europas Schicksal wurde. Heymann konnte in siebenjähriger politischer Journalistenarbeit in Belgrad eine so lebendige Anschauung der dortigen Völker gewinnen, daß er aus tiefem Verständnis heraus ihre Geschichte und ihre Möglichkeiten von heute und morgen klar sehen lernte (Berlin, Junker & Dünnhaupt. 50 Bilder, viele Karten. RM 8,50). — Den dritten Band des unentbehrlichen Werkes „Weltgeschichte der Gegenwart in Dokumenten 1935 bis 1936“ gab Werner Frauendienst heraus (Essen, Essener Verlagsanstalt). Er behandelt die internationale Politik der beiden Jahre mit einer vorbildlichen historischen und außenpolitischen Schulung. — Eine wertvolle Ergänzung der ernsten Historie gibt der „Narrenspiegel der Geschichte“ (ebenda), zusammengestellt aus dem Archiv der National-Zeitung, der in 485 Karikaturen, gesammelt aus der Bosheit und dem Witz aller Nationen im Zerrspiegel den Ablauf des Geschehens und seine gefühlsmäßig bedingte Notwendigkeit schildert. — Eine musterhafte Monographie einer Stadt ist die Arbeit von Albert Brackmann „Magdeburg als Hauptstadt des deutschen Ostens im frühen Mittelalter“ (Leipzig, H. Schmidt & C. Günther). — Die Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsgeschichte, gesehen von England aus, beleuchten eindringlich die deutschen Übersetzungen von George Macauly Trevelyans „Sir Edward Grey. Sein Leben und sein Werk“, von Gerhard Schilde, eingeleitet von Karl Alexander von Müller, und Sir Austen Chamberlain „Englische Politik, Erinnerungen aus 50 Jahren“, übersetzt und herausgegeben von Fritz Pick, zu dem der gegenwärtige englische Premierminister Neville Chamberlain ein Vorwort schrieb (Essen, Essener Verlagsanstalt). Beide Bücher sind unschätzbare Beiträge zu den Grundlagen britischer Politik, da der Biograph Sir Edward Greys mit klarer Objektivität Leben und Wollen des Mannes darstellt, dem das Schicksal eine so verhängnisvolle Rolle zuschrieb. Sir Austen Chamberlain legt mit der ihn auszeichnenden unerbittlichen Wahrheitsliebe Grundsätze dar, nach denen er sein politisches Wollen ausrichtete. Bemerkenswert sind seine Urteile über die Staatsmänner des eignen Landes und fremder Länder, mit denen ihn sein Wirken in Berührung brachte. — Der Präsident der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres, Oberstleutnant a. D. Wolfgang

Foerster, bearbeitete und versah mit geschichtlichem Begleittext die „Briefe und Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls von Mackensen aus Krieg und Frieden" (Leipzig, Bibliographisches Institut. 16 Bildtafeln, 12 Kartenskizzen. RM 6,50).

Um die Fragen des Britischen Weltreichs kreisen nach wie vor die Bemühungen nach klarer Erkenntnis des einzigartigen Phänomens. In der Schriftenreihe der preußischen Jahrbücher untersucht Reinald Hoops „Die Zukunft des Britischen Weltreichs" (Berlin, Georg Stilke. RM 5,50). Er ist von der Festigkeit des Empire überzeugt und glaubt an eine Zunahme seiner Macht; er weiß aber, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, daß die Entscheidung letztlich in dem Lebens- und Behauptungswillen des englischen Volkes liegt. — In derselben Schriftenreihe erschien eine lebendig geschriebene Untersuchung von Arvid Balk „Singapur, Englands Panzerfeste im Fernen Osten" — Werner Schmidt-Pretoria untersucht in seiner Schrift „Südafrika gestern und heute" (Stuttgart, Ferdinand Enke. RM 4,—) das geschichtliche Gefüge Südafrikas, seine gegenwärtige Lage und die Probleme, um deren Lösung es ringt. — Aus eigener Anschauung schrieb Ivar Lißner sein fesselndes Buch „Menschen und Mächte am Pazifik" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 5 Kartenskizzen. RM 5,50). Die Beobachtung eines scharfen Auges und offenen Kopfes erfassen nicht nur die Menschen am Pazifik, also in Japan, China, Australien und der Südsee, sondern behandeln auch die geschichtlichen, politischen und sozialen Grundlagen ihres Lebens. — Der Historiker an der Universität Berlin A. O. Meyer hat in seinem Buche „Deutsche und Engländer" (München, C. H. Beck. RM 7,50) eine Reihe von selbständigen Aufsätzen, die durch einen großen Zusammenhang verbunden sind, erscheinen lassen: vom deutschen Charakter und Geisteshaltung, Persönlichkeiten der deutschen Geschichte aus dem 19. Jahrhundert um den Mittelpunkt Bismarck und endlich Charakterbilder von König Jakob I. und Cromwell und als Abschluß eine Betrachtung „England und das Britische Weltreich". Diese auch stilistisch fein abgewogenen Arbeiten sind ein sicherer Führer zum Verständnis von Wesen und Werden der beiden Völker in großen Epochen ihrer Geschichte. — In der Reihe „Völker und Staaten in Einzeldarstellungen" (Reichenau, Rudolf Schneider) untersucht Heinrich Klingenberg das Problem „Frankreich". Mehrere Karten sind beigegeben. Er geht von dem Standpunkt aus, daß die Frage einer politischen Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Deutschland nach wie vor die Schicksalsfrage Europas ist, und untersucht, welche Kräfte des Volkes und Landes lebendig und zukunfttragend sind. — Dem immer noch oder schon wieder sehr aktuellen Problem „Weltentscheidung im Mittelmeer" gilt eine Untersuchung von Edmund Schopen (Leipzig, W. Goldmann). — Jeder neue Beitrag zur Frage Europa ist zu begrüßen, und um so mehr, wenn er von so bedeutsamer Hand wie von der Erich Brandenburgs stammt, der in seinem Buche „Europa und die Welt" (Hamburg, Hoffmann & Campe) in meisterhafter Form das Problem in seinem geschichtlichen Werden, in den gemeinsamen Grundlagen der westeuropäischen Kultur, in der Entwicklung Europas und der übrigen Weltteile bis 1870, der europäischen Expansion von 1871 bis 1914, die Folgen des Weltkrieges und endlich die Kräfte untersucht, die vielleicht zu einer gesunden Lösung der Zukunftsfragen führen können. — Von einer ganz andern Seite tritt Heinrich Kreutz an die Frage heran in seinem fesselnden Buch „Europa als Abenteuer" (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), in dem er die Abenteurer auf der Hintertreppe des Weltgeschehens, wie die großen Schieber Basil Zaharoff und Ivar Kreuger, aber auch die im Hintergrunde wirkenden Männer der Tat, wie Oberst Lawrence und andere, behandelt. Das Buch ist geeignet, romantische Vorstellungen vom politischen Geschehen richtigzustellen. — „Europa durch die Windschutzscheibe" sah Lutz Koch, der von einer interessanten Autofahrt über 25000 Kilometer durch 16 europäische Länder anziehend und gescheit zu plaudern weiß (Berlin, Deutscher Schriftenverlag. 100 Fotos. RM 6,50). — Einem zentralen Problem geht Dolf Sternberger mit Frische, Schärfe und einer gewissen Anmut zu Leibe in seinem Buche „Panorama oder Ansichten vom 19. Jahrhundert" (Ham-

burg, H. Goverts Verlag. RM 7,50). Zentral, weil es eine unaufschiebbare Aufgabe für jeden ist, sich mit dem Wesen dieses zuviel gelobten und zuviel gelästerten, fast immer mißverstandenen Jahrhunderts auseinanderzusetzen, da von seiner Erkenntnis wesentliche und richtunggebende Zielsetzungen der Zukunft abhängen. — Wenn man das Buch von Webb Miller, des bekannten und hervorragenden amerikanischen Journalisten, „Ich fand keinen Frieden" (Berlin, Rowohlt) liest, den seine Arbeit nach dem Weltkrieg an alle Unruheherde und Brennpunkte politischen Geschehens in der Welt führte, und seine pessimistische Bilanz richtig liest, so kann man dem 20. Jahrhundert kaum eine größere Chance geben als dem gescholtenen 19. — Das Problem „Mitteleuropa" und die Versuche seiner Lösung in der deutschen Geschichte untersucht der Wiener Historiker Heinrich von Srbik in einer Broschüre, die einen Vortrag von der Jahresversammlung der „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde" wiedergibt. — Die gleiche große und schicksalsschwere Frage steht über dem Leben Friedrich Naumanns, dem einer seiner nächsten Mitarbeiter, Theodor Heuß, eine bedeutende Biographie geschrieben hat, die schlechthin die Naumann-Biographie zu nennen ist, ein würdiges Denkmal für einen Mann, dessen Streben zwar der Erfolg nicht krönte, dessen reines Wollen und hoher Gedankenflug ihn aber bei allen Irrtümern hoch aus seiner Umwelt emporheben. Das Buch ist gerade heute von stärkster Aktualität; darüber hinaus aber ist es das politische und religiöse Bild einer ganzen Epoche, geschrieben von einem klaren, gescheiten und warmherzigen Menschen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). —

Länder und Reisen

Eine Fülle wertvoller Bücher zeigt das nicht erloschene Interesse des Deutschen an der Ferne allen Devisenschwierigkeiten zum Trotz. Ernst Cordes, ein guter Kenner des Fernen Osten, wie sein Buch über Mandschukuo bewies, versucht in seinem Gemälde „Peking, der leere Thron" aus eigner Anschauung in der Schilderung der Stadt und ihrer Menschen zum Verständnis der großen chinesischen Frage auf einem persönlichen Wege zu führen. (Berlin, Rowohlt.) — Ebenfalls aus persönlicher Anschauung berichtet Walter Boßhard über „Kühles Grasland Mongolei" (Berlin, Deutscher Verlag. 11 Photos, 2 Karten. RM 6,80) und versteht es, den Zauber und die Schönheit der unendlichen, unberührten Steppe in mitreißender Form erstehen zu lassen. Außerordentlich interessant ist die Erzählung von dem schwedischen Herzog der Mongolei. In dieser großen, durch keine Schranken eingeengten Natur sind eben Dinge möglich, die in der Enge der von Städten beherrschten Länder wie Märchen anmuten. — Als letztes Buch seiner großen Trilogie, in der er Rechenschaft von seiner Expedition im Dienste der chinesischen Regierung in den Jahren 1933 bis 1935 ablegt, hatte Sven Hedin sein Werk „Der wandernde See" erscheinen lassen (Leipzig, F. A. Brockhaus. 151 Abbildungen, 10 Karten. RM 8,—). Schon jetzt konnte die dritte Auflage erscheinen. Als Einziger hatte Sven Hedin an die Erzählungen der alten Chinesen geglaubt, daß der Lopnor dort läge, wo sie ihn in ihre Karten eingetragen hatten. Das rätselhafte Wirken der Natur, für das es eine Erklärung nicht gibt, bestätigte die Richtigkeit seiner Annahme: nach 1600 Jahren war der Fluß mit seinem Endsee in der Wüste an die ursprüngliche Stelle zurückgekehrt, und Sven Hedin konnte sein Forscherleben damit krönen, daß er diese Tatsache wissenschaftlich und kartographisch festhielt. — Josef Maria Frank berichtet in seinem Buche „Mexiko ist anders" von diesem Land, das er in angreifender Reise durchquerte, und weiß von dem unbekannten Mexiko aus seinen ältesten Zeiten bis zu seinen heutigen Problemen in lebendiger Form Neues zu sagen (Berlin, Universitas, 135 Photos, 1 Karte). — August von Krals, des früheren österreichischen Gesandten Werk über „Das Land Kemal Atatürks" (Wien, Wilhelm Braumüller. RM 7,50) erlebte eine zweite, vollständig umgearbeitete und stark erweiterte Auflage, die dieses zuverlässige Buch bis in die Aktualität der heutigen Probleme fortsetzt. — Von dem „Neuen Hellas" berichtet Hans Schumacher und läßt aus Geschichte, aus Volk und Raum, Staat und Recht, Wirtschaft und Finanzen und dem kulturellen Leben den Untergrund erstehen, aus dem man erst die

aktuellen Probleme, mit denen Griechenland ringt, richtig einzuschätzen versteht (Berlin, Georg Stilke, Schriftenreihe der Preußischen Jahrbücher). — Friedrich Sieburg hat Portugal mit den Augen eines Liebenden bereist und weiß in seiner geistvollen und anschaulichen Art sowohl das Land in der Schönheit seiner Farben wie auch das Volk, das tapfer den Weg zu sich selbst zurückfand, dem Leser nahezubringen: „Neues Portugal" (Frankfurt, Societäts-Verlag. 24 Bildseiten. RM 5,80). — Die Achse Rom — Berlin findet ihren Niederschlag auch in einer zahlreichen Literatur. Joachim Bannes berichtet in seinem Buch „Durch das Tor des Südens" von genußreichen oberitalienischen Wandertagen (Berlin, Dietrich Reimer. 64 Bildseiten). — Bettina Seipp legt Zeugnis von künstlerischem Erleben, wie nur ein begeisterter Mensch es haben kann, ab von ihrem Besuch in „Neapel und Sizilien", die sie als Land der Griechen erlebte. (Leipzig, Inselverlag, 46 Bildtafeln, 1 Karte). Hier wird in hymnischer Form älteste Geschichte zur lebendigen Gegenwart. — Von „Capri, seinem Mythos und seiner Wirklichkeit" singt das Buch von Amedeo Maiuri in der deutschen Übersetzung von Ernst Hohenemser (Napoli, Editrice Rispoli Anonima). — Dr. Paul Wolff schreibt zu den ausgezeichneten Photos von Alfred Tritzschler die Beschreibung der gemeinsamen Reise „Kleine Italienfahrt". Professor Georg Biermann stellt aus seiner engen Verbundenheit ein Vorwort zum Erlebnis Italien voraus (Berlin, Karl Specht). — 38 Landschaftsdarstellungen von erlesener Schönheit versah mit einer Einleitung Paul Schultze-Naumburg „Heroisches Italien" (München, F. Bruckmann). Die ausgezeichnete Ausstattung entspricht der Güte der Bilder. — Von heroischer Arbeit weiß in sachlicher Klarheit bei allem persönlichen Beteiligtsein Vincenzo Rossetti zu berichten „Städte wachsen aus dem Sumpf", ein Tagebuch harten Kampfes und großen Sieges (Berlin, Rowohlt. Mit Bildern) in der deutschen Übertragung von Theodor Lücke. — Alfons Paquet vereinigt in dem Buche „Land voraus" (München, Knorr & Hirth. 16 Bildtafeln. RM 3,50) Berichte von deutschen Schriftstellern und Dichtern, die alle Reisende aus Leidenschaft sind: Robert Haerdter, Josef Maria Frank, Norbert Jacques, Lily Abbegg, Hans Reifenberg, Monhove, Kasimir Edschmid, Hans Rhotert, Walter Neubach, August Heisler und Rudolf Kienau, so daß der Zauber der Ferne und die ganze Welt in ihrer Schönheit und ihrer Pracht, durch starke Temperamente gesehen, hier den Leser erfaßt. — Schulz-Kampfhenkels Bericht über seine Studentenexpedition in die Wildnis der Pfefferküste „Im afrikanischen Dschungel als Tierfänger und Urwaldjäger" (Berlin, Deutscher Verlag) konnte in zweiter Auflage erscheinen. Die erste hieß bekanntlich „Das Dschungel rief". — Max Junge erzählt anschaulich und fesselnd von seinen Erlebnissen in den patagonischen Sümpfen „Papageien und Eisberge" (ebenda, 18 Abb., 3 Karten). — Aenne Schmücker schrieb eine Einleitung und Übersetzung zu Knud Rasmussen „Mein Reisetagebuch", dessen dänische Originalausgabe einen verdienten großen Erfolg fand, das die wahrhaft männliche Leistung seiner Fahrt über das grönländische Inlandeis zum Pearyland beschreibt (Berlin, S. Fischer, RM 6,50).

Buchreihen

Die „Kleine Bücherei" des Verlages Langen/Müller (München) legt eine Reihe von Neuerscheinungen vor, die alle ihren Sonderwert haben. Josef Hofmiller erzählt Wernher des Gartenaere Geschichte „Der Meier Helmbrecht" nach, Hans Jakob Christoph von Grimmelshausens „Kalendergeschichten" wählte Herbert G. Göpfert aus. Von Schiller sind „Die Räuber" aufgenommen, von Gotthelf „Barthli der Korber". Von Briefen bringt die Sammlung in Auswahl „Die Briefe des Reichsfreiherrn vom Stein", eingeleitet von Erich Botzenhart, und von demselben Herausgeber „Briefe des Generals Neidhart von Gneisenau". Dem siebenbürgischen Märtyrer „Stefan Ludwig Roth" gilt die Auswahl aus seinen Schriften und Briefen von Otto Folberth. Sehr frisch ist das Bändchen „Der Alte Fritz im Volksmund", in dem Heinz Diewerge Geschichten und Schwänke sammelte. Weitere Bändchen gelten einer neuen Folge „Herkunft und Gestalt". Hier erschienen „Die heldische

Gestalt in der deutschen Kunst" von Hubert Schrade, der 48 Bilder sammelte und beschrieb, „Germanische Kunde", eine Sammlung von Übersetzungen früher Berichte der Griechen und Römer von Hermann Roth mit 8 Bildern und 2 Karten, „Das deutsche Gesicht in Bildern aus acht Jahrhunderten deutscher Kunst" in 48 Bildern von Hubert Schrade ausgewählt und beschrieben und endlich „Baum und Wald in Bildern deutscher Maler" 50 Bilder, ausgewählt und beschrieben von demselben Verfasser. (Jedes Bändchen RM 0,80.)

In einer neuen Reihe „Menschen und Menschenwerk" (Berlin, Metten & Co., RM 0,60 pro Bändchen), die Hans Steinsdorff herausgibt, sind erschienen „Johann Caspar Goethe", Vater eines Genies, von Werner v. d. Schulenburg, von Alfred Funke „Carl Peters", „Wilhelm Herrschel", der Musiker von Beruf und Astronom aus Leidenschaft war, von Gert von Natzmer und endlich eine Würdigung der Lebensleistung des verunglückten Luftschiffkommandeurs „Ernst A. Lehmann" von Leonhard Adelt. Die Sammlung soll bedeutende deutsche Menschen aus allen Zeiten und allen Schichten, die schöpferisch und bahnbrechend wirkten, in gemeinverständlicher Darstellung an weiteste Kreise heranbringen.

„Aus dem ewigen Schatz deutscher Lyrik", eine Buchreihe in geschmackvollen Bändchen des Verlages Rütten & Loening (Potsdam), enthaltend Friedrich Hölderlin „Das himmlische Feuer", Gottfried Keller „Dankbares Leben", Eduard Mörike „Der Liebe Heimat", Goethe „Das Göttliche", Schiller „Der heilige Zirkel", Conrad Ferdinand Meyer „Das stille Leuchten", Joseph Freiherr v. Eichendorff „Trost der Welt", Storm „Stimmen über der Tiefe", eine Sammlung von vaterländischen Liedern „Der Freiheit Morgenrot" und eine Sammlung geistlicher Lieder „Ein feste Burg", führt sich durch die ausgezeichnete Auswahl vielversprechend ein. Jedes einzelne Bändchen ist in einem guten Druck reizvoll ausgestattet und für den geringen Preis von RM 1,20 zu haben.

In einer neuen Buchreihe „Deutsches Unternehmertum" gibt Victor Pflanz eine Geschichte des Hauses „Siemens" (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft. RM 3,80) von den Anfängen in der kleinen Werkstatt am Anhalter Bahnhof bis zum Aufstieg zu der heutigen Firma von Weltruf. Die Gründer und Fortführer des Hauses werden in ihrer persönlichen Eigenart und ihren Leistungen für ihr Werk und damit für das Ansehen und die Geltung Deutschlands in der Welt verständnisvoll geschildert.

Die sich immer auf der gleichen beachtlichen Höhe haltende „Kröners Taschenausgabe" bringt eine Übersetzung von Thukydides' „Der Große Krieg", in der Übertragung und eingeleitet von Heinrich Weinstock (RM 2,75) und ebenso „Die Gedichte des Horaz" (RM 3,25), übertragen und sachkundig eingeleitet von Rudolf Helm, der dankenswerterweise den lateinischen Text der deutschen Übersetzung gegenüberstellt. (Stuttgart, Alfred Kröner.) — In der Jubiläumsreihe der Insel-Bücherei (Leipzig) sind neu erschienen „Lateinische Gärten", eine Auswahl römischer Gedichte von Karl Preisendanz, „Hutten der Deutsche", herausgegeben von Otto Clemen, enthaltend Gedichte, Abschnitte aus der Türkenrede und das Totengespräch Arminius, ferner zwei ganz besonders reizvolle Bändchen, mit Bildern in glänzender Wiedergabe ausgestattet: „Die Bildwerke des Bamberger Doms" mit Geleitwort von Karl Gröber und 24 farbige Handzeichnungen, „Bildnisse" Hans Holbeins d. J., zu denen Wilhelm Waetzoldt ein Geleitwort schrieb. — Eine der Verinnerlichung dienende neue Reihe erscheint unter dem Titel „Zeugen des Wortes" (Freiburg, Herder & Co.) „Gott ist die Liebe", Predigten des hl. Augustinus über den ersten Johannesbrief, übersetzt und eingeleitet von Fritz Hofmann (RM 2.—); „Die Briefe des Hl. Ignatius von Antiochien", übersetzt und eingeleitet von Ludwig A. Winterswyl; die „Briefe des heiligen Thomas More aus dem Gefängnis", übertragen und eingeleitet von Karlheinz Schmidthüs; gleichfalls von ihm übertragen Kardinal John Henry Newman „Die Einheit der Kirche und die Mannigfalt ihrer Ämter" und Nikolaus Gogols „Betrachtung über die göttliche Liturgie", übertragen von Reinhold von Walter. Diese Schriftenreihe setzt sich das Ziel, den Christen von heute

Zeugnisse christlichen Seins, Denkens und Tuns aus allen Zeiten zu vermitteln und dadurch die Möglichkeit zur Vertiefung des Glaubensbewußtseins und einer wirklichen christlichen Existenz zu geben. Der Name des Herausgebers Karlheinz Schmidthüs bürgt dafür, daß diese Reihe wie die vorliegenden Proben ihren Zweck voll erfüllen wird. — In der „Sammlung Göschen" ist neu erschienen „Stilkunde" von Professor Dr. Hans Weigert in zwei Teilen: „Vorzeit, Antike, Mittelalter" (94 Abb.), „Spätmittelalter und Neuzeit" (84 Abb., Berlin, de Gruyter & Co. Je Band RM 1,62) und Dr. Hans Feist, „Sprechen und Sprachpflege" (ebenda, RM 1,62, mit 25 Abb.) — In „Meyers Bildbändchen" schreibt Roland Tenschert „Christoph Willibald Gluck", Leben in Bildern, und Karl Fricke gibt eine klare und sachgemäße Einführung in den „Flug-Modell-Bau" mit 47 Bildern. In „Meyers Bunten Bändchen" erschien Georg Böse „Vom Rauchen und vom Rauchtabak", in „Meyers Kleiner Handbücherei" Hans Freyer „Machiavelli", Walther Hinz „Iran. Politik und Kultur von Kyros bis Reza Schah" und Benno von Wiese „Die Dramen Schillers. Politik und Tragödie" (Leipzig, Bibliographisches Institut, je RM 2,60). — In der Reihe „Volksart und Brauch", die Adolf Spamer herausgibt (Jena, Eugen Diederichs), legt er ein Bändchen vor „Weihnachten in alter und neuer Zeit" mit 33 Abb. Die neue „Sammlung Dieterich" (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung), die sich auch in der äußeren Form an bewährte Vorbilder anpaßt, empfiehlt sich durch die getroffene Auswahl vielversprechend: Thassilo von Scheffers wohlbekannte Homerübersetzungen erschienen in Neugestaltung „Odyssee" (RM 4,50), „Ilias" (RM 5,25). Ferner zum Hamann-Jubiläum „Hamann Magus des Nordens", Hauptschriften, herausgegeben von Otto Mann (RM 4,25), Henrich Steffens „Was ich erlebte", herausgegeben von Willi A. Koch (8 Abb. RM 4,25), von dem gleichen Herausgeber „Briefe deutscher Romantiker" (RM 4,80), ferner eine Auswahl aus Justus Mösers Schriften „Deutsche Staatskunst und Nationalerziehung", herausgegeben von Peter Klassen (RM 4.—) und „Moltke. Leben und Werk in Selbstzeugnissen", ausgewählt und herausgegeben von Max Horst und endlich „Deutsche Kolonialpolitik in Dokumenten", herausgegeben von E. G. Jacob, zu dem Gouverneur Heinrich Schnee ein Geleitwort schrieb (RM 5,50). Für eine Buchreihe empfiehlt sich ein Einheitspreis; das große Lesepublikum wird leicht kopfscheu, wenn die gleich aussehenden Bändchen alle verschiedene Preise haben. — In den von dem tüchtigen und bewährten Schulrat Sczodrok betreuten „Schlesien-Bändchen", die immer geschickt und einprägsam wirken, sind neu erschienen: Ernst Petersen „Germanen in Schlesien"; Hermann Aubin „Schlesien. Ausfallstor deutscher Kultur nach dem Osten"; „Josef von Eichendorff" von Willibald Köhler und Dora Lotti Kretschmer „Schlesisches Himmelreich" (Flemmings Verlag, Breslau-Deutsch-Lissa).

Film-Roman

Ein neuer Roman von dem als Verfasser mehrerer Kriminalgeschichten bekannten Frank Norbert „Der Stumme von Notting Dale" (Aufwärts Verlag, Berlin. RM. 3,80) ist bisher noch nicht verfilmt, bietet aber für diese Gattung Film zweifellos genügenden Anreiz. Er spielt in England. Ein begabter Kriminalinspektor, schöne junge Mädchen, ein reicher Lord, ein schuftiger Rechtsanwalt, mit trüben Verbindungen in die Unterwelt, sind vorhanden, und die Fabel des Romans knüpft so lange Verbindungen und Verwirrungen, bis der Leser mit Befriedigung das „happy end" erlebt, bei dem die Bösen zur Strecke gebracht und die Guten belohnt werden.

Das Allbuch vollständig

Mit gewohnter Pünktlichkeit hat der Verlag Brockhaus (Leipzig) nun den 4. Band von dem neuen „Allbuch" herausgebracht, der die Stichworte von S—Z umfaßt, und hat zu den von ihm gesetzten Terminen dieses neue Konversationslexikon fertiggestellt, das 4 Bände und einen besonders guten Atlas

umfaßt. (Jeder Textband RM 11,50.) Die Schnelligkeit, mit der hier gearbeitet worden ist, die der Zuverlässigkeit in keiner Weise abträglich war, möge ein Beispiel belegen: die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich ist berücksichtigt. — An dieser Stelle ist über die Vorzüge gerade dieses Lexikons nichts mehr zu sagen, nachdem wir die anderen Bände regelmäßig angezeigt haben. Es bleibt nur festzustellen, daß der 4. Band das hielt, was die ersten drei versprachen.

Rudolf Pechel.

Das Wort Englands

Über England liegt ein drohender Schatten. Die Bevölkerung hat das dunkle Gefühl, daß Krieg in der Luft liegt. Anders kann sie sich die fieberhafte Aufrüstung nicht erklären. Philipp Gibbs zeigt uns in seinem Buche „England spricht" (Berlin, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft), wie dieser Gedanke die Menschen gepackt hat, wie er sie aus ihrem englischen Phlegma herausreißt, sie unsicher und allen Gerüchten zugänglich macht. Wie groß ist die Spanne, die zwischen den ersten Kapiteln aus dem Beginn des Jahres 1936, dem Tode König Georgs V. und den letzten Kapiteln, also nach dem Zusammenbruche Abessiniens und damit der Genfer Liga und dem Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges liegt. Die Auffassungen von Gibbs werden nicht immer unsere Zustimmung finden, aber wir erhalten durch ihn einen Einblick in die geistigen Spannungen Englands in den letzten Jahren, wie sie uns sonst kaum in dieser einprägsamen Form geboten werden. Gibbs läßt den Mut nicht sinken. In seinem Schlußwort wendet er sich an die Jugend, die die Zukunft haben wird. Der Krieg, den seiner Darstellung nach alle in England erwarten, wird nicht kommen, das ist die tröstliche Aussicht, die er uns bietet. Ernst Samhaber.

Die Dichter der Deutschen

Man hört heute vielfach die Ansicht, die Wirkung unserer sogenannten Klassiker, also etwa der deutschen Dichtung des Jahrhunderts von 1760 bis 1860, habe in einer auffallenden und bedenklichen Weise abgenommen; als Symptom wird unter anderem die gering gewordene Nachfrage nach Klassikerausgaben angeführt. Ohne in diesem Zusammenhange auf solche Klagen einzugehen und sie auf ihre Berechtigung und ihre Hintergründe zu untersuchen, möchte ich ein neues Unternehmen willkommen heißen, das es sich zur Aufgabe gesetzt hat, das unvergängliche Geistesgut der klassischen Dichtung von neuem zu einem lebendigen Eigentum der Nation machen zu helfen. Unter klassischer Dichtung ist hier in einem erweiterten Sinne all das zu verstehen, was über einen gewissen zeitlichen Abstand hinweg seine Unverwelklichkeit bewährt. Gewiß sind wir noch nicht wieder so reich geworden, daß wir es uns ohne Schaden leisten könnten, unsern vielbeneideten überkommenen Besitz verstauben zu lassen oder zu verschleudern.

In der Erkenntnis, daß es nicht an leicht zugänglichen Klassikerausgaben fehlt, sondern an der Bereitwilligkeit, sie zur Hand zu nehmen, hat der Verlag J. G. Cotta, den ja eine rühmliche Tradition mit den großen Zeiten unserer Dichtung verknüpft, in Verbindung mit der Deutschen Akademie in München einen neuen Weg beschritten. In seiner Reihe „Die Dichter der Deutschen", deren erste fünf Bändchen soeben erschienen oder doch im Erscheinen begriffen sind, gibt er nicht eine Literatur-, sondern eine Persönlichkeitsgeschichte der deutschen Dichtung. Es gilt nicht die Analyse des Einzelwerkes, sondern die Darstellung des dichterischen Lebenskampfes und Lebensschicksals. Bei der starken Anteilnahme, die gerade unsere Zeit dem Biographischen in jeder Form, der Persönlichkeitsdarstellung und Persönlichkeitsdeutung entgegenbringt, scheint die Hoffnung

---

gegründet, der vom brennenden Lebensablauf Kleists Erschütterte, der von Mörikes inniger Weltabkehr Berührte werde von neuem oder gar zum ersten Male nach der Penthesilea oder nach den süßesten Versen des Schwaben greifen, als nach den Zeugnissen und Niederschlägen des gelebten Lebens. Es entspricht der geschilderten Zielsetzung, daß die Gestaltung der Dichterschicksale nicht in die Hände der Literarhistoriker gelegt, sondern dem heute lebenden Dichtergeschlecht anvertraut worden ist. In der ersten Folge schreiben Hermann Claudius über Matthias Claudius, Friedrich Griese über Fritz Reuter, Robert Hohlbaum über Grillparzer, Edgar Maaß über Lessing und Josef Magnus Wehner über Hebbel. Für den Herbst wird eine neue Folge versprochen. Die Bändchen sind wohlfeil und ansprechend ausgestattet. In dem Bestreben, der großen deutschen Dichtung den gefährdeten Boden zu sichern, den etwa verlorenen zurückzugewinnen, wenden sie sich nicht nur „an die Gebildeten unter ihren Verächtern". Das Ziel der Reihe wird jeder bejahen; möge er auch die Wegbereitung fördern!

Werner Bergengruen.

Paracelsus

Als ein freundlicher Vorbote zur Feier seines vierhundertjährigen Todestages ist im Verlage Bika Stuttgart eine kleine Paracelsusmonographie von Adolf Reitz unter dem Titel „Die Welt des Paracelsus" erschienen, welche in zwei Abschnitten das Leben und die Gedanken des großen ärztlichen Magiers und Landfahrers beschreibt, der bis auf den heutigen Tag immer noch das fleischlichste Urbild des Doktor Faust geblieben ist. Adolf Reitz ist denkbar fern von einer mythisierenden oder romantisierenden Darstellung seines Helden, er kommt speziell der großen Paracelsus-Trilogie Kolbenheyers nirgends in die Quere. Das Büchlein gibt nur einen sachlichen, freilich etwas locker beflügelten Abriß dieses auf keine mathematische, ja schon kaum auf eine legendäre Kurve abbildbaren Lebens. Ein Labyrinth der Phantasie in Fleisch und Blut und Schicksal umgesetzt, eine Kaprice der menschenbildenden Natur, das sind allenfalls die Symbole, mit denen sich das Leben des „ausgezeichneten Doktors der Medizin" umschreiben ließe. Ein wahrhaft „europäisches" Leben einerseits, ein echt schwäbisch-versponnenes Leben auf der anderen Seite. Heute, wo wir als Nachwelt im allgemeinen mehr zur Verklärung des Genialen darin neigen, wo überhaupt die Gestalt des Paracelsus in ihrem Grabe unruhig geworden ist und in der geistesgeschichtlichen Erinnerung mannigfach „umgeht", tut es andererseits gut, die zahlreichen wörtlichen Paracelsus' Zitate des Buches in ihrer ungeschminkten Kraßheit recht unhistorisch auf sich wirken zu lassen um der Gerechtigkeit willen auch an den „Widersachern" dieses Schicksales. Die allerdings nahezu unüberwindliche Schwierigkeit, des Paracelsus' Gedankenwelt in moderne Begriffe, ja nur Worte zu übertragen, wird im zweiten Teile der Schrift nun freilich nicht restlos gelöst. Immerhin liest man aber auch hier nicht ohne Gewinn, ohne einen „Geschmack" dieses Geistes auf der Zunge zu behalten, wenn auch die vom Autor mannigfach versuchten Parallel-Konstruktionen zwischen paracelsischen „Kategorien" und den Erkenntnissen oder Theoremen der modernen Medizin für eine wirklich stichhaltige, d. h. praktische Nachprüfung kaum ausreichen dürften. Das Büchlein will aber wohl mehr für Kulturhistoriker und für die allgemeine Bildung als für die medizinische Fachliteratur geschrieben sein.

Joachim Günther.

Der deutsche Lebensraum

Die Preußische Akademie der Wissenschaften ist mit Unterstützung der zuständigen Reichsstellen an die Lösung einer großen Aufgabe herangetreten, die schon lange als dringlich

empfunden wurde: in ihrem Auftrage gibt nun der Geograph der Berliner Universität Prof. Dr. Norbert Krebs den „Atlas des deutschen Lebensraumes" heraus (Leipzig, Bibliograph. Institut. RM 19,50). Bisher liegt die erste Lieferung vor, die außer dem Vorwort des Herausgebers die Karten Nr. 1, 6, 12, 27, 29 und 41 mit den dazugehörigen Texten umfaßt. Diese erste Lieferung gibt ein deutliches Bild von dem, was der ganze Atlas bei seinem Abschluß sein wird, der in vier große Abteilungen gegliedert ist: 1. Karten physisch-geographischen, 2. kultur-geographischen, 3. bevölkerungs-geographischen, 4. historisch-geographischen Inhalts. In diesem Atlas, für den es ein deutsches Vorbild noch nicht gibt, soll das gesamte Volksgebiet der Deutschen in Mitteleuropa erfaßt werden. Zur Bewältigung dieser Aufgabe waren unendlich mühsame Vorarbeiten notwendig, da zu ihr das Material aus 19 europäischen Staaten beschafft werden mußte. Im Vordergrund der Arbeit steht der Mensch in seinen Beziehungen zur Natur. Es soll alles berücksichtigt werden, was irgendwie Bedeutung hat in der Darstellung der Gestaltung des deutschen Raumes durch deutsche Menschen. Zur Mitarbeit sind ausgewählte Gelehrte herangezogen, deren Zusammenfassung unter der umsichtigen Führung von Norbert Krebs die bestmögliche Lösung sichert. Die Karten sind im Maßstab von 1 : 3 Mill. gehalten. Auf ihre Herstellung ist ganz besondere Sorgfalt verwandt worden, fast alle wurden völlig neu mit der Hand in Stein gestochen. Die Vollendung dieses Werkes wird eine Gabe von unschätzbarem Werte für das gesamte deutsche Volk schaffen.

Deutsche Volkskunde

Nach unserem letzten Bericht über das wichtige „Handbuch der deutschen Volkskunde", herausgegeben von Dr. Wilhelm Peßler, sind die Lieferungen 26—33 erschienen (Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. Je RM. 1.80). Lieferung 26—30 bringen den Abschluß eines der wesentlichsten Beiträge „Sitte und Brauch" von Prof. Dr. Adolf Spamer mit ausgezeichnetem Bildmaterial, das die ganze Fülle der volkstümlichen Lebensäußerungen in vollendeter Anschaulichkeit zeigt. Dr. Karl Gröber gibt hier einen reizenden Beitrag „Kinderspielzeug". Auch die Aufsätze von Prof. Richard Beitl und Prof. Josef Müller-Blattau über „Volksspiele" und „Musik und Musikgerät" passen sich ganz dem großen Ziel des Handbuchs ein. In Lieferung 31—33 behandelt Dr. Siegfried Lehmann in gründlicher und ansprechender Weise den „Tanz im deutschen Volke". Prof. Dr. Lutz Mackensen-Riga „Das Volksmärchen" in seinem ganzen Zauber. Es folgen „Sage und Legende", von Dr. Paul Zaunert sachkundig dargestellt, und das „Volkslied", das Dr. Franz Götting von der sprachlich-textlichen, Prof. Dr. Josef Müller-Blattau von der musikalischen Seite anpacken. Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

A. Hillen Ziegfeld, Berlin — Dr. Walther Pahl, Berlin — Professor Kurt Kluge, Berlin — Ottfried Graf Finckenstein, Terpen/Saalfeld (Ostpr.) — Vizeadmiral Adolf v. Trotha, Glienicke bei Berlin — Dr. Hans Pflug, Bornstedt-Potsdam — Rolf G. Haebler, Karlsruhe — Dr. Hanns-Erich Haack, Paris — Dr. Wilmont Haacke, Berlin — Hermann Josef Schmitt, Berlin — Claus Peter Volkmann, Potsdam — Professor Dr. Friedrich v. d. Leyen, München — Erich Frank, Saarbrücken — Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Werner Bergengruen, Solln bei München — Joachim Günther, Stuttgart

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Eugen Wiest, Leipzig • DA. II. Vj. 1938: 3699 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.